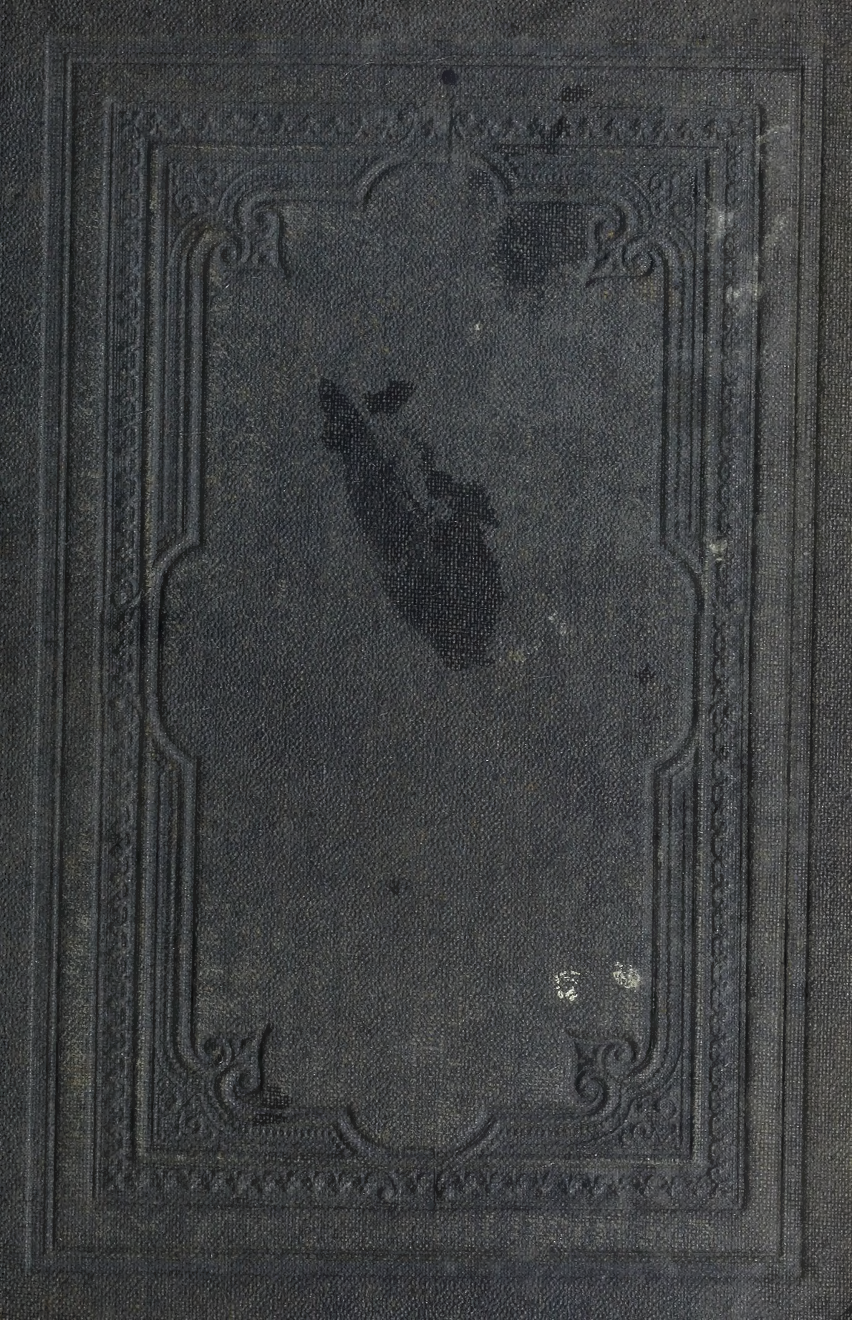
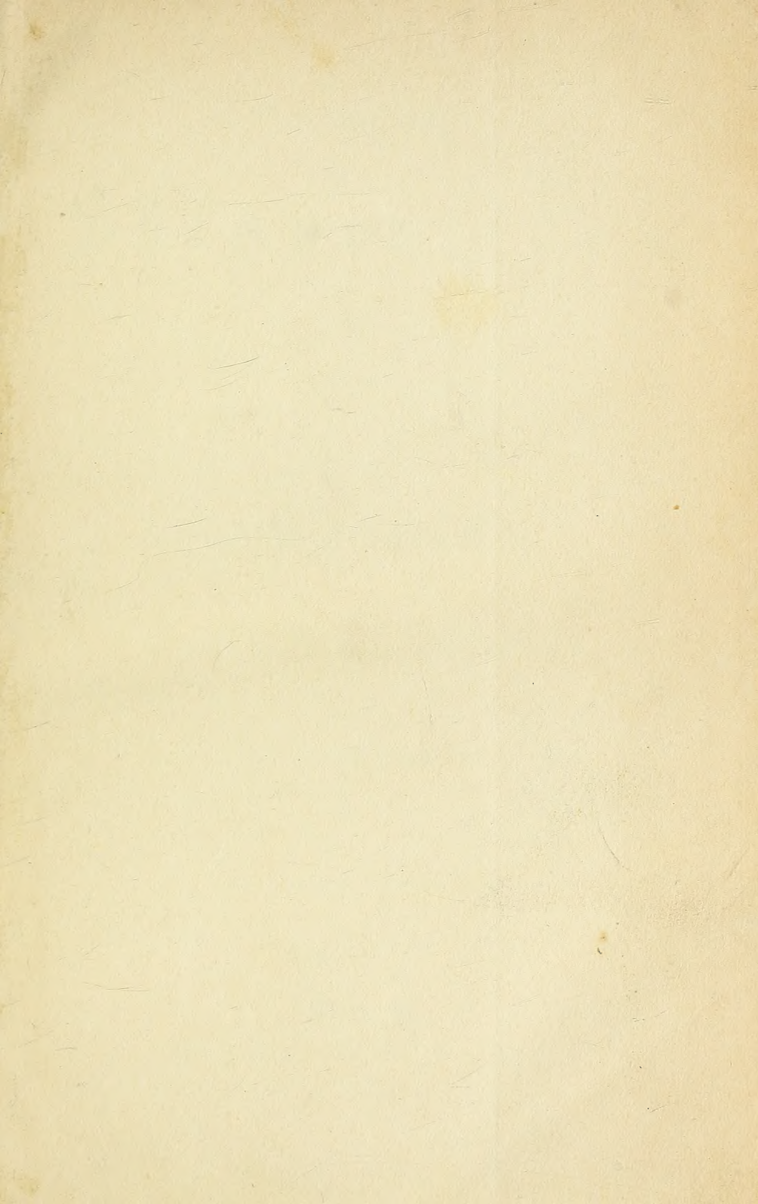
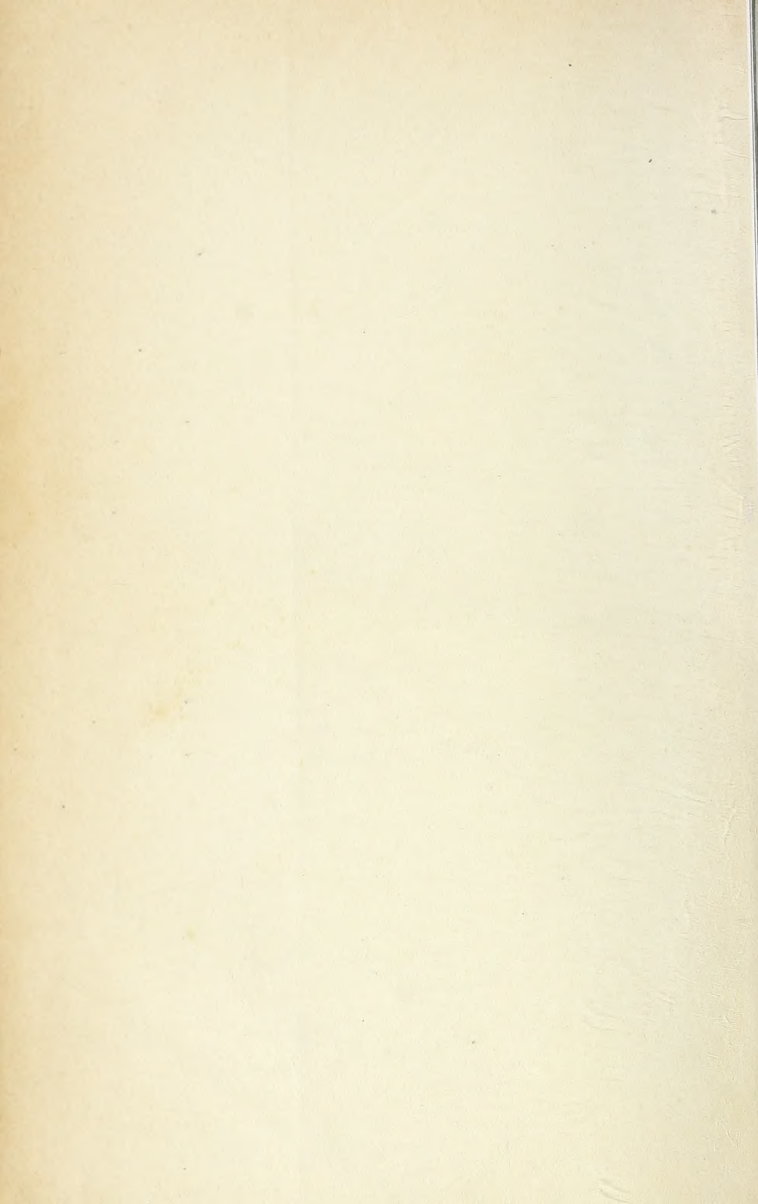








Europäisches
Sklavenleben.

Roman

von

F. W. Hackländer.

Vierte Auflage in vier Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1876.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Betrachtungen.

Wir wissen nicht, theurer und geneigter Leser, ob du in deinem Leben schon in den Fall gekommen bist, in lebenden Bildern mitzuwirken. Daß du öfter welche gesehen, nehmen wir unbedingt an. — Es ist das Stellen lebender Bilder in Familiencirkeln eine Krankheit, die hie und da einreißt, die oftmals sporadisch auftritt, dann aber auch für gewisse Winter ganze Städte epidemisch beherrscht. Das sind Zeiten der forcirten Bewunderung, wo man oftmals nach ausgestandenem Jammer den Lenker aller Dinge anklagen möchte, daß es überhaupt Bilder gibt, und daß Jemand auf die — schöne Idee kam, lebende Bilder zu arrangiren.

Wie schon bemerkt, so erfaßt die Lust nach diesem Vergnügen oftmals ganze Städte, und alsdann entgeht keiner seinem Schicksale; wer nicht zum Mitstehen gepreßt wird, der muß zusehen; und welche Art von Schlachtopferei menschlicher Grausamkeit die schlimmere sei, soll der Beurtheilung einer zweiten Miß Stowe vorbehalten bleiben.

Man hat alle Arten von Vergnügen erschöpft, man hat große Kaffeegesellschaften arrangirt, in welchen eine ungeheure Menge von Backwerken verzehrt, eine Anzahl guter Namen zerrissen, ja eine Masse von Zukunften vernichtet wurde. Was das Letztere anbelangt, — die harmlosen Zuthaten zum Kaffee nämlich, — so müssen wir den geneigten Leser versichern, daß die Vieruhr-, überhaupt die Nachmittagskaffeegesellschaften die schlimmsten, die blut-

dürftigsten sind. Das Mittagessen ist vorüber gegangen, und der Gemahl, der vielleicht in der Kanzlei von einem Vorgesetzten bedeutend geärgert wurde, kam verdrießlich zu Tische und findet, daß die Suppe versalzen, die lange Sauce des Gemüses zu mehlig und die Räucherung des Schweinefleisches nicht vollkommen gelungen sei. Es gab das eine kleine häusliche Scene, die Kanzleiräthin erlebte einige scharfe Bemerkungen, welche in viel kräftigerer Tonart, aus allen Registern klingend, in der Küche wiedergeorgelt wurden. Darauf ist das Bäbele verdrießlich geworden; „es ist überhaupt keine Freude in dem Hause,“ denkt sie, und statt daß sie mit dem Spülen um halb Drei fertig wäre, zieht sie dies Geschäft bis halb Vier hinaus, wo sie dann erst langsam die Hände mit Seife wascht, um darauf der ängstlich harrenden Gebieterin das Kleid zuzumachen. Diese, geärgert, echauffirt, kann mit dem übrigen Anzug kaum fertig werden, und erscheint nun statt um vier Uhr eine Viertelstunde später — der geneigte Leser mag selbst beurtheilen in welcher Laune — zum Kaffee.

Wie schon angedeutet, diese Nachmittagsgesellschaften sind entsetzlich, und der Geist der Verleumdung muß sie einstmals in höchsteigener Person erfunden und dazu geladen haben den gelben Neid, die grüne Bosheit, gräuliche Heuchelei, und alle andern Schwestern und Brüder dieser Geschlechter. Hier wird Alles, was in den Bereich der giftigen Zungen kommt, zerstückelt, zerrissen, verdammt ohne alle Gnade und Barmherzigkeit. — Abends bei einem harmlosen Thee geht es schon einige Grade sanfter und gemüthlicher zu. Am Ende des Tages ist man überhaupt versöhnlicher gestimmt, ist zu Liebe und Duldung geneigter jeder Mensch, ja sogar die Zunge der schlimmsten Frau. Da geht es denn oftmals ohne bedeutendes Blutvergießen ab; es herrscht hier — mit Ausnahmen natürlich — ein Geist der Sanftmuth; nur zuweilen wird ein guter Name geknickt, ein bis dahin guter Ruf vernichtet.

Aber im Laufe des Winters werden sie langweilig diese Gesellschaften, man hat sich schon zum Oefteren auf gleiche Weise beisammen gesehen, man hat schon unzählige Mal die neu plattirte Theemaschine bewundert oder das Porzellanservice, das voriges Jahr

angeschaffte; auch weiß man, daß der Silbervorrath aus achtzehn Löffeln besteht; die neuen Ueberzüge des Sopha's und der Stühle geben keinen rechten Stoff mehr zur Unterhaltung, ja sogar die eigenen Zungen sind abgenutzt und die Zähne haben sich stumpf gebissen an dem Wohl und Wehe des lieben Nächsten. Was das Schlimmste ist, es ist vielleicht keiner der glühenden Wünsche erfüllt worden, mit denen man die Wintersaison eröffnet, — es kamen die Wasser all', die gebeten wurden, aber die Einladungen dagegen fielen spärlich aus. Madame konnte sich trotz des großen Aufwands von Zucker, Thee und Backwerk nicht aus der siebenten Rangklasse erheben und hineinschmuggeln in höhere Regionen.

Man vergrößert nun die Theegesellschaften; statt daß man, wie bis jetzt, die Magd oder einen entlehnten Bedienten herum schickt und auf eine Tasse mit Zuthaten einladen läßt, werden nun Karten geschrieben, auf denen es heißt: Herr und Madame Backstein bitten Frau Regierungsräthin Hintenüber mit vier Töchtern zu einem Thé dansant auf morgen Abend &c. Unten links in der Ecke steht das bekannte: U. A. w. g. — Um Antwort wird gebeten; die jüngeren Damen übersetzen es sich aber: Und Abends wird getanzt.

Zur gewöhnlichen Theegesellschaft war doch nur eine kleinere Anzahl von Gästen versammelt, die der Salon ohne viele Schwierigkeiten in sich aufnehmen konnte, eine Anzahl Auserwählter, ein Elitencorps, ein Cadre der Armee; zum tanzenden Thee dagegen ist nun die sämmtliche Mannschaft einberufen worden: Kriegsreserve, Landwehr ersten und zweiten Aufgebots, ja längst schon nicht mehr dienstfähige und sehr strapazirte Invaliden. Da rüstet sich nun Alles, diesem Rufe Folge zu leisten, und erscheint zu Fuß und zu Wagen. Einige Zeit nach der angegebenen Stunde sind dann die hinteren Zimmer auch glücklich mit Menschen vollgepropft, und die vorderen füllen sich nach und nach ebenso an. Man becomplimentirt sich, man stößt einander, man tritt sich auf die Hühneraugen, man kann nicht zu einer hübschen Frau gelangen, denn sie ist von einem Kreis von Vaterlandsvertheidigern umgeben, und wenn man endlich glaubt, durchbrechen zu können, wird man von einem langweiligen

Kerl zurückgehalten, der durch die hinten Stehenden fast auf uns hinaufgeschoben wird, der mit stets offenem Munde spricht, uns beständig in gelinder Anfeuchtung erhält, und der, ehe er sich in eine Unterhaltung mit Jemand einläßt, auf alle Fälle vorher ein stärkeres Parfüm sich hätte aufgießen sollen.

In einem der hinteren Zimmer sitzt die corpulente Hauswirthin in schwitzender Selbstwonne, zählt unruhig die Häupter ihrer Lieben und denkt mit Wallenstein:

— — — — — — — — So Vielen
Gebietest du! Sie folgen deinen Sternen
Und setzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese Alle
Das Schicksal wieder aus einander streut;
Nur Wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von Allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's sein,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen.

Während dem steht der dürre Gemahl im altmodischen schwarzen Fräckchen an der äußern Zimmerthüre und freut sich, wie ein Kind auf die Weihnachtsbescheerung, über jeden Neuangekommenen. Rechts und links streckt er die Hände zum sanften Drucke aus, während er einem Dritten zuwinkt und zu einem Vierten sagt: „Ei, Sie kommen sehr spät, Herr Hofkapellmeister."

Letzterer ist aber offenbar der Klügste, denn zu einem solchen Thé dansant in einem stillen Bürgershause früh zu kommen und spät zu gehen, dazu gehört mehr Heldenmuth als mancher Mensch besitzt. Hat man erst einmal seine Pflicht gethan, der Frau vom Hause ein Compliment gemacht, hat sich darauf wieder wie ein Krebs zurückgezogen — eigentlich ein schlechter Vergleich, denn ein Krebs braucht nicht rückwärts zu schauen und läuft behaglich im

kühlen Wasser, während an dir sehr unbehaglich das Wasser herunter läuft und du jeden Augenblick hinter dich sehen mußt, um nicht die Perle irgend einer Rangklasse umzurennen — so kann man sich ja das Uebrige am andern Morgen von einem Freunde, der bis zum Ende geduldet und gelitten, der Morgens früh um drei Uhr, an allen Gliedern wie gerädert, der Hausfrau zum Abschied die Hand geküßt und ihr versichert hat, daß er lange keinen so charmanten Abend verlebt, erzählen lassen, kann da behaglich den Bericht anhören, wie der Andere die Tanzmusik noch von ferne gehört, den Thee und manches Andere von Nahem gerochen, das Backwerk gesehen und das Souper geahnet habe.

Aber auch die Gastgeberin fand nicht ihre Rechnung bei der Sache, keine Belohnung für die aufgewendeten großen Kosten: ihr Sohn, der angehende Referendär, hat umsonst der Tochter des Präsidenten den Hof gemacht; ihre beiden Töchter waren vergeblich in der glänzendsten Toilette erschienen, in ganz neuen blauen und rosa Barègekleidern: einige junge Leute, für welche man diese Fallen gestellt, waren nur tändelnd um dieselben herum geflogen, keiner hatte sich die Flügel am Strahlenlicht ihrer Augen verbrannt, — und Friederike war doch schon seit vier Jahren beinahe Zwanzig vorüber und ihre Schwester Louise ein paar Monate älter. Auch schien der Hausherr verdrießlich über die großen aufgewendeten Kosten und legte den Fascikel „Thé dansant vom vierten," seufzend zu seinen Haushaltungsrechnungen. Sein Chef und Kanzleidirektor hatte ihm nicht die gehörige Aufmerksamkeit erwiesen, und die Frau des Ministers war nur einen Augenblick da gewesen, hatte sogar zwei und ein halbes Mal gegähnt und über ungeheure Fatigue geklagt, als sie sagte, sie müsse heute Abend noch in eine andere Soirée fahren, zur Baronin Schnabilinsky. — —

Das hat man nun Alles hinter sich; man will keinen Thé dansant mehr veranstalten, man will auch nicht zurückgreifen zu den langweiligen Theegesellschaften, und da taucht einem erfindungsreichen Kopfe die Idee auf, lebende Bilder zu stellen; es ist das eine schöne Abwechslung und ein vielversprechendes Vergnügen. — Aber wie es dem armen Menschenkinde so oft geht:

er sieht nur die Außenseite, ohne sich um die Schattenpartien zu bekümmern.

Wir können ein Wort darüber mitsprechen, geneigter Leser, denn wir kennen das Kapitel lebender Bilder, wir haben dieses Vergnügen durchgekostet und genossen in allen seinen betrübenden Einzelheiten. Wir haben in lebenden Bildern mitgewirkt in der unschuldigsten und angenehmsten Art derselben, wo sie harmlos improvisirt waren, wo eine einfache Stubenthüre das Proscenium bildete, wo vorhandene Shawls, Tücher, Hüte, Hauben, Mäntel und Mantillen die ganze Garderobe ausmachten.

Wir haben das ferner mitgemacht, wo in großen reichen Häusern appart eine Bühne aufgeschlagen wurde und Costüme eigens für diesen Abend gemacht waren, wo renommirte Künstler die Tableaux arrangirten und wo nichts gespart war an Dekorationen und Gewändern.

Wir haben endlich mitgewirkt an der Aufführung lebender Bilder in großen öffentlichen Lokalen, wo keine Einladungen stattfanden, wo die Zuschauer sich Billete kauften und wo die Einnahme für einen guten Zweck bestimmt war; wir haben dabei die traurigsten Erfahrungen gemacht, haben dabei gesehen, welch' unendliche Schwächen das Menschengeschlecht hat, wie Wenige unter ihnen wirklich einer guten Sache zulieb, die man vorschiebt, etwas thun, wie das eigene Ich überall selbstsüchtig hervorbricht, wie ein armer Unternehmer von dergleichen Geschichten beständig am Rande des tiefen Abgrundes hintaumelt, in welchen er hinein stürzen und sich auf's Allerhöchste blamiren kann, weil Madame oder Fräulein A. am Tage vor der Aufführung absagen läßt, da ihr die Rollen nicht brillant genug sind, den andern Abend aber dafür in ihrer Loge sitzt und die schärfste Kritik übt; weil ferner die Madame B. die Madame C., D. und F. dir abwendig macht, da auch Mamsell Y. und Z. mitwirken sollen, die, Beide einer anderen Rangklasse angehörend, nicht würdig genug befunden worden sind, neben den Reichern und Vornehmern für die leidende Menschheit zu wirken. Man kann es Jenen eigentlich auch nicht übel nehmen, daß sie sich zurückziehen, denn es könnte da ja der traurige Fall eintreten, daß

eine der Rangklasse nach geringere, in Wahrheit aber vielleicht viel bessere und edlere Mitwirkerin bei den lebenden Bildern einen Tag nach der Aufführung es wagen würde, die andere eines freundlichen Grußes zu würdigen und ihr dergestalt an ihrem Credit schadete bei Vettern, Nichten, Basen und Muhmen, ja bei der ganzen hochpreislichen unfehlbaren wirklichen und Geldverwandtschaft. —

Einer kleinen Andeutung des oben Gesagten konnten wir uns nicht enthalten, denn es wird gewiß auch anderswo zuweilen mit ähnlicher Lieblosigkeit verfahren, einer Lieblosigkeit der sogenannten bevorzugten Klassen gegen andere, die in ihren Aeußerungen so sehr nachhaltig und verletzend, ja die im Stande sein kann, Zukunft und Lebensglück zu untergraben, die sich nicht in einer einzelnen Mißhandlung gegen den Nebenmenschen Luft macht, sondern die ein schwaches Gemüth, wie es deren ja viele gibt, durch fortgesetzte Quälereien und Nadelstiche zu Tode martert. Es ist das ein Kapitel, welches in keiner Sklavengeschichte fehlen darf, und das auch in Onkel Tom's Hütte vorkommen würde, wenn es dort bürgerliche Rang- und Klassenunterschiede gäbe, und wenn sich in Amerika eine schwarze Kommerzienräthin zieren würde, mit einer Gleichgefärbten am nämlichen Tische ihren Thee zu nehmen, weil sie selbst vielleicht nur die Urenkelin eines Barbiergehilfen ist, während der Vater dieser vielleicht noch im gegenwärtigen Zeitpunkte seine Kunden einseift. — Darin sind die Schwarzen glücklicher, denn sie kennen keine Standesunterschiede und haben, wenn auch gleiche Leiden, doch in dieser Beziehung auch gleiche Freuden, wogegen bei uns freien Weißen neben der großen Peitsche, die das allgemeine Schicksal über uns schwingt, noch so viele Peitschen um unsere Ohren sausen, deren Schlag, heimtückisch und aus dem Dunkel nach uns geführt, viel schmerzlicher ist als der Schlag der großen Zuchtruthe. Diese Schläge aber, geliebter Leser, sind unsichtbar wie die gewissen zauberhaften Ohrfeigen, und es wäre gar zu komisch, wenn es auf einmal möglich gemacht würde, all' die kleinen Geißeln zu sehen, die ein Mensch gegen den andern schwingt. Das wäre erstaunlich amusant, wenn du zum Beispiel bemerken könntest, wie jener Mann, der dir so theilnehmend erzählt, man

habe von dir ausgesagt, du hättest neulich diese oder jene Schlechtigkeit begangen, aber es sei eine niederträchtige Verleumdung, und er selbst wisse das ganz genau, — wie er bei diesen Worten seine kleine Peitsche schwingt und dich recht absichtlich tief in's Herz trifft. — Ja, in der That, wir wüßten nicht, was wir um den Anblick geben würden, unsere lieben Nebenmenschen so auf einmal zu sehen bei Spaziergängen, in Gesellschaften, im Theater, bei freundschaftlichen Mittagessen, Alle in gegenseitiger Prügelbeschäftigung, Alle mit langen und scharfen Geißeln in der Hand. Aber es ist doch besser, wenn sie unsichtbar bleiben, denn es würde der geneigte Leser auch wahrnehmen, wie wir, seine harmlosen und ganz unterthänigsten Erzähler, zuweilen eine tüchtige Schnur an unsere Feder binden, um rechts und links um uns zu hauen, zur Belustigung der Unparteiischen, aber auch zur Strafe unserer weißen Sklavenbesitzer.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Eine Probe lebender Bilder.

Der Kommerzienrath Erichsen hatte in seinem Namen und in dem seiner Frau die nothwendigen Einladungen besorgt und eine Auswahl unter den Honoratioren der Residenz freundlichst gebeten, sich zu einer ersten vorbereitenden Probe lebender Bilder an einem gewissen Tage bei ihm Nachmittags drei Uhr einfinden zu wollen. Das Gerücht von diesen Einladungen hatte in den betreffenden Kreisen keine kleine Aufregung hervorgebracht. Manche Dame, die wohl erwarten konnte, zur Aufführung eingeladen zu werden, hoffte aber mit Zittern und Zagen auch auf ein an sie gerichtetes Gesuch zur Mitwirkung und schrak bei jedem Tone der Klingel zusammen, ob der ersehnte Bediente nicht erscheine. Manch' schüchterne Frage an das Schicksal, das heißt in diesen Fällen an die Mutter und den Spiegel, wurde gethan, ob es denn wohl möglich sei, da ausgeschlossen zu werden, wo die Erwählten sich in schönen

Stellungen und noch schöneren Costümen vor der ganzen Gesellschaft zeigen werden.

Der Kommerzienrath war der Erste, der seit langen Jahren wieder die Tableaux in Aufnahme zu bringen versuchte, und man bemerkte deutlich an so Vielem, daß diese Idee eine zeitgemäße sei. Man hofirte dem alten Herrn, noch mehr aber der finsteren Räthin auf die auffallendste Art von der Welt; es kamen Besuche über Besuche und deßhalb die alte Dame tagelang nicht von ihrem Sopha, der Bediente nicht von der Hausthüre hinweg. Im Theater schmachtete man im ganzen zweiten Range nach der Loge des Banquiers, wie es der gesammte Adel im ersten Range bei festlichen Gelegenheiten nach der Loge Seiner Majestät zu machen pflegt. Der Kommerzienrath war in diesem Augenblicke nicht blos der König der Börse, er war auch der König seiner Gesellschaft, und wenn er in seine Loge trat, so zuckte es rechts und links von den Stühlen empor; mancher lange Hals von der Weiße eines Schwans und der Kehlengelenkigkeit einer Gans that das Uebermögliche, um sich um einen neidischen Pfeiler herum biegen zu können. Unternehmende Beamtentöchter der Kommerzienräthin gegenüber bemühten sich auf's Auffallendste, ihre körperlichen Reize in's beste Licht zu setzen; sanfte Blondinen stützten sich schüchtern und melancholisch auf den Arm und schlugen in unnachahmlicher Weichheit zuweilen die Augen auf, um ihre Qualifikation zu irgend einer Heiligen oder gar zur Himmelskönigin darzuthun. Andere mit blitzenden Augen und vollen schwarzen Haaren sahen verwegen über die linke Schulter irgend einen zusammengehockten Rechnungsrath an, als fühlten sie die Kraft einer Judith in sich und sähen sich vielleicht veranlaßt, nächstens ihrem stillen Nachbar den Kopf abzuschlagen.

Arthur hatte übrigens während dieser Zeit zu Hause mit Mama bedeutende Kämpfe zu bestehen. Die Costümfrage war glücklicher Weise zu Gunsten des Theaters entschieden worden, und sogar mit Beihilfe einer alten geizigen Oberregierungsräthin, die von Adel war, wenn gleich etwas zweifelhaftem, dabei drei eingeladene erwachsene Töchter besaß, und die förmlich vor dem Gedanken zurückschauderte, denselben Costüme machen zu lassen.

Was aber die Einladungen betraf, so konnte der Maler zu seiner großen Verzweiflung hierin nicht den Sinn der Mutter ändern. Er hatte natürlicher Weise die schönsten Frauen und Mädchen aufgeschrieben, sowie Männer von guten Gestalten und interessanten Köpfen; die unbeugsame Mutter aber verfuhr streng nach dem Gesetz: sie fing oben bei ihrer Rangliste an, und da die gelben Töchter des Kanzleidirektors begreiflicher Weise vor der schönen, jungen Sekretärsfrau und vor den reizenden Töchtern des Postmeisters kamen, so wurden jene zur Aufführung eingeladen, diese aber zum Zusehen verdammt.

Der verhängnißvolle Tag der ersten Probe kam so heran; Arthur hatte den größten Saal des väterlichen Hauses dazu eingerichtet, indem er vorn auf verschiedenen Staffeleien die auserwählten Bilder aufstellte, im Hintergrunde aber eine kleine Estrade errichtet hatte, worauf probirt werden sollte. Der Kommerzienrath hatte sich von dieser Probe zu entschuldigen gewußt — er war auch in Wahrheit gänzlich überflüssig, und die alte Dame verstand, wie wir wissen, auch ohne ihn das häusliche Scepter zu schwingen. Sie saß steif in ihrer Sophaecke; ihr hartes Gesicht war noch ernster als sonst, und wenn man die finster herabgezogenen Augenbrauen betrachtete, so bemerkte man, daß sich die Dame in keiner freundlichen Gemüthsstimmung befand.

Außer dem alten Herrn war so ziemlich die ganze Familie versammelt; Marianne saß wie damals neben ihrer Mutter in der anderen Ecke des Sopha's; Alfons, der Schwiegersohn, ging mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab, und die beiden Söhne des Hauses, Arthur und Eduard, standen neben einander am Fenster. Ueber Alle aber schien sich ein verdrießlicher Geist niedergelassen zu haben.

Die Kommerzienräthin hatte in den letzten Tagen mancherlei Aerger erlebt, ihre Schwiegertochter war mürrischer und unaufmerksamer gegen Mann und Kinder als je gewesen, und Alfons hatte ebenfalls mit seiner Frau einige heftige Scenen, die lebenden Bilder betreffend, gehabt. Er erklärte es nämlich für unpassend, daß sie selbst mitwirke, hatte auch unter Anderem gesagt, er finde

diese Tableauxgeschichte durchaus nicht anständig und begreife nicht, wie Mama dergleichen arrangiren möge; er für seine Person werde sich wohl hüten, in irgend einem Bilde mitzuwirken; — wofür ihm Arthur übrigens sehr dankbar war; — auch halte er es für unschicklich, hatte er ferner gemeint, mit jungen Männern oder auch mit jungen Damen in so vertrauliche Gruppen zusammen zu treten, wie es so häufig die Bilder erforderten. Die Kommerzienräthin hatte darauf ziemlich heftig zu Gunsten ihrer Soirée gesprochen, doch war immer von diesem ausgestreuten Samen ein Körnchen bei ihr aufgegangen, welches von einem dem Hause befreundeten Geistlichen genährt wurde, der unter Anderem mit niedergeschlagenen aber dabei verdrehten Augen nur ganz ergebenst darum gebeten hatte, keine Heiligenbilder oder Darstellungen aus der heiligen Schrift zu wählen.

Arthur stand, wie gesagt, bei seinem älteren Bruder am Fenster, und wenn auch letzterer angelegentlich auf die Straße zu blicken schien, so warf er doch zuweilen verstohlener Weise einen Blick in die hinterste Ecke des Zimmers, wo seine Frau in einem Fauteuil lag, die Fingerspitzen beider Hände an einander hielt und sehr beruhigt an den winterlichen Himmel hinauf blickte. Eduard schien dagegen wie oft sehr aufgeregt.

„Du kannst dir nicht denken," sagte er leise zu seinem Bruder, „wie diese Frau es versteht, mich zu plagen und zu quälen. Ich will nichts davon sagen, daß sie mir täglich ein finsteres, mürrisches Gesicht macht, so daß ich es im ganzen Jahre ohne Anstrengung behalten kann, wenn sie mich einmal heiter anblickt, — aber ihre Gleichgiltigkeit gegen mein Haus, gegen ihre Geschäfte als Frau, ja gegen meine Kinder ist oft wahrhaft empörend!"

Arthur zuckte die Achseln. „Euch Beiden ist schwer zu helfen," sagte er.

„Das sehe ich leider Gottes ein. Aber soll ich denn diese Geschichten ewig ertragen? — Ich mag nach Hause kommen, wenn ich will, so finde ich Ursache zum Klagen und zum Streit."

„Du nimmst auch Alles zu genau."

„Ich nähme Alles zu genau!“ erwiderte Eduard vorwurfsvoll; „ich möchte dich sehen, wenn du an meiner Stelle wärest! Du weißt zum Beispiel, wie sehr ich auf Ordnung in meinem Schreibzimmer sehe.“

„Ja, ja; darin hat ja deine Frau nichts zu thun und kann also nichts in Unordnung bringen.“

„Sie geht selbst auch nicht hinein; aber sie läßt meine Papiere, meine so zierlich aufgestellten Sachen den Kindern zum willkommenen Spielzeug.“

„Das ist freilich arg.“

„So komme ich denn gestern nach Hause; sie ist in ihrem Salon, unsere Mägde halten Kaffeegesellschaft im Hinterzimmer, mein Herr Sohn und meine Fräulein Tochter beschäftigen sich gerade damit, aus ganz wichtigen medizinischen Gutachten, die ich da liegen habe, Düten zu schneiden, in welchen sie meinen feinen Tabak und Streusand unter einander mischen, um sich einen Laden zu arrangiren. Dazu haben sie meine Pfeifen von den Gestellen herabgenommen, ein paar sind schon zerbrochen, und ich komme noch gerade recht, um größeres Unheil zu verhüten.“

„Da würde ich in Zukunft mein Schreibzimmer abschließen und den Schlüssel beständig bei mir tragen.“

„Allerdings hätte ich vielleicht dort Ruhe, aber um nicht den ganzen Tag Ursache zum Aerger vor mir zu sehen, müßte ich schon das ganze Haus abschließen und Niemand darinnen lassen als mich und meine Kinder. Du hast gar keine Idee davon, Arthur, was diese Frau für ein Talent zur Unordnung besitzt; es ist dies ein wahres Talent zu nennen und wäre unter anderen Bedingungen erstaunenswerth. Sie schließt keine Thüre und kein Fenster, sie legt keinen einzigen Gegenstand an den gehörigen Platz; läßt sie sich einmal herab, dem Hund sein Futter zu geben, so bekommt er dasselbe in irgend einer meiner kostbaren japanischen Tassen; zieht sie eine Uhr auf, so sprengt sie entweder die Feder oder verwickelt die Ketten in einander. — Nun, von ihrer Toilette will ich gar nicht sprechen, das hast du ja vor Augen und wirst es mir deßhalb glauben. Betrachte sie ein einziges Mal, ob der Anzug,

den sie trägt, vollkommen zu einander paßt! Ich wette hundert gegen eins, daß dir eine ganze Menge Unordnungen beim ersten Anblick in die Augen springen werden. — Siehst du, Arthur, und das macht mich unaussprechlich elend; ich befinde mich den ganzen Tag in einer krankhaften Aufregung."

„Wodurch du aber die Sache nicht besser machst," entgegnete der Maler. „Eben diese krankhafte Aufregung ist schuld, daß du wie ein Falke nach Allem spähst und gewissermaßen froh bist, wenn du etwas findest, was dir gestattet, diese Aufregung explodiren zu lassen."

„Nein, gewiß nicht."

„Was du mir da Alles erzählt hast, sind an sich nur Kleinigkeiten; aber obgleich ich mir wohl denken kann, daß sie dich auf's Tiefste verstimmen, wenn sie beständig vorkommen, so solltest du dir doch einmal fest vornehmen, dich dadurch nicht zum Zorn hinreißen zu lassen, sondern ruhig und bestimmt das zu sagen, was du sagen willst, dann dich auf dem Absatz umzudrehen und deiner Wege zu gehen."

„Du hast Recht, lieber Arthur," versetzte seufzend der Bruder. „Wenn ich das nur könnte! Aber ich bin es nicht im Stande; wenn ich zu Hause nur einen einzigen Menschen hätte, der es mit mir hielte, der mich unterstützte! Aber ich versichere dich, bis auf die Kinder hinab komplottiren sie gegen mich. — Und erst unsere Dienerschaft! Die handelt vollkommen nach dem Beispiel von Madame. — Unordnung und Gleichgiltigkeit vornen und hinten."

„Aber denen kannst du doch befehlen."

„Ich befehle auch, um von ganz gewöhnlichen Dingen zu reden, daß zum Beispiel meine Kinder Punkt acht Uhr jeden Morgen ihren Kaffee haben sollen, und zwar an einem bestimmten Tische; ich setze es nicht durch, Gott bewahre! Eins wird im Bett gefüttert, das andere verzehrt sein Frühstück auf dem Waschtisch, und ich bin schon dazu gekommen, daß Oskar in aller Gemüthlichkeit sein Brod in das Seifenwasser tunkte und dann aufaß. Sollen Einem da nicht die Haare zu Berge stehen?"

Arthur zuckte beistimmend die Achseln.

„Du weißt, ich will immer um ein Uhr zu Mittag speisen," fuhr Eduard fort; „aber ich bringe es nicht dahin. Bald will sie Nachmittags etwas vorhaben, und es steht dann die Suppe schon nach zwölf Uhr auf dem Tisch, bald ist es Zwei und ich mag klingeln wie ich will, es erscheint Niemand. — Das sind freilich Alles keine großen Sachen, aber es ist viel schlimmer als ein schweres Unglück, das uns betrifft und mit einem Mal zu Boden schlägt, — es martert uns mit beständigen Nadelstichen zu Tode."

„So wird also deinen Befehlen nicht Folge geleistet, und wenn du hie und da eine Scene aufführst, was nicht selten bei dir vorkommt —?"

„So habe ich selbst den Schaden davon. Madame zieht bei dem leisesten Wort ein Gesicht und sagt mir während vier Wochen nicht die Tageszeit, ich bin in meinem eigenen Hause wie die reine Gottesluft, ich existire als Gegenstand für Niemand — man sieht mich gar nicht an. Und das zu ertragen bin ich einmal nicht im Stande!"

„Und deßhalb bist du der Erste, der wieder gute Worte gibt!" sagte Arthur mit leisem Tone.

„Was soll ich machen? — Ich kann solch' ein Leben zu Haus nun einmal nicht ertragen. Du hast gar keine Idee davon, was es heißt, so ein finsteres Gesicht vor sich zu sehen. Morgens vom Aufstehen bis Abends, wo man zu Bette geht, kein Zorn, kein Aerger, der sich dem meinen entgegensetzt, nein — nein, eine unheimliche Gleichgiltigkeit, die Schwüle eines Gewitters, das nicht zum Ausbruch kommt, das keine wohlthätigen Blitze herabsendet, welche die Luft reinigen, und bei dem man nur in der Ferne ein gelindes Donnern hört. — Letzteres besorgen an solchen Tagen meine freundlichen Dienstboten, die im Verein mit Madame mich zu bestrafen trachten, indem sie meine Befehle schlecht und mürrisch ausführen, jeden Augenblick Gläser und Schüsseln hinfallen lassen und die Thüren zuschlagen, daß Einem Hören und Sehen vergeht."

Obgleich Eduard diese Schilderung seiner häuslichen Sklaverei dem Bruder im Tone des tiefsten Schmerzes machte, so konnte sich

doch dieser eines kleinen Lächelns nicht erwehren. — „Es sind das allerdings Nadelstiche," sagte er, „aber du mußt sie zu pariren wissen. Waffne deine Haut mit Geduld, tritt fest auf, zeige deinen Frauenzimmern den Herrn, und wenn sie anfangen mit dir zu boudiren, so zwinge dich, darüber zu lachen und nimm die Sache ebenfalls gleichgiltig."

„Wie oft habe ich mir das schon vorgenommen!" versetzte Eduard mit betrübtem Tone; „aber ich kann nicht. Ach! wie könnten wir so glücklich sein, wenn meine Frau anders wäre! Ich liebe sie immer noch wie damals, und wenn hie und da ihr Gemüth freudig ist und sich in ihrem Auge ein Sonnenstrahl zeigt, so bin ich der glücklichste Mensch von der Welt, vergesse und vergebe Alles, trage sie auf den Händen und —"

„Verderbe damit Alles," warf Arthur ein. — „Aber ich habe gut predigen, wir haben vom Vater das weiche Gemüth, vielleicht ginge es mir gerade so. Du mußt dich in Geduld fassen."

„Ja," seufzte der Andere, „ich muß mich in Geduld fassen. Aber wenn die Geduld einmal bei mir zu Ende ist, wenn mein trostloses Hauswesen von keinem Strahl der Freude mehr erhellt und wenn es rings um mich immer finsterer wird, dann — — gibt es doch noch einmal ein gräßliches Unglück," setzte er mit ganz leiser Stimme hinzu.

Während dieser Unterredung, die am Fenster und natürlicher Weise nicht laut geführt wurde, schien für die Uebrigen ein Engel oder ein Polizeidiener, wie man zu sagen pflegt, durch das Zimmer zu schweben, denn es sprach weiter Niemand; nur die alte Dame machte hie und da einiges Geräusch, indem sie mit den Fingern leicht auf dem Tische trommelte, was bei ihr jedoch immer als ein Zeichen ziemlich übler Laune anzusehen war.

Dreißigstes Kapitel.

Gesellschaftliche Correspondenzen.

Um drei Uhr sollte die Probe beginnen, und man hatte bis dahin noch ungefähr eine halbe Stunde Zeit.

Der Bediente trat in das Zimmer und überreichte der Kommerzienräthin zwei Briefe. Sie öffnete dieselben, las sie durch und reichte sie dann ihrem Sohne Arthur.

„Hochverehrtheste Frau Räthin," hieß es in dem einen; „Sie werden wahrscheinlich überzeugt sein, wie außerordentlich schätzenswerth und höchst angenehm mir jede Ihrer freundlichen Einladungen ist. Deßhalb kämpfte ich auch bis heute, ja bis um diese Stunde, ehe ich den Entschluß fassen konnte, Ihnen vorliegende Zeilen zu übersenden, mit denen ich Ihnen, hochgeschätzte Frau, unter tiefstem Bedauern anzeigen muß, daß es mir unmöglich ist, in den lebenden Bildern mitzuwirken. Natürlicher Weise können Sie verlangen, den Grund dieses meines harten Kampfes und späten Schreibens zu erfahren; aber nehmen Sie es mir nicht übel, werthgeschätzte Frau, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage. Es wurde gestern nämlich gerüchtsweise bei Obertribunalraths erzählt, es sei durch Ihren Herrn Sohn Arthur auch eine Einladung zu den lebenden Bildern an den Doktor F. mit seiner Frau gelangt! — Wenn diese Leute auch hie und da in größeren Gesellschaften gesehen werden, so bin ich fest überzeugt, daß Sie, werthgeschätzte Frau, doch Anstand nehmen, sie zur Aufführung lebender Bilder einzuladen. In einer Soirée kann man sich ausweichen, aber in einem Tableau — meine Töchter befinden sich in unbeschreiblicher Aufregung und Angst. Denken Sie, wenn es Ihrem Herrn Sohn, dem Herrn Maler Arthur, am Ende einfiele, die Frau Doktor F. in einem Bild neben meine Julie oder meine Emilie zu plaziren! Ich bin fest überzeugt, die Frau würde darauf hin eine nähere Bekanntschaft

versuchen, und dafür müßte ich — doch ganz besonders danken. Uebrigens bin ich wie immer mit aller Freundschaft

Ihre

Albertine Wasser,
verwittwete Tutelar-Räthin."

Die Kommerzienräthin hatte, während ihr jüngster Sohn las, jede Miene desselben mit Ruhe aber großer Bestimmtheit betrachtet, ja, sie war mit ihrer langen spitzen Nase seinen Augen gefolgt, wie sie auf dem Papier hin und her liefen, und als bei Erwähnung des Doktors F. und Frau ein verächtliches Lächeln über seine Züge flog, drückte die alte Dame ihre Augenbrauen finster herab und trommelte drohend und in einer unbeschreiblichen Taktart auf dem Tische.

„Nun?" fragte sie streng, nachdem Arthur den Brief durchlesen und nun lächelnd aufschaute. „Was ist an dieser Geschichte?"

„Sie kennen ja den Doktor F. und seine liebenswürdige Frau," erwiderte Arthur, — „einen meiner besten Freunde; sie wurden Ihnen durch mich vorgestellt."

„Das weiß ich; — aber die andere Geschichte!"

„Sie machten mit Papa auch einen Gegenbesuch."

„Schicklichkeitshalber. Aber —"

„Sie luden die Beiden im vergangenen Winter zu dem großen Thé dansant ein," fuhr der Sohn ruhig fort.

„Das that ich," entgegnete sehr ernst die Mama, „erstens, weil ich auf deine Bitten die Vorstellung geduldet, zweitens, weil sich die Leute, so lange sie hier sind, nicht unanständig aufgeführt, und drittens, weil, wie die verwittwete Tutelar-Räthin ganz richtig bemerkt — das bei einer großen Soirée in der Menge verschwindet."

„Aber F.'s waren auch später noch einmal da," sagte Arthur, indem er den Brief leicht auf den Tisch warf und die rechte Hand fest auf diesen stützte — eine Haltung, die Jemand annimmt, der zum ernstesten Widerstand entschlossen ist.

Die Nase der Kommerzienräthin erhob sich einen halben Zoll

höher. Sie hörte auf zu trommeln und griff nach ihrem Sacktuche, in das sie leise hinein hustete. — „Allerdings hast du Recht," fuhr sie darauf mit nicht weniger Ruhe fort, als ihr Sohn; „das geschah abermals auf deinen dringenden Wunsch und war eine ganz kleine Gesellschaft, die ich mit großer Umsicht für die F.'s ausgesucht. Dabei war unter Anderem der Buchhalter deines Papa's nebst seiner Frau, dein — Freund und Kollege, der Professor C. und ähnliche Leute. — Aber die Geschichte, die in dem Briefe angedeutet ist, wie ist es damit?"

„Doktor F. wurde mit seiner Frau von Ihnen zum Zusehen eingeladen, ist also doch einmal von der Gesellschaft. Da ich nun die Frau in einem der Bilder sehr gut brauchen kann," fuhr Arthur in sehr entschiedenem Tone fort, „so bat ich ihn ebenfalls zur Probe. — So ist die Geschichte, und also hat die verwittwete Tutelar-Räthin Recht."

„Ah!" machte die alte Dame, und ihre Augen schoßen ein paar Blitze auf den ungerathenen Sohn. Sie ergriff darauf abermals ihr Taschentuch und hustete stärker hinein als früher. Dann brachte sie ihre rechte Hand wie vorhin auf den Tisch und begann ihr Trommeln von Neuem. Diesmal aber war es unverkennbar der Rhythmus eines Sturmmarsches.

Einen Augenblick schaute sie alsdann fragend im Kreise umher, als wollte sie jeden Einzelnen auffordern, über diese unerhörte That einige mißbilligende Worte zu sagen.

Aber Alle schwiegen; nur Alfons neigte den Kopf auf die Seite, lächelte fatal nnd sagte: „Das hättest du nicht thun sollen, Arthur."

„Und warum nicht?" fuhr dieser auf.

„Weil die F.'s nun einmal nicht zu unserer — Gesellschaft gehören."

„Sie sind uns vorgestellt, sie kommen in unser Haus!"

„Aber sie haben nicht das Recht, eine Einladung zu prätendiren; sie sind nur geduldet," meinte Alfons, während er seine Brille näher an die Nase drückte.

„Und weßhalb sind sie bloß geduldet?" brauste der Maler

stärker auf. „Wer hat das Recht, den Doktor F., dessen Name, ja dessen kleiner Finger mehr werth als zwei Dutzend Räthinnen mit ihrem Anhang, nur zu dulden? Wer kann sich unterstehen, dieser braven Frau gegenüber von Duldung zu sprechen? — einer ehrbaren, verständigen, musterhaften Frau, in jeder andern Stadt eine Zierde der Gesellschaft."

„Und eine schöne Frau," sagte Alfons höhnisch.

„Ja wohl, eine schöne Frau, Alfons!" rief der Maler. „Das wirst du, wie ich mich erinnere, ganz genau wissen, und ebenso kannst du mir am besten beistimmen: eine brave und tugendhafte Frau. — Nicht wahr, Alfons, davon —"

Er wollte sagen: „davon hast du einstens Beweise erhalten," aber er bemeisterte sich glücklicherweise, doch wohl nur, weil er einem bittenden Blick seiner Schwester Marianne begegnete.

„Was ist es denn eigentlich mit dieser Frau?" fragte die Schwiegertochter der Kommerzienräthin von ihrem Fauteuil aus, ohne aber ihre Lage dabei im Geringsten zu verändern.

„Das will ich dir sagen, Bertha," fuhr der Maler fort. „Wir sind ja hier unter uns."

„Stille!" rief die Kommerzienräthin. „Nach deinen heftigen Reden von vorhin zu schließen, bitte ich mir aus, daß du es unterläßt, diesen Punkt vor den beiden Frauen zu erörtern. Ueberhaupt gehört das nicht hierher, und ich möchte mir fast erlauben, den Papa herauf rufen zu lassen, um mich mit ihm zu besprechen, was in diesem eigenthümlichen Falle zu thun wäre."

„O, dazu brauchen Sie nicht den Papa," erwiderte Arthur nicht ohne Beziehung; „Sie werden schon selbst einen Entschluß fassen, Mama. Aber Sie wissen um die Sachlage; ich habe den Doktor F. mit seiner Frau nun einmal eingeladen, er wird in einer Viertelstunde da sein. Haben Sie nun vor, etwas gegen ihn zu thun und mich so zu compromittiren, so verlassen Sie sich darauf, daß ich mich nicht scheuen werde, die Sache Jedermann zu erzählen, der sie hören will!"

Während die Kommerzienräthin, ohne viel auf die Rede ihres Sohnes zu achten, mit sich zu Rathe ging, was hier zu beschließen

sei, näherte sich der arme Eduard seiner Frau; er hatte schon vorher alle Versuche gemacht, einen freundlichen Blick von ihr zu erhaschen, aber sie schien heute nun einmal für nichts Anderes Sinn zu haben, als für den grauen winterlichen Himmel, den sie mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete. Jetzt aber, wo sie auf ihre Frage von vorhin keine Antwort erhalten, schien es dem unglücklichen zuvorkommenden Ehemann die passendste Gelegenheit, seiner mißstimmten Frau einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Er näherte sich dem Fauteuil und sagte leise: „Du hast vorhin wissen wollen, was es mit den F.'s für eine Bewandtniß habe, und weßhalb man sie nicht gern in die Gesellschaften ziehe?"

„O, es ist mir ganz gleichgiltig, wenn ich es auch nicht weiß," entgegnete Madame.

„Aber du fragtest ja darnach!" sprach Eduard eifriger.

„Ja, wie man so fragt."

„So will ich es dir sagen," flüsterte er. „Den Doktor F. kennst du ja — er ist einer unserer geschicktesten und talentvollsten Aerzte, noch sehr jung, hat aber schon eine sehr große Praxis."

„Allerdings größer als die deinige," entgegnete die liebenswürdige Frau.

Eduard biß sich auf die Lippen, bemeisterte sich aber und fuhr ruhig fort: „Der Vater der Doktorin ist ein unbedeutender Rechnungsbeamter — eine arme aber brave Familie. Doch ist ein Fehltritt vorgekommen, — — mit ihrem jetzigen Manne natürlich. Die Sache konnte nicht verheimlicht werden, denn ihr ältestes Kind kam etwas frühzeitig auf die Welt."

„Das ist die ganze Geschichte?"

„Das ist Alles, was man der Frau nachsagen kann, denn sonst ist sie ein Muster von Ordnung, liebt ihren Mann und erzieht ihre Kinder auf's Sorgfältigste."

„Unbegreiflich!" entgegnete hierauf Madame, und im Gegensatz zu dem soeben geführten Gespräch mit so lauter Stimme, daß man es deutlich im ganzen Zimmer hören konnte. — „Das kommt ja zuweilen vor; ist denn nicht eurer Cousine Emma, der jetzigen Hauptmännin S., ganz die gleiche Geschichte passirt?"

„Nun ja; sprich doch leise!"

„Und davon hat man ja gar kein Aufhebens gemacht; die kommt ja nach wie vor in alle Gesellschaften," sagte Madame noch lauter.

Die Kommerzienräthin war bei diesen Worten heftig zusammengeschreckt, sie hustete und trommelte abwechselnd und war schon im Begriffe, ihrer Schwiegertochter eine passende Antwort zuzuschleudern, doch fragte Arthur in diesem Augenblicke ziemlich gelassen:

„Nun, Mama, was beschließen Sie wegen — dieser Geschichte? Die Zeit drängt; wir haben nur noch einige Minuten Zeit, und ich bin überzeugt, daß Doktor F. sehr pünktlich sein wird."

„Das glaube ich auch," versetzte Alfons höhnisch lachend. „Solch eine Gelegenheit kommt nicht sobald wieder."

Die Kommerzienräthin hatte ihren Entschluß gefaßt. Sie trommelte noch leise auf den Tisch, daß es klang wie ein dumpfer entfernter Donner. Dann sagte sie: „Die Sache ist nun einmal geschehen, und kann ich, ohne den Anstand des Hauses zu verletzen, nichts mehr daran ändern; ich will dich also vor den Leuten nicht bloßstellen, dagegen sei es deine Aufgabe, die F. äußerst wenig in den Bildern zu beschäftigen, vielleicht nur in einem, wozu ich selbst mit Sorgfalt die anderen Personen aussuchen werde. Und dieses Bild, worin sie plazirt werden soll, wird alsdann in der Aufführung begreiflicherweise nicht gestellt; du hast das also dem Doktor F. zu unterbreiten und ihn zu veranlassen, bei der Vorstellung nicht unter den Mitwirkenden zu erscheinen. Wie du es anfängst, ist deine Sache; möge es dir recht schwer werden, denn die Voreiligkeit, die du begangen, verdient ihre Strafe!"

Arthur kannte seine Mutter und wußte, daß vorderhand eine Erwiderung zu nichts führen würde. Er trat an das Fenster zu Eduard und zeichnete gedankenvoll mit seinem Nagel eine fürchterliche Fratze auf die angelaufene Scheibe.

„Hast du was mit — der Wasser gehabt?" fragte Eduard.

„Nein," entgegnete Arthur, „aber ich mag die Familie nicht,

das wissen sie wohl. Ihre Töchter, die aufdringlichen Schneegänse, hassen mich ganz besonders; ich hätte sie einmal zeichnen sollen, habe mich jedoch für diese Ehre bedankt."

„Weßhalb haßt denn die Tutelar-Räthin die Doktorin F. so grimmig?"

„Das ist sehr einfach; es hat der Wasser selbst die größte Mühe gemacht, in den Kreisen der Gesellschaft, wo sie jetzt gelitten ist, durchzudringen. Und das mit einigem Recht, weil über ihre Familie ein sehr räthselhaftes Dunkel schwebt und weil sie eine boshafte, gallsüchtige kleine Person ist. Hauptsächlich aber dringt sie auf Ausschließung der F., weil sie doch gar zu schlecht neben ihr aussehen würde. Denke dir die schöne Doktorin und die kleine, halbverwachsene Frau ohne alle Taille, mit ihrem gelben Teint und dem bösartigen Blick!"

„Pfui, Arthur!" sagte Eduard lächelnd, „man sollte ja glauben, du seiest in einer Kaffeegesellschaft. Wie kann man sich so ereifern! — Sei jetzt stille, Mama hat ihren zweiten Brief gelesen und ihn Alfons übergeben. Er soll ihn vorlesen, sagte sie; geben wir Achtung!"

Alfons nahm in der That das zweite Billet aus den Händen seiner Schwiegermutter und nach einem gebieterischen Kopfnicken von Seiten derselben las er:

„Liebe Lotte! Deine Einladung habe ich allerdings erhalten, es ist mir aber wahrhaftig unmöglich, davon Gebrauch zu machen. Wie sich wohl von selbst versteht, wird dein Schwiegersohn, Herr Alfons, mitwirken, und da kann ich meinem Sohn doch nicht zumuthen, mit von der für uns so angenehmen Partie zu sein. Du weißt, daß sie einige heftige Worte zusammen hatten, und obgleich sich dein Schwiegersohn im größten Unrecht befand, so sah er sich doch bis heute nicht veranlaßt, meinem Karl einige versöhnliche Worte zu schreiben.

Sonst wie immer

deine treue Freundin

Louise."

Marianne hatte bei dem Vorlesen dieses Briefes die Lippen zusammengebissen, Alfons zuckte nach Beendigung desselben mit den Achseln. „Ich kann da nichts sagen und thun,“ meinte er. „Wenn Madame glaubt, ihr Herr Sohn habe Recht, so kann ich mir das ruhig gefallen lassen; ich aber behaupte, er hat Unrecht, und ich habe mir nun einmal vorgenommen, diese jungen Herren ihre Zudringlichkeiten fühlen zu lassen.“

„Und was hat denn der, von dem es sich handelt, so Schlimmes begangen?“ fragte ernst die alte Dame.

„Auf dem letzten Balle,“ sagte Alfons sehr wichtig und ruhig, „tanzte er mit Mariannen zweimal. Ich hatte nichts dagegen; als er sie nun aber gar zum dritten Male auffordern wollte, verbat ich mir das, und da erlaubte er sich einige unpassende Bemerkungen, die ich ihm aber sehr passend zurückgab. Ich halte sehr auf den Anstand, Mama, wie Sie wissen, und will nicht, daß meiner Frau gegenüber etwas geschieht, worüber die Leute die Nase rümpfen können.“

„So etwas wird Marianne wohl schon selbst nicht thun, Herr Schwiegersohn,“ erwiderte die Kommerzienräthin. „Uebrigens sehe ich gar nicht ein, wie ein dreimaliges Tanzen mit dem Sohne eines sehr befreundeten und sehr achtbaren Hauses unanständig sein könnte.“

„Ich sehe das auch nicht ein, Mama,“ sagte die Tochter mit leiser Stimme.

„Das mag sein,“ entgegnete Alfons mit erhobenen Augenbrauen, indem er die rechte Hand unter den Rock auf seine Brust steckte. „Es mag sein,“ wiederholte er bestimmt, „daß meine Begriffe von Schicklichkeit und Anstand etwas genau und scharf ausgeprägt sind, aber ich halte sie einmal fest, wie ich sie fühle; und man thut in dem Punkt lieber zu viel als zu wenig.“

„Sie hatten nachher in einer Ecke des Saals tüchtige Händel zusammen,“ flüsterte Eduard dem Maler zu, worauf Arthur beistimmend mit dem Kopfe nickte.

„Und es sollen da allerlei Dinge zur Sprache gekommen sein,“ fuhr der Andere fort, „die sich mit seinen scharf ausgeprägten Begriffen von Anstand und Schicklichkeit nicht gut vereinigen ließen.“

„Ich war nicht da,“ entgegnete Arthur zerstreut.

„Nun,“ sagte Eduard, „der junge Mann ließ ein paar Worte fallen, die Marianne tief verletzen müßten, wenn sie dieselben erfahren hätte. Es war das bekannte Thema, daß man Niemand hinter dem Busch suche, wenn man nicht selbst stark seinen Aufenthalt daselbst genommen.“

Man kann sich denken, daß nach dem, was soeben in der Familie vorgefallen und was wir dem geneigten Leser erzählt, die Gesichter der sämmtlichen Anwesenden durchaus nicht, wie man zu sagen pflegt, mit einem rosigen Schimmer übergossen waren, vielmehr schien Eines noch düsterer und verstimmter als das Andere. Doch gab es ein gutes Mittel dagegen, den Anfang der Probe nämlich und das Erscheinen der ersten Gäste.

Es ist wahrhaft erstaunlich, was der Mensch Alles kann, wenn er will, und wie sich hier, sobald man Schritte auf der Treppe hörte, die Züge Aller aufheiterten, die Augen einen anderen Ausdruck erhielten, und die Gesichter mit einem freundlichen Lächeln überstrahlt wurden. Bei Manchem gelang diese Umwandlung zwar erst nach einiger Anstrengung, aber sie gelang doch. Die Kommerzienräthin trommelte und hustete nicht mehr, Marianne saß sanft gegen sie hingebeugt, als habe sie ihr irgend eine zärtliche Bemerkung in's Ohr geflüstert; ja Alfons, der eben noch so verstimmte Alfons, stützte die rechte Hand auf den Tisch, während die linke soeben erst von der Schulter seiner Frau herabgeglitten zu sein schien. Es war das in Wahrheit eine rührende Gruppe.

Eduard hatte sich ebenfalls an den Fauteuil seiner Frau begeben und flüsterte ihr zu: „Es kommen Leute, wie du weist, Bertha, mach doch ein freundliches Gesicht und zeige wenigstens nicht vor der Welt deine ewige und traurige Verstimmung!“

Arthur zuckte verstohlen die Achseln und dachte: „Laßt den Doktor F. und seine Frau nur einmal bei der Probe gewesen sein, so wird das Andere sich schon machen“ — worauf auch er eine heitere Miene annahm.

Kurz es war erstaunlich, wie das ganze kommerzienräthliche Haus nun auf einmal das Bild der Zufriedenheit und Heiterkeit

bot; Alle sahen aus wie das personifizirte Wohlwollen gegen einander und gegen die äußere Welt, und hätte die Kommerzienräthin ihren stechenden Blick und ihre lange spitze Nase verbergen können, so würde die Gruppe auf dem Sopha sogar eine liebliche gewesen sein.

Einunddreißigstes Kapitel.

Winterhalter's Decamerone.

Da öffnete sich die Thüre und es erschien zuerst die Familie des Oberregierungsraths von D., für heute aus drei erwachsenen Töchtern bestehend, die von einem emporgeschossenen, noch ziemlich grün aussehenden Bruder, der die gegründetste Hoffnung hatte nächstens zum Justizreferendär zu avanciren, in Abwesenheit von Mama chaponirt wurden. Mama, eine gute, aber etwas dicke und alte Frau, hatte nur eine Einladung zum Zusehen erhalten, wogegen der Vater wegen seiner Amtsgeschäfte unmöglich erscheinen konnte.

Wenn wir sagen, daß Arthur die Töchter zur Ausfütterung irgend eines dunkeln Hintergrundes bestimmt hatte, so ist ihr Aeußeres sattsam beschrieben. Was den Bruder anbelangt, so war es schade, daß keine Thierstücke gestellt wurden: er hätte in seinen unbeholfenen, schweren Bewegungen die Stelle eines jungen Jagdhundes vortrefflich ausgefüllt.

Ihnen folgte in majestätischem Aufzuge die Familie des Obertribunal-Präsidenten. Er, ein großer korpulenter Mann mit einem breiten rothen Gesichte von etwas blutdürstigem Ausdruck, sie, scharf und schneidend im Aeußern, in Reden und Bewegungen, konnte an seinem Arme sehr wohl als Symbol des Schwertes der Gerechtigkeit dienen. Beider Sohn schritt hinter ihnen drein, eine noch nicht vollkommen erklärte Größe, die sich ebenfalls dem Criminalistischen zugewendet hatte, dem Aeußern nach eine schlechte Copie des

Vaters und bei allen jungen Damen sehr gefürchtet war, denn da er nichts Besseres zu reden wußte, so unterhielt er sich von seinen Gerichtssitzungen und erzählte gern die schauderhaftesten Mordgeschichten. — Die ganze Familie schritt äußerst würdevoll daher, aufrechten Hauptes, steif und großartig, als eröffneten sie den Zug irgend eines zum Tode Verurtheilten.

Glücklicherweise aber erschien hinter ihnen das wohlgenährte freundliche Gesicht eines jovialen Steuerraths mit Gemahlin, drei Töchtern und zwei Söhnen, und verwischte so das angedeutete traurige Bild. Der Steuerrath begnügte sich nicht mit einem stummen Kopfnicken, sondern er versicherte, daß er sich schon den ganzen Morgen ungeheuer auf die Probe gefreut habe, daß er mitwirken werde, es aber unter einem Adonis oder Apollo schon gar nicht thue, und daß er ferner hoffe, es komme auch irgend eine Rolle in einem Genrebild vor, wo er sich als Fiedler auf dem Fasse auf's Prächtigste ausnehmen würde.

Er würde noch mehr dergleichen vergnügtes Zeug geschwatzt haben, doch erschien jetzt sein Chef, der Obersteuerdirektor, ein noch nicht alter, vornehmer Herr mit mehreren Ordensbändern und zwei blühenden Töchtern, bei deren Anblick der Maler, der wieder ziemlich verdrossen nach seiner Fensterecke zurückgekehrt war ein freundlicheres Gesicht machte. Diesen beiden Mädchen waren natürlicherweise Hauptrollen zugedacht, und sie wußten wohl, daß sie hiezu berechtigt waren. Sie begrüßten die Kommerzienräthin herablassend, Marianne freundlich, die andern jungen Damen sehr oben hinüber, und der junge Jagdhund, sowie der blutdürstige Criminalist, die ein freundliches Wort anbringen wollten, wurden gar nicht beachtet.

Nach und nach kamen jetzt immer mehr der Eingeladenen, unter Anderem auch der Bankpräsident, ein bleicher, dicker Mann mit außerordentlich spärlichem Haarwuchs, das heißt auf dem Kopfe. Auf den Zähnen hatte er aber desto mehr, und er war mehr wegen seiner außerordentlichen Grobheit als seiner Umsicht bei den Geschäften der Bank berühmt. Als vornehmerer Kollege des Kommerzienraths wurde er von der Dame des Hauses durch ein Aufstehen

vom Sopha geehrt und ihm gleich ein Fauteuil untergeschoben, auf dem er sich auch niederließ, ohne in seinem durch Nichts berechtigten unergründlichen Hochmuthe die übrige Gesellschaft weiter eines Blickes zu würdigen.

Als die Kommerzienräthin vorhin aufstand, verband sie als kluge Frau dabei das Angenehme mit dem Nützlichen; denn nach dem Empfang des Bankdirektors begab sie sich in das anstoßende eigentliche Vorzimmer, um dort jene Klasse von Gästen zu empfangen, die es nicht so recht wagten, in das Gemach vorzudringen, wo sich die höchsten und allerhöchsten Herrschaften des Honoratiorenstandes befanden.

Auch Arthur folgte seiner Mutter in dieses Nebenzimmer, denn er wußte, daß dort eine größere und angenehmere Auswahl für die lebenden Bilder sein werde.

Hier fand sich denn auch bald eine zahlreiche Gesellschaft zusammen, und wuchsen auf dieser Schichte der menschlichen Gesellschaft, die um einige Grade tiefer stand, schon anmuthigere Blumen als droben auf der Höhe bei der dürren Vegetation. Hier waren jüngere Kaufleute mit ihren Frauen, versprechende Beamtentöchter, jüngere Räthe und Räthinnen, und Alle lachten, plauderten und summten vergnügt durcheinander, während drinnen nur hie und da ein ernstes und gemessenes Wort fiel.

Dort füllte es sich aber auch nach und nach, denn es wanden sich immer noch dürre Tannen in Gestalt von Regierungs- und Oberregierungsräthinnen, und kümmerliche Fichten, sowie mageres Gestrüpp aller Art, ältliche Gemahlinnen von Finanzdirektoren, geheimen Hofräthen und dergleichen mehr durch das frische und noch grün belaubte Unterholz des Vorzimmers, um die Höhe des Lebens zu erreichen, wo sie eigentlich hingehörten.

Arthur spähte nach seinem Freunde, dem Doktor F., der noch immer nicht erschienen war; aber er hatte als Arzt viel zu thun und mußte vorerst seine Geschäfte besorgen, ehe er an das Vergnügen denken konnte.

Da es übrigens drei Uhr geworden war, so ließ die Kommerzienräthin die Flügelthüre zu dem besprochenen grünen Salon öff-

nen und die Menge strömte dort hinein. Das jüngere Volk eilte alsbald zu den Staffeleien und betrachtete die aufgestellten Bilder, wobei sich beinahe Jedes eine Rolle aussuchte, die, so sagte man, für seine Persönlichkeit wie gemacht sei. Einige waren dabei bescheiden und meinten, sie würden sich mit Diesem und Jenem begnügen, Andere aber hielten sich für jede Rolle passend; und leider befanden sich Letztere in der Mehrzahl.

Arthur wurde von allen Seiten bestürmt, geschwinde anzugeben, auf welche Art er die Figuren vertheilt habe; doch er war klug genug, dieß nicht zu thun und versicherte, er müsse nach der Ordnung verfahren und zu einem Tableau nach dem andern die betreffenden Namen aufrufen.

Das ging nun ziemlich gut von statten, doch nicht ohne leise Reklamationen der Kommerzienräthin und sehr laute Einreden der betreffenden Damen.

Der Maler mußte schon in einen sauern Apfel beißen, und manche gelbe und magere Räthin als jugendliche Erscheinung vorschieben, während frische Mädchengesichter hinten zu stehen kamen. Dabei überließ sich Arthur auch zuweilen einer lustigen Laune; so übergab er zum Beispiel die Rolle des Holofernes dem Obertribunal-Präsidenten mit dem wilden Gesichtsausdruck, stellte den Bankdirektor als Judas Ischariot und bildete aus drei der vornehmsten und stolzesten Damen eine Gruppe, die er als Nymphen bezeichnete, die aber in Wahrheit Furien vorstellten, was ihm dieselben außerordentlich übel nahmen, als sie es später erfuhren.

Jetzt wurde das Decamerone von Winterhalter vorgeschoben, das duftige, schöne Bild, welches dem geneigten Leser gewiß bekannt ist. Es ist jener herrliche Garten bei Florenz, wo an einem Springbrunnen die sieben schönen Paare junger Mädchen und Männer in anmuthigen Gruppen ruhen und der erwählten Königin zulauschen, die erhaben zwischen ihnen sitzt, das schöne Haupt mit Blumen bekränzt.

„Ah!“ machten sämmtliche Damen, umringten in einem weiten Kreise das Bild, und auch viele der jungen Herren streckten die Hälse vor, um sich einen passenden Platz auszusuchen. Wenn

es allen Wünschen der Anwesenden gemäß gegangen wäre, so hätte man das Bild wenigstens achtmal besetzen können, denn da war fast Keine, die sich nicht für berechtigt hielt, mindestens als Königin da zu sitzen. Einige Ausnahmen fanden wohl statt, das waren aber schon Solche, die mehrmals vortheilhaft beschäftigt waren, oder sehr ältliche Damen, in deren Herzen aber jener angedeutete Wunsch zu Gunsten ihrer verschiedenen Töchter laut wurde.

Da Arthur bei mehreren Tableaux schon bewiesen hatte, daß er nicht zu bestimmen war, von seiner Liste abzugehen, so wandten sich mehrere vorsorgliche Mütter an die Kommerzienräthin, um eine Einsprache zu Gunsten ihrer Angehörigen zu erwirken, wodurch die alte Dame in augenscheinliche Verlegenheit kam, denn es waren zu wenig Figuren in dem Bilde, um allen diesen Privateinsprüchen genügen zu können. Sogar der Obertribunal-Präsident ließ sich herbei, eine Figur als äußerst passend für seine Emilie zu bezeichnen. Der junge Jagdhund verwandte sich auf's Lebhafteste für seine Schwestern, so daß am Ende die Kommerzienräthin in Folge aller dieser Bestürmungen ihren Sohn auf die Seite nahm und ihn in ernsten und dürren Worten anwies, den billigen Wünschen einiger der vornehmsten Damen, die sie ihm namentlich bezeichnete, nachzukommen und das Decamerone, welches Tableau den Glanzpunkt des Abends bilden sollte, nach ihrer Angabe zu besetzen. Vergebens waren die Einwendungen Arthur's: Mama hob ihre Nase so hoch als möglich in die Höhe und sagte kurz und bestimmt, sie habe schon während der früheren Bilder sich manche Abänderungen seitens ihres Sohnes gefallen lassen, dießmal aber beharre sie auf ihrem Wunsche, nöthigenfalls Befehle, und wolle von keiner Widerrede etwas wissen.

Arthur dachte einen Augenblick nach, dann flog ein eigenthümliches Lächeln über seine Züge; er nahm seine Liste, änderte Einiges darin ab und bat die zusammengedrängte Schaar der Damen und Herren um etwas Platz, damit er im Stande sei, das Bild stellen zu können.

Erwartungsvoll wich Alles aus einander, der junge Maler arrangirte die Sitze auf der kleinen Estrade im Hintergrunde des Saales und sagte dann, nachdem er einige Worte mit der Kommerzienräthin gesprochen, mit lauter Stimme: „Das Decamerone ist ein Lieblingsbild von Mama, und hat sie die meisten Damen und Herren, die darin vorkommen, selbst bezeichnet.“

„Vortrefflich! — Sehr schön! — Ah! das muß ein superbes Bild werden!“ murmelte es vergnüglich durch einander, wobei namentlich die Bittsteller und Bittstellerinnen, die vorhin mit der alten Dame unterhandelt, heitere Gesichter zeigten. Andere aber, die dies wohl bemerkt, stießen sich leicht an, schüttelten die Köpfe und man konnte verschiedene Reden hören: wie man wohl denken könne, was dabei beschäftigt sei, daß man sich an dergleichen Zurücksetzungen gewöhnen müsse, daß bei der Aufführung das Publikum wohl ein richtiges Urtheil haben werde, und dergleichen mehr.

Arthur fing an, die Namen der Damen und Herren abzulesen, und der geneigte Leser wird unserer Versicherung glauben, daß das Decamerone in dieser Zusammenstellung wenn auch kein reizendes Bild doch ein vornehmes wurde.

Was die Männer anbetraf, so konnte man schon zufrieden sein und wurden dabei auch wenig Bemerkungen laut, obgleich sich der junge Jagdhund eine Rolle herausgeschlagen hatte und sich hinstellte wie ein unglücklich ausgestopfter Storch, der durch Selbstmord in's Jenseits gewandert und deßhalb ein melancholisches Air behalten. — Die Damen aber, die nun erschienen und meistens stolz und sicher ihre Plätze einnahmen, mußten schon ein gelindes Spießruthenlaufen aushalten.

„Zwei Töchter des Herrn Oberregierungsraths von D. —“

„Gott!“ sagte eine dicke Kanzleirathstocher, „die Emilie und Auguste! da wird viel weiße Schminke verbraucht werden.“

„Es ist nur ein Glück,“ setzte eine ziemlich junge Kaufmannsfrau hinzu, „daß die Emilie sitzt und man ihren Rücken nicht sehen wird.“

„Sie ist wirklich ein bischen ausgewachsen,“ meinte eine Andere.

„Das nennst du ein bischen?“ sprach eine Vierte. „Mich hat die Corsettmacherin versichert, sie sei ganz in Eisen eingeschnürt, und wenn das nicht der Fall wäre, so müßte sie zusammenknicken wie ein Taschenmesser.“

„Fräulein Pauline von W.,“ sagte Arthur.

„Ah! die häßliche Nichte des Ministers!“

„Und in dem schönen Decamerone!“

„Florenz hatte damals eine betrübte Zeit,“ sagte boshaft eine andere Stimme; — „Hungersnoth und Krankheit — Pauline wird das recht natürlich darstellen.“

„Aber nehme mir kein Mensch übel, das wird ja ein schreckliches Bild!“ bemerkte entrüstet die Kanzleirathstochter. „Ich mache ja durchaus keine Ansprüche, da mitzustehen — denn ich weiß, daß ich nicht schön bin,“ setzte sie kokett hinzu; „aber wenn ich so aussähe, wie Pauline, so würde ich mich bedanken, wenn man mich so zur Schau stellte.“

Pauline hatte nun auch wirklich nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einer dieser hübschen Gestalten Winterhalter's, aber sie war die Nichte des Finanzministers, und ihre Mutter, die stolz und breit vor dem Bilde saß und wohlgefällig auf ihre Tochter blickte, hatte Connexionen bei Hofe.

Eine Vierte, die der Maler nun aufrief, gefiel eben so wenig als die vorbenannten Drei, und die Vier bildeten auch, um die Wahrheit zu sagen, einen gar betrübten Anblick, der durchaus nicht vermindert wurde, als nun Arthur die beiden schönen Töchter des Steuerdirektors dazu plazirte, die in Jugendfrische und Schönheit strahlten.

Der Platz der Königin war allein noch unbesetzt.

Arthur hatte sich schon mehrmal im Saale umgesehen und endlich gefunden, was er suchte. Es war das eine junge und schöne Blondine, ein herrliches, prachtvolles Weib, die bescheiden zurückgezogen neben ihrem Manne, dem Doktor F., stand, der mit dem Steuerdirektor im eifrigen Gespräch an einer Fensternische lehnte. Das Umherschauen des Malers war von verschiedenen jungen Damen falsch gedeutet worden, und Manche, die sich wohl berufen fühlte, eine Königin darzustellen, drängte sich auffallend hervor, ja die

dicke Kanzleirathstochter, ein unternehmendes Wesen, lehnte sich, um einen Contrast hervorzubringen, schmachtend an eine dürre Hofräthin und sagte zu dem Maler im Gegensatz zu ihren früheren Aeußerungen: „Ah! das wird ein schönes Bild; wie prächtig verstehen Sie das zu arrangiren, Herr Arthur!“ Dieser aber blickte nach einer andern Gegend hin und nickte der Doktorin F. freundlich zu, indem er ihr zugleich ein lebhaftes Zeichen machte, näher zu kommen, was sie aber mit einer graziösen Handbewegung abzulehnen schien, wozu sie leicht die Achseln zuckte und den Kopf neigte, als wollte sie sagen: ich gehöre nicht in den vornehmen Kreis.

„Nun, die Königin!“ sprach freundlich die Kommerzienräthin, die sehr geschmeichelt war über die vielen Komplimente, die man ihrem Talente, Tableaux zu arrangiren, von allen Seiten machte.

„Ach ja, die Königin!“ wiederholten sehnsüchtig mehrere Damen und blickten erwartungsvoll auf Arthur, der nun durch die Reihen schritt und die widerstrebende Doktorin F. auf den erhöhten Sitz führte.

Hätten aber mehrere Blitze vor der Herrin des Hauses, vor der Frau von W. und den meisten der alten Räthinnen dicht eingeschlagen, die Gesichter hätten nicht länger, die Mienen nicht bestürzter sein können, als nun, da die schöne Königin sich elegant auf ihrem Sitz niederließ und — jeder Zoll eine Herrscherin — ihre Untergebenen betrachtete.

Die Gruppe des Decamerone glich nun einem Strauche, dessen eine Seite voll duftender Blüthen hängt, während über die andere ein eisiger Nordwind fuhr, der nicht nur keine Blume aufkeimen ließ, sondern sogar das Laub verwelkte und verdorrte.

Frau von W., die sich zuerst zu fassen schien, warf der Kommerzienräthin einen nichts weniger als freundschaftlichen Blick zu, dann zuckte sie die Achseln und fragte hierauf ihre Tochter: „Nicht wahr, mein Kind, du sitzest sehr schlecht?“

„Ja, Mama,“ erwiderte diese, „es ist sehr anstrengend, und ich werde es an dem Abend kaum aushalten können.“

„Dann bitte ich, sich nicht zu geniren,“ versetzte Arthur, indem er sich auf die Lippen biß. „Wenn es Ihnen wirklich zu anstrengend ist, so können wir die Sache anders einrichten.“

Da erhob sich Fräulein von W., trat zu ihrer Mutter zurück, und sagte so laut, daß es die Dame des Hauses hören konnte: „Das kann man doch nicht von mir verlangen, neben der — — Frau Doktorin F. zu stehen!"

„Unter ihr zu sitzen!" sprach entrüstet die Mutter. „Die Probe ist doch bald zu Ende," wandte sie sich kalt an die Kommerzienräthin, „Sie werden erlauben, daß ich mich leise empfehle." Damit stand sie auf, machte ein förmliches Kompliment und rauschte mit ihrer Tochter nicht ohne einiges Aufsehen zum Saale hinaus.

Die Schwestern des jungen Jagdhundes sahen sich bedeutsam an und fingen an unruhig auf ihren Sitzen hin und her zu rücken; er selbst, der Justizreferendär-Aspirant, hob die Nase in die Höhe und sagte geringschätzig: „Ihr habt doch eigentlich da einen schlechten Platz bekommen."

„O ja, das fühlen wir auch," entgegneten die Beiden einstimmig; und die eine setzte boshaft hinzu: „Wir scheinen doch nicht recht in dieses Bild zu passen," worauf sie sich langsam erhoben, um sachte auf die Seite und von der Estrade hinab zu rutschen.

Arthur hatte alles Dies vorher gesehen, und um in seine Schlachtordnung keine auffallende Lücke zu bringen, das zuerst ausgetretene Fräulein von W. durch die dicke Kanzleirathstochter ersetzt, was ihn allerdings einen süßen Blick und einen Händedruck kostete, als er sie auf ihren Platz führte.

Der Doktor F. war unterdessen mit dem Obersteuerdirektor näher getreten, und Beide hatten wohl bemerkt, um was es sich handle. Der Doktor biß sich gelind auf die Lippen und warf seiner Frau aus der Entfernung einen Blick zu, den sie mit einem unbefangenen Lächeln erwiderte.

Der Obersteuerdirektor trat dicht an die Estrade heran und sagte seinen beiden Töchtern: „Ihr habt da einen vortrefflichen Platz; sitzt nur recht ruhig und macht dem schönen Tableau alle Ehre!" — eine Bemerkung, wofür ihm die schöne Königin einen Blick des innigsten Dankes zuwarf, denn wir brauchen dem geneigten Leser nicht wohl erst zu sagen, daß diese Frau mit ihrem zarten Gefühl augenblicklich die niedrige Unverschämtheit begriffen

hatte, welche die schlecht erzogenen Töchter gebildet sein wollender Stände gegen sie begangen.

Auch das vierte von der Kommerzienräthin octroyirte verwelkte Blatt entfiel dem Strauße und säuselte den Töchtern des Oberregierungsraths nach, um sich in einer Ecke des Saales über die erlittene Kränkung zu besprechen.

Natürlich wurden sie von Arthur augenblicklich durch drei frische Mädchen ersetzt, und als bald der junge Jagdhund, der sich wiederholt eines sonderbaren Hüstelns beflissen, von dem Maler scheinbar ruhig, aber mit einem gewissen festen Blick, gegen einen größeren Herrn umgetauscht worden war, stand das Bild so vortrefflich und schön, daß die Unbefangenen aus der Gesellschaft, als nun probirt wurde, einhellig in die Hände klatschten.

Den Gemüthszustand der alten Räthin bei dieser für sie so empörenden Scene brauchen wir wohl dem geneigten Leser nicht zu schildern; ihre Finger umspannten krampfhaft das Taschentuch, und da sie keinen Tisch vor sich zum Trommeln hatte, so machte sie ihrem Zorn auf andere Art Luft und schien von einem wahren Krampfhusten befallen zu sein.

Die Probe ging nun zu Ende, die Eingeladenen verschwanden, nachdem sie der Herrin des Hauses versichert, die Aufführung der lebenden Bilder werde einen köstlichen Abend geben und sie freuten sich ungemein darauf.

Arthur war mit dem Doktor F. weggegangen und die Räthin schloß sich in ihr Boudoir ein, um ruhig zu überlegen, was auf diese scandalöse Geschichte zu thun sei.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Der geneigte Leser wird sich vielleicht erinnern, daß wir ihn in einem früheren Kapitel in einen entlegenen Theil der Stadt

führten, wo sich in der Nähe des großen Fruchtmarktes, in dem ältesten Theile der Stadt, ein Zusammenbau von alten massiven Häusern befand, die mit zahlreichen Ein- und Ausgängen auf verschiedene Straßen ziemlich sichere Schlupfwinkel waren für allerlei Leute, welche Ursache hatten, die Oeffentlichkeit zu scheuen und der spähenden Polizei nicht unter die Augen zu kommen.

Diese Gebäude, in früheren Zeiten einzeln stehend, waren nach und nach durch Anbaue der verschiedensten Art vereinigt worden. Nach Bedürfniß hatte man Gänge angebracht, Mauern durchschlagen, Höfe überbaut und solchergestalt die Wohnungen unter einander verbunden, so daß aber das Ganze im Innern ein wahres Labyrinth wurde, durch welches den Ein- und Ausgang zu finden für einen Uneingeweihten sehr schwierig, ja in gewissen Theilen ganz unmöglich wurde. Hier befanden sich Ausgänge, die auf irgend einen finstern Hof mit vielen Thüren führten, wo ein des Weges Kundiger, wenn er gerade verfolgt wurde und nur wenige Schritte Vorsprung hatte, plötzlich verschwand, um durch einen andern Eingang des Gebäudes wieder zurückzukehren, ehe der Verfolger ihn zu Gesicht bekam.

Der wirklichen Ausgänge auf die Straßen waren es außerordentlich viele, und obgleich man sie alle kannte, und es nicht schwer gewesen wäre, sie im Falle einer Durchsuchung zu besetzen, was übrigens schon häufig genug geschehen war, so zuckten doch die erfahrensten Polizei-Offizianten bei solchen Veranlassungen die Achseln und nannten das ein vergebliches Bemühen; denn sie seien überzeugt, so sagten sie, es befänden sich da geheime Ein- und Ausgänge durch benachbarte Keller oder Gott weiß wo sonst, von denen Keiner von ihnen eine Ahnung habe.

Natürlicherweise war aber der Sicherheitsbehörde der Eintritt in diese Gebäude durchaus nicht verwehrt und konnte sie hier ihren Amtsgeschäften nachgehen, so oft sie es für nöthig erachtete.

Es wohnten hier eine Menge Familien von den verschiedenartigsten Gewerben, ja in einem Theile befanden sich sogar ein paar elegante Läden, sowie Werkstätten von Schmieden, Wagnern, Sattlern und dergleichen mehr. Von dem Ganzen besaß die hohe

Polizei einen sauber gearbeiteten und sehr korrekten Grundriß, den man einstens durch den Stadtbaumeister aufnehmen zu lassen für nothwendig befunden hatte, und darin waren auch die Familien verzeichnet, wo sie wohnten, wie viele Zimmer sie inne hatten, und es wurde strenge darauf gehalten, daß die verschiedenen Aus- und Einzüge der Behörde augenblicklich gemeldet wurden.

Obgleich nun so das ganze Anwesen scheinbar klar und durchsichtig vorlag, so war der Fuchsbau dennoch, wie wir schon oben angedeutet, eine wahre Räuberhöhle und wimmelte von Dieben, Betrügern und allem möglichen Gesindel mit seinem so nothwendigen und zahlreichen Anhang von Hehlern jeder Art. Wie oft hatte man auf dringenden Verdacht plötzliche Haussuchungen angestellt, ohne je etwas gefunden zu haben; der gegründetste Verdacht war nie gerechtfertigt worden, und so fand denn auch die Gerechtigkeit keinen triftigen Grund, den Fuchsbau, wie man schon mehrmals in Vorschlag gebracht hatte, entweder ganz niederzureißen, oder in seiner ehemaligen Gestalt wieder herzustellen durch Entfernung der verschiedenen Anbaue mit ihren labyrinthischen Treppen und Gängen, — ein Vorschlag, dessen Ausführung übrigens auch noch wegen des Kostenpunkts und der Gefährlichkeit in baulicher Beziehung seine Schwierigkeiten gehabt hätte.

Wir haben schon vorhin gesagt, daß das Ganze den Namen des Fuchsbaues hatte; ein besonderer Theil hieß aber der Gasthof zum Fuchsbau, und in diese stillen Gemächer wollen wir den geneigten Leser unsichtbar einzuführen uns erlauben, was so ohne Gefahr geschehen kann, wogegen er in Wirklichkeit mit einem guten Rock bekleidet ein sehr unwillkommener Gast sein würde.

Es ist draußen ein unheimliches naßkaltes Wetter; Schnee, Regen und Wind jagen einander in den engen Durchgang hinein, von dem wir schon früher sprachen, und da bei dieser Hetze die erstgenannten leichten Gesellen verschmolzen und verflogen sind, ehe sie der Sturm recht erfassen kann, so läßt er nun seine Wuth an einer alten Laterne aus, die an rostigen Ketten von dem Gewölbe niederhängt und ächzend hin und her weht.

In dem Durchgang befindet sich jene uns schon bekannte kleine

eiserne Gitterthüre, von schweren Stangen gemacht, mit einem sehr soliden und künstlichen Schlosse, sowie oben und unten mit Riegeln versehen, die, wenn sie vorgeschoben sind, ungreifbar in das Eisen zurückfallen und nur durch eine künstliche Vorrichtung wieder zurückgezogen werden können.

Hinter dieser Thüre beginnt eine schmale steinerne Wendeltreppe, die oben auf eine einzige, wieder verschließbare Thüre führt; dann kommt ein gewölbter Gang, spärlich von einem stark eingetriebenen Gaslicht beleuchtet, auf welchen mehrere Thüren münden.

Durch eine derselben treten wir geräuschlos ein und befinden uns nun in einem großen Gemache mit braunen Holzwänden, eben solcher Decke und einem mächtigen Kachelofen. Das Mobiliar desselben besteht aus langen, schweren, eichenen Tischen und Bänken; in einem hohen Eckschranke sind Gläser und Flaschen aller Art verwahrt. Neben diesem Buffet befindet sich ein einzelner Stuhl, ein alter Lehnsessel, in welchem ein kleines vertrocknetes Weib sitzt, welches die Hände in den Schooß gelegt hat und das eine Kellnerin vorstellt. Sie scheint unachtsam vor sich hinzustarren, doch sieht ein aufmerksamer Beobachter, daß sie unter ihren grauen buschigen Augenbrauen die glänzenden kleinen Augen unruhig hin und her laufen läßt. Vor ihr liegt ein großer Hund, dessen zottiges Fell ihr als Fußschemel dient; neben ihr, zwischen dem Eckschranke und der Wand, befinden sich, an starken Dräthen von der Decke herabhängend, mehrere Handgriffe, die wie Klingelzüge aussehen; es sind dies aber nicht so ganz harmlose Gegenstände und auf ihnen beruht theilweise die Sicherheit des Hauses. Der Zug an einem derselben gibt dem Hausknecht ein Zeichen, die Thüren zu öffnen und zu schließen, ein anderer ist eine Art Telegraph, der durch gewisse Zeichen mit den Nebenzimmern kommuniziren kann, ein dritter steht mit einer Allarmglocke für das ganze Haus in Verbindung, und der vierte endlich beherrscht die Gasleitung des Gebäudes und kann durch einen einzigen Zug Alles in die dichteste Finsterniß versetzen.

Das Zimmer, in dem wir uns befinden, ist also, obgleich das allgemeine Schenkzimmer des Gasthofes zum Fuchsbau, zugleich auch die Portierstube für sämmtliche Gebäude, und das alte Weib,

ein hartes, verschlagenes, listiges Wesen, wurde mit großer Sorgfalt zur Pförtnerin auserwählt. Und man hätte keine bessere finden können: sie hatte alle Abstufungen des Diebslebens durchgemacht und wer sie bei Vertheilung von Beute oder beim Verkauf gestohlener Gegenstände überlisten wollte, der mußte sich zusammen nehmen.

An einer der langen Tafeln befanden sich vier Männer, von denen drei in eifrigem Gespräch begriffen waren, der vierte aber mit dem Kopf an die Wand lehnte und zu schlafen schien. Dies war ein schlank gewachsener großer Mann in den Dreißigen, der regelmäßige Züge, schwarzes Haar und einen gut gepflegten dichten schwarzen Bart hatte. Seine Kleidung dagegen war sehr unordentlich und abgerissen; er trug einen fadenscheinigen grauen Jagdrock, an dem sich vorn auf der Brust nur ein einziger Knopf befand, schwarze, zerlumpte Hosen, und wenn man den einen Fuß genau betrachtete, den er vor sich auf die Bank gelegt, so sah man, daß der Stiefel aufgetrennt und die Sohlen fast gänzlich zerrissen waren.

Die drei Anderen saßen etwas entfernter; einer mit krausem, röthlichem Haar hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf auf die Fäuste gelegt. Er hatte ein plumpes, obgleich nicht unangenehmes Gesicht, das aber, besonders die Nase, stark geröthet war. Dieser war einfach, aber gut gekleidet; er trug Lederhosen, hohe Stiefel und ein Wamms von dickem, dunkelblauem Wollenstoff.

Der Zweite lehnte hinten über an die Bank, war mit schäbiger Eleganz gekleidet, hatte ein hiezu passendes mageres Gesicht mit abgefeimten Zügen. Derselbe rauchte eine Cigarre, deren Dampf er empor blies, um ihm behaglich nachzuschauen.

Der Dritte endlich beugte sich über den Tisch, ließ kleine Brodkugeln aus seinen Fingern fallen und schien irgend etwas erzählt zu haben. Dieser, obgleich am besten gekleidet, — er trug eine gutgemachte und saubere herrschaftliche Livrée, — hatte das unangenehmste, ein wahrhaft widerliches Gesicht. Sein vorn fast nackter Schädel wurde von wenigen Haaren umflattert, die er von hinten hervorzukämmen versuchte, und an denen er beständig mit der Hand strich, um die widerspenstigen nach seinem Willen zu gewöhnen.

Er schielte ein klein wenig und machte beständig ein spitzes Maul, um welches fast immer ein fades Lächeln spielte.

Diesen Männern gegenüber, fast hinter dem Ofen, befanden sich zwei Frauenzimmer, deren Gewerbe nicht zu verkennen war, denn neben der einen lehnte eine Harfe an der Wand, während auf der Bank zwischen Beiden eine Guitarre mit einem Band von verblichener Farbe war. Zwei Bündel befanden sich auf dem Tische neben einer Schüssel, woraus sie eine Suppe gegessen zu haben schienen; der Löffel der einen lehnte am Rande des Gefässes, während die andere den ihrigen vor sich niedergelegt hatte. Sie waren von verschiedenem Alter und sehr ungleichem Aeußern; die erste mochte wohl an die Dreißig sein, während die andere das zwanzigste Jahr kaum zurückgelegt hatte. Die ältere erschien als eines jener leichtfertigen Wesen, welche Musik treiben, so lange Jemand da ist, der ihnen zuhört, dann aber gerne an einer freundlichen und innigeren Unterhaltung theilnehmen. Sie hatte ein rothkarrirtes Wollenkleid an, und da es ziemlich tief ausgeschnitten war, so bemerkte man ihre vollen Formen, die sie auch durchaus nicht zu verbergen strebte, denn ein kleines Halstuch hatte sie neben sich auf die Bank gelegt. Ihr Gesicht war wettergebräunt, hatte einen kecken, verwegenen Ausdruck, dicke, etwas aufgeworfene Lippen und dunkle, lebhafte Augen. Das Haar trug sie in zwei schwarzen Flechten, die um die Ohren herum an den Hinterkopf liefen, dabei hatte sie einen sogenannten schiefen Scheitel, und war das offenbar ein Mittel, um einige sehr dünne Stellen ihres Haarwuchses zu verdecken.

Die andere, die, welche den Löffel neben sich gelegt hatte, war ein schlankes, schmächtiges Mädchen mit einem schmalen, bleichen Gesichte und blondem Haar. Ihre blauen Augen konnte man selten sehen, da sie meistens vor sich niedersah; ihre Züge drückten Bescheidenheit, Furcht und Scham aus; auch schien sie sich in ihrer Umgebung gar nicht behaglich zu fühlen, denn wenn sie, was bisweilen geschah, einen schnellen Blick rings durch das Zimmer und über die nebensitzenden Männer laufen ließ, so überflog ihre blassen Wangen eine leichte Röthe, und wenn

je einer vom anderen Tische herüber sah, so schrak sie ordentlich zusammen.

Der in der Livrée hob sein fast leeres Glas in die Höhe, schlürfte den letzten Tropfen daraus, und wandte alsdann seinen Kopf der Alten zu, die in ihrem Lehnstuhle zu schlafen schien.

„He da! Wein!" rief er, indem er seine leere Flasche auf den Tisch stieß.

„Zuerst Geld," entgegnete die Alte, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Geld?" sagte der Andere, gezwungen lachend. „Ich habe keins mehr; du kannst ankreiden oder kannst mich auch meinetwegen traktiren. Es wäre nicht mehr als billig, wenn wir Alle hier auf Unrechtskosten lebten."

„Gebt ihr Geld, so bekommt ihr Wein," erwiderte ruhig die Alte.

„Ich sage dir aber, ich habe keinen Kreuzer mehr."

„Und Durst für viele Gulden," meinte der mit dem rothen Haar.

„Es ist mein Ernst," fuhr der in der Livrée fort, „daß du es aufschreiben sollst, Alte. Man wird doch wohl hier in dem verfluchten Hause noch Kredit haben?"

„Ihr aber habt in dem verfluchten Hause nicht den geringsten Kredit mehr," erwiderte das Weib. „Ueberhaupt habt ihr genug gesoffen und könnt nach Hause gehen."

„Du willst uns heimschicken?" entgegnete der Andere höhnisch. „Ich habe nun einmal Lust, die ganze Nacht da zu bleiben; ich will Wein haben und da die Harfenmädel sollen aufspielen. Nachher bitte ich mir ein Zimmer aus; — was meinst du, Nanett?" — Dabei kniff er gegen das ältere der beiden Mädchen das linke Auge zu.

Die Alte würdigte ihn übrigens gar keiner Antwort mehr.

„Na, ich gebe dir noch einen Schluck," sagte der im schwarzen Frack, indem er seine Cigarre aus dem Munde nahm und seine etwas gelben Vatermörder in die Höhe zupfte. „Du bist trotz deiner glänzenden Livrée doch ein armes Luder. Ich möchte nicht in deinem Rocke stecken."

„Bah! Und warum nicht? — Wegen des elenden Messerstichs?"

„Ja, ja, wegen des elenden Messerstichs!" lachte der mit dem rothen Haar, indem er seinen Kopf erhob und mit der frei gewordenen Faust sein Glas ergriff, das er austrank.

„Wie war doch die Geschichte eigentlich?" fragte der elegant Aussehende.

Der Gefragte warf ihm einen prüfenden Blick zu, der sagen wollte: kann ich dir auch trauen oder hast du vielleicht im Sinne, die Geschichte irgendwo zu berichten? — doch zuckte er gleich darauf die Achseln und sprach wie zu sich selber: „Teufel! es ist ja ziemlich bekannt und es fällt mir auch gar nicht ein, es zu leugnen. — Wir brachen in der Vorstadt ein, wie ihr Alle wißt, Thomas, der schwarze Johann und ich."

„Bei deinem Herrn?" sagte lachend der Eine.

„Aber nicht in seiner Livrée!" meinte der Andere.

„Laßt doch eure schlechten Späße! — Genug, wir brachen ein, — es ist eigentlich kein Einbruch zu nennen, denn ich hatte ja alle Riegel zurückgeschoben; auch ging Alles glücklich von statten, — wir nahmen eine hübsche Summe und Silbergeschirr, nachdem wir vorher den Alten gebunden, und kamen glücklich in's Freie."

„Dabei hättest du es auch belassen sollen," sagte der mit dem rothen Haar. „Weßhalb gingst du wieder zurück?"

„Eigentlich nur in der Absicht, um nachzusehen, ob wir ihn auch recht fest gebunden. Und meine Vorsicht war nicht unnöthig, denn er hatte die rechte Hand frei gemacht und wollte sich gerade den Knebel aus dem Munde ziehen; deßhalb gab ich ihm einen tüchtigen Messerstich."

„Falsch! falsch!" versetzte der im schwarzen Frack, indem er den Dampf der Cigarre weit von sich blies. „Er wurde noch am andern Morgen fest gebunden und geknebelt gefunden, und die Zeitungen machten nun ein großes Geschrei wegen der Unmenschlichkeit der Räuber. Wie hieß es doch? — Eine solche That muß um Rache schreien, und die Vergeltung kann nicht ausbleiben. Nicht

genug, daß die eingedrungenen Verbrecher den armen Mann knebelten, einer dieser Bösewichte kehrte auch zurück und versetzte ihm aus teuflischem Muthwillen mehrere Messerstiche."

„Hörst du?" sagte der Rothhaarige. „Aus teuflischem Muthwillen! Und das soll der Herr gewaltig übel genommen haben."

„Welcher Herr?" fragte der andere in naseweisem Tone und warf verächtlich die Lippen auf.

„O Bürschlein, Bürschlein!" lachte der im schwarzen Frack; „nimm dich zusammen; hier haben die Wände Ohren."

„Was geht das mich an? — Bin ich deßhalb ein Dieb geworden, um mich schulmeistern zu lassen? Das sollte mir fehlen!"

„Er hat zu viel getrunken. — Ich will dir einen guten Rath geben: mach' daß du nach Hause kommst, und wenn du ausnahmsweise einmal klug sein willst, so laß dich in den nächsten vier Wochen nicht im Fuchsbau sehen."

„Das wird ihn wenig helfen, wenn er ihn suchen läßt; und ich glaube fast, er hat ein Auge auf dich geworfen."

„Gleichviel; jetzt will ich trinken!" erwiderte der Andere, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „Wein her! — Und wenn du mir nicht auf mein ehrliches Gesicht borgen willst, alte Canaille, so nimm' hier meine Uhr; ich löse sie morgen wieder ein." Damit stand er auf, um zu dem Weibe zu gehen, die noch immer keine Silbe geantwortet hatte. Als er aber in die Gegend des Ofens kam, wo die beiden Mädchen saßen, blieb er lächelnd stehen, stützte beide Arme auf den Tisch und sagte leise und widerlich lachend zu der Aelteren: „Ich versetze die Uhr nur um deinetwillen, Schatz, denn ich weiß, daß du eine kostbare Geliebte bist."

Das Mädchen zuckte verächtlich mit den Achseln, schlug alsdann die Arme über einander und schaute ihn mit einem festen und unaussprechlich frechen Blicke an.

„Nun, nun," sagte er, halb zurückfahrend; „beiß mich nur nicht! Willst du denn nie und nimmer zahm werden, nie freundlich und nachgiebig?"

„O ja!" entgegnete das Mädchen laut lachend; „gegen Jeden,

der mir gefällt, aber nie gegen dich — dich, unseres Herrgotts miserabelsten Knecht."

„Ich will dir was sagen," versetzte der Lakai; „was soll man sich mit dem dürren Holze abplagen, wenn grünes daneben wächst! Mach' mir Platz, ich will mich ein wenig bei der kleinen Blonden niederlassen. — Gott verdamm' mich! mach Platz, sag' ich, oder ich will dir zeigen, wo du her bist, Harfenmensch erbärmliches!"

Die Aeltere von den beiden Mädchen, die wohl wußte, daß hier eine kleine an ihr verübte Mißhandlung nicht sehr beachtet würde, besonders da augenblicklich keiner ihrer Freunde und Beschützer da war, duckte sich auf die Seite, um dem Kerl zwischen sich und dem andern Mädchen Platz zu machen. Diese aber faßte verzweiflungsvoll ihren Arm, drückte sich fest an sie und flehte mit leiser Stimme, sie möge sie um Gotteswillen nicht in der Gewalt des rohen Menschen lassen.

„Das pipst auch schon gegen mich," sagte er hohnlachend; „die hast du wahrscheinlich dressirt: es ist mir aber gleichviel, ob du freiwillig oder unfreiwillig mit mir gehst. Wer einmal hierher kommt, der bietet sich an; das ist von jeher so gehalten worden und wirst du nicht ändern wollen."

Das junge Mädchen schaute ihre Gefährtin mit einem verzweiflungsvollen fragenden Blicke an, als wenn sie sagen wollte: ist das so, spricht er die Wahrheit? — bin ich hier in die Gewalt eines Jeden gegeben, der seine Hand nach mir ausstreckt? — Es war das ein entsetzlicher Blick, ein Blick voll Jammer und unaussprechlichem Elend, den sie jetzt auf ihre ältere Gefährtin richtete. Dabei öffnete sie erschrocken den Mund, und zwei Thränen rollten langsam über ihre blassen Wangen hinab.

Der Lakai bemühte sich gerade, zwischen dem Tisch und der Bank herum zu kommen und sich neben seine Beute zu setzen, als er sich auf einmal auf die Schulter getupft fühlte. Er wandte sich um und sah den mit dem schwarzen Frack hinter sich stehen; dieser streifte ruhig die Asche seiner Cigarre mit den Fingern ab, dann sagte er im freundlichsten Tone von der Welt: „Laß deine

Finger davon, Jakob, ich war eher da als du und habe mit der kleinen Mamsell schon Alles in's Reine gebracht. — Nicht wahr, mein Schatz?"

Das blonde Mädchen, dem sein Beschützer in diesem Augenblick nicht minder schrecklich erschien wie sein Verfolger, blickte in die Höhe und wußte nicht, was es antworten sollte.

„Sage nur ja," flüsterte ihr Nanette zu, „das ist doch Zeit gewonnen."

„Nicht wahr, mein Kind?" fuhr der Elegante fort, indem er sich unternehmend durch sein Haar strich; „wir kennen uns schon; sage nur ungenirt diesem Herrn, daß du mir unbedingt den Vorzug einräumen wirst. Ich denke, da wird keinem vernünftigen Mädchen die Wahl schwer werden."

Als ihre Begleiterin sie nochmals anstieß, hauchte das arme Geschöpf ein leises Ja, worauf eine tiefe Röthe ihr Gesicht überflog, und sie den Kopf weit herab auf die Brust sinken ließ.

„Ich bitte, sich also nicht weiter zu bemühen," sagte der neue Beschützer zu dem Lakaien. „Komm hinter dem Tische vor und mach' keine Ungelegenheit. Wenn ich auch weiß, daß man Streitigkeiten hier nicht gerne sieht, so soll es mir doch gar nicht darauf ankommen, dir nöthigenfalls ein paar Knochen im Leibe zu zerschlagen. — Aber darum keine Feindschaft."

„Nein, um solche Waare gewiß keine Feindschaft," entgegnete der Lakai, der sich schnell faßte, die Sache in einen Scherz verwandelte und darauf lustig lachend hinter dem Tische vorkam, worauf Beide zusammen sich wieder an ihren alten Platz zurückbegaben.

Die Mädchen blieben stumm neben einander sitzen; Nanette hatte ihre beiden Hände vor sich auf den Tisch gelegt und schien aufmerksam ein paar Ringe an ihren Fingern zu betrachten, in Wahrheit aber schaute sie darüber hinweg und war in tiefes Nachdenken versunken.

Nach einiger Zeit stieß die Jüngere sie an und sagte leise: „Können wir nicht irgend wohin zu Bette gehen? ich bin so furchtbar müde."

Nanette fuhr darauf aus ihren Träumereien empor, ließ sich die

Frage nochmals wiederholen und entgegnete alsdann: „Hast du Geld?"

„Noch zwei Gulden," versetzte die Blonde, „und ich will sie gern opfern, um mit Ihnen allein sein zu können."

„Nun, es ist mir am Ende auch lieber als hier auf der Bank," antwortete Nanette; „wir können noch ein wenig plaudern." Dann stand sie auf, ging zu der Alten hin und sagte ihr leise einige Worte.

Diese nahm aus ihrem Schrank einen Schlüssel und einen zinnernen Leuchter mit einem Talglichte und händigte Beides dem Mädchen ein, jedoch nicht eher, als bis sie vorher ihre knöcherne Hand aufgehalten und dafür einiges Geld in Empfang genommen hatte.

Nanette nahm die Harfe und ihr Bündel, die andere ihre Guitarre, und darauf verließen Beide das Zimmer.

Der mit dem schwarzen Frack wandte den Kopf herum. — „Welche Nummer?" fragte er das Weib.

„Vierundzwanzig," entgegnete diese; worauf derselbe beruhigt mit dem Kopfe nickte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Sklavengeschichten.

Die beiden Mädchen schritten unterdessen durch den langen Gang bis an eine Thüre, hinter welcher sich eine Wendeltreppe befand.

Nanette, die hier genau Bescheid zu wissen schien, stieg voran, und ihre Gefährtin folgte ihr bei dem flackernden Scheine der Talgkerze abermals über einen langen Gang, dann wieder ein paar Stufen hinab, und so gelangten sie in Nummer vierundzwanzig.

Dies war ein ziemlich großes und kahles Gemach mit einem

schlechten Tische und ein paar wackeligen Stühlen, einem Feldbett, mit Strohsack und Wollenmatratze, über welche eine alte schwere Decke lag. Von Leintüchern war nichts zu sehen. Das Zimmer hatte zwei Fenster; in einem derselben fehlten mehrere Scheiben, der Wind sauste zuweilen herein, und Regen und Schnee hatten auf dem Boden eine artige Wasserlache gebildet.

„So, hier wären wir in unserm Appartement," sagte Nanette; „sehr wohnlich sieht es gerade nicht aus, aber ich habe schon schlechter geschlafen. Du vielleicht auch?"

„Ich — — nicht," entgegnete die Andere, indem sie ihre Guitarre auf den Boden niedergleiten ließ und einen trostlosen Blick in dem öden Gemach umher warf; „ich gewiß nicht. Doch wie Gott will!"

„Schätzchen!" lachte Nanette, „ich glaube fast, du bist eine verwunschene Prinzeß. Ich habe das gleich heute Abend gedacht, als du in der Scheune zu mir kamst. Es war mir das recht auffallend; aber du mußt gestehen: naseweis bin ich nicht, denn ich habe dich eigentlich noch gar nicht gefragt, woher du so plötzlich kamst, weßhalb du so ängstlich und erschrocken thatest?"

„Das ist wahr," entgegnete das blonde Mädchen, „und ich danke Ihnen recht sehr dafür. Sie haben mich gerettet; — aber bin ich hier in diesem Hause in Sicherheit? — Dabei schüttelte sie den Kopf und warf einen trostlosen Blick umher.

„Ehe ich sagen kann, ob du hier in Sicherheit bist," versetzte Nanette, „muß ich zuerst wissen, was du zu fürchten hast. Als du heute zu mir kamst, da that mir dein Jammern weh, und glücklicherweise konnte ich dir helfen. Die blonde Agnes war mir mit der ganzen Baarschaft davon gelaufen, hatte mir aber ihre Guitarre und, was wichtiger ist, unsere Legitimationspapiere hier gelassen, unter deren Schutz wir vorderhand sicher reisen können. — Daß du nichts von Musik verstehst, habe ich schon gemerkt; dein Kleidchen da schaut auch nicht nach langem Herumreisen aus; also denke ich, du bist irgendwo davon gelaufen."

Die Andere nickte stumm mit dem Kopfe und ein Schauder

überflog sie, vielleicht, weil sie an die Vergangenheit dachte, vielleicht auch, weil in diesem Augenblicke gerade der Wind wieder heftig durch das Fenster herein sauste.

„Dich friert," sagte Nanette. „Weißt du was: lege dich in's Bett unter die Decke und wenn du warm geworden bist, so erzähle mir von deiner Sache, was du magst; ich höre gern allerlei Unglück; — und Gutes wirst du mir nicht viel zu berichten haben."

„Können wir nicht die Thüre verschließen?" fragte ängstlich das junge Mädchen. „Ich sehe ja keinen Riegel."

„Die gibt's hier nicht," erwiderte Nanette achselzuckend; „das Verschließen ist gegen die Hausordnung und wird namentlich auf den Zimmern, die wir bekommen, nicht geduldet."

Die Andere faltete die Hände und sah ihre Gefährtin mit einem trostlosen Blicke an. Dann ging sie seufzend nach dem Bette und legte sich, da sie wirklich heftig fror, mit den Kleidern auf die Matraze und unter die Decke.

Nanette nahm einen der Stühle, rückte ihn an das ärmliche Lager und setzte sich so, daß sie sich mit dem Oberkörper und dem Kopfe ebenfalls auf das Bett legen konnte, worauf sie einen Theil der Decke über ihren entblößten Busen zog. — „Also," sagte sie, „wo kamst du her, das heißt, wenn du mir dein Geheimniß anvertrauen willst?"

„Es ist nur ein schreckliches Unglück, aber kein Geheimniß," versetzte das junge Mädchen. „Ich kam aus dem Städtchen N., wo ich geboren und aufgezogen wurde."

„Von deinen Eltern?"

„Nur bis zum zehnten Jahre, dann waren beide todt. Eine entfernte Verwandte nahm sich meiner an; sie hatte keine Kinder und ich durfte bei ihr bleiben; sie lehrte mich stricken, nähen und dergleichen, und brachte mich so weit, daß ich mit sechszehn Jahren einen Dienst annehmen konnte."

„Du nahmst also einen Dienst an?"

„Ja, bei einem jungen Kaufmanne, der eine ältliche Frau und ein einziges Kind hatte."

„Das war von deiner Verwandten nicht klug gewählt.“

„O doch! Er stand in dem Ruf eines christlichen und frommen Mannes, es sprach Keiner so schön und gut wie er, und Niemand besuchte häufiger die Kirche.“

„Das sind oft die Schlimmsten!“ sagte Nanette.

„Ja, ja, er war schlimm,“ fuhr das junge Mädchen fort; „aber ich hatte ja keine Ahnung davon, ich wußte ja lange nicht, was er von mir wollte. Ach! sein Kind, das kleine Mädchen, hatte ich sehr lieb und es mich gleichfalls, und er schien es gern zu sehen, wenn ich mich so recht freundlich mit dem Kinde abgab. Die Frau war kränklich und reiste jeden Sommer in's Bad.“

„Dann warst du mit ihm allein im Hause?“

„Ja,“ erwiderte die Andere mit leiser Stimme. Dann fuhr sie fort: „Anfänglich fiel mir nichts Böses dabei ein, daß er häufig lange dabei stand, wenn ich mit dem Kinde spielte oder es aus- und anzog, daß er auch wohl seine Hand auf die meinige legte, ja daß er mich zuweilen scherzend um den Leib faßte. Ich nahm das Alles ganz unbefangen auf, und umsomehr, da er gleich darauf wieder ernste und belehrende Worte zu mir sprach, von der Verdorbenheit der sündigen Welt, daß die Menschen im Allgemeinen so schlecht seien, voll Trug und Arglist, und daß sich namentlich ein junges Mädchen glücklich schätzen müsse, das in einem guten Hause ein Asyl gefunden und dem treue Freunde zur Seite ständen. — Auch — — auch,“ sagte sie mit stockender Stimme, „auch betete er oft mit mir und nahm mich alsdann bei der Hand und schien so ergriffen zu sein, daß er mich am Ende zuweilen auf die Stirne küßte.“

„Schön gemacht!“ rief lachend Nanette; „den möcht' ich kennen!“

„Ich lernte ihn kennen,“ fuhr das junge Mädchen fort, indem ein Schauder über ihren Körper flog. „Aber erst, nachdem ich ein Jahr im Hause war und vor ein paar Tagen. Die Frau war auf kurze Zeit zu ihren Verwandten gereist, und da eines Abends, als ich in mein Zimmer gegangen war und —“

„Das Uebrige kann ich mir denken," sagte Nanette, während sie mit einer Hand ein Stück von der Decke zusammen ballte; „du bist ein schwaches Geschöpf, du hattest nicht den Muth zu widerstehen, auch nicht die Kraft dazu —"

„O ja," entgegnete die Andere, „ich hatte Kraft und Muth zum Widerstand. — Und das war vielleicht gerade mein Unglück. Gott im Himmel! als er mich mit geballten Fäusten verließ, da sagte er es mir vorher, gab mir auch noch eine halbe Stunde Bedenkzeit, mich seinem Willen zu fügen, sonst wolle er mich zertreten wie einen Wurm. Er sei der Herr und ich ein armes, wehrloses Geschöpf, — seine Sklavin, ich müsse mich glücklich schätzen, wenn er ein Wohlgefallen an mir fände. — Eine halbe Stunde gäbe er mir Bedenkzeit, und wenn ich ferner ein angenehmes und vergnügtes Leben führen wolle, so solle ich meine Zimmerthüre, die er offen stehen ließ, hörbar schließen und wieder öffnen. — Aber ich that es nicht; ich warf die Thüre in's Schloß und schob den Riegel vor."

„Du hattest einen Geliebten?" fragte Nanette, indem sie lächelnd den Kopf herum wandte; „gewiß, du hattest einen!"

„Woher können Sie das wissen?" fragte erschreckt das junge Mädchen. Dann verbarg sie verzweiflungsvoll ihr Gesicht in das grobe Kissen und versetzte: „Ja, ich hatte einen; aber ich habe ihn verloren, wie Alles auf dieser Welt."

„Das habe ich mir gedacht. — Aber nun weiter! obgleich ich mir denken kann, was erfolgte."

Das Mädchen wischte ein paar Thränen aus ihren Augen, richtete sich in dem Bette empor und sagte mit leiser Stimme: „Nein, Sie können sich das Schreckliche nicht denken, was nun erfolgte. Ich wurde am andern Morgen aus dem Hause gejagt; — ich hätte gestohlen, sagte er. Was weiß ich, wie er es gemacht, aber als ich mit dem kleinen Kinde von der Straße herein kam, war er mit der Köchin auf meinem Zimmer; ich mußte meinen Koffer öffnen und da fanden sich allerlei Sachen, von denen nur der barmherzige Gott wissen kann, wie die hinein gekommen."

Bei diesen Worten drehte sich die andere langsam herum und schaute ihre Gefährtin mit einem langen und prüfenden Blicke an. Dann warf sie die Oberlippe in die Höhe, schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Das war sehr dumm. — Und die Polizei — ? Doch was brauche ich da zu fragen! Ich kenn' das ja; was sind wir arme niedergetretene Wesen, wenn so eine fromme, christliche Seele Böses gegen uns aussagt, und wenn überdies noch der Schein gegen uns spricht! — O," fuhr sie fort und ihre Augen schossen Blitze, „ich hatte eine Schwester, der es gerade so erging, eigentlich noch viel schlimmer, denn auch sie, ein junges unschuldiges Mädchen, sollte sich ihrem Herrn ergeben, und als sie sich weigerte, beschuldigte man sie allerhand schlimmer Sachen, worauf mein Vater Jenem volle Macht verlieh, die Widerspenstige zur Ordnung und Zucht zurück zu bringen. — Das wurde denn auch mit Hunger und Schlägen probirt, und nachdem sie das eine Zeitlang ertragen, kehrte sie denn freilich zur Ordnung zurück, aber die Zucht — war von der Stunde an beim Teufel. — Doch weiter! — Sie steckten dich ein?"

„Sie wollten es thun," fuhr das junge Mädchen unter niederströmenden Thränen fort, „aber er hatte einen Buchhalter, der bat für mich."

„Ah! der Buchhalter? —"

„Und darauf jagten sie mich einfach aus dem Hause mit der Weisung, nicht wieder zu kommen. O, das war von Allem der entsetzlichste Moment; ich mußte mir ein Bündel mit dem Nothwendigsten zusammen packen, und da ich vorn zur Hausthüre nicht hinaus wollte, — es waren da böse Leute, die von der Geschichte gehört hatten und auf mich warteten, — so öffnete mir der Buchhalter die Thüre des Gartens, die auf das freie Feld führte. Ich faßte in meiner Verzweiflung mit der Hand so heftig in die Dornenhecke, daß mein Blut heraussprang und auf den Schnee tropfte; dann sah ich hinauf an den grauen Winterhimmel und auf den weißen, weißen, einförmigen Schnee, der sich so weit und unabsehbar vor mir ausbreitete. Da war nichts Lebendes zu sehen

als eine Schaar Raben, die schreiend über das Feld wegflogen. — Sehen Sie, Henriette, sagte der Buchhalter, da hinaus wenden Sie Ihren Weg, und wenn Sie auch schwer gefehlt haben, er, der die Raben auf dem Felde nährt und die Lilien kleidet, wird sich auch Ihrer erbarmen."

„Er war fromm wie der Herr," sagte höhnisch Nanette.

„Darauf wollte er durch den Garten zurück, aber ich schrie laut auf und versuchte, freilich etwas verworren und unklar, ihm den Verlauf des Ganzen zu erzählen. Aber er schüttelte den Kopf und sprach: Henriette, fügen Sie nicht zu dem, was Sie gethan, auch noch Verläumdung und Lüge. Ich kenne den Herrn, — das ehrbarste und beste Gemüth, und so gut, so gut, er könnte einem Kinde nichts zu Leide thun. — Da raffte ich mich zusammen, erhob die Hand und sagte: die Schande überlebe ich nicht, ich thue mir ein Leides an und mein Blut komme über ihn. Damit sprang ich in das Feld hinaus und erst, als ich schon ziemlich weit gelaufen war, blickte ich nochmals um. Da stand er noch immer an der schneebedeckten Hecke und blickte auf die rothen Blutstropfen, die dort von meinen Fingern niedergefallen waren."

„Das war eine Strafe für ihn!" rief Nanette. „Denn als er das Blut sah, fürchtete er sich und dachte an deine letzten Worte."

„Ich that mir aber kein Leides an," fuhr bitter lächelnd das arme Mädchen fort; „ich hatte nicht den Muth dazu, und als ich an einen Fluß kam, wo die Eisschollen neben und über einander hin schliffen, da schauderte mich und ich eilte wieder von dem Ufer hinweg. Ich lief, bis es Abend wurde, und dann kam ich an die offen stehende Scheune, wo ich Sie fand."

„Das ist eigentlich eine ganz gewöhnliche Sklavengeschichte, wie sie zu Dutzenden vorkommen," sagte das Harfenmädchen. — „Und wenn es dich interessirt, etwas von mir zu erfahren, so will ich dir gerne damit aufwarten. Eine Ehre ist der andern werth. Doch ist meine Geschichte ein bischen anders. — Schau mich an," fuhr sie fort, indem sie sich aufrichtete, „ich sehe nicht aus wie Jemand, der gern duldet und leidet, und damit habe ich mich auch in meinem Leben sehr wenig abgegeben. Wir waren unserer vier

Geschwister, die, als der Vater starb und uns als Waisen zurück ließ, sich noch im Hause befanden, das heißt in zwei elenden Dachkammern, wo kein Nagel unser war. Die Schwester, von der ich vorhin sprach, rechne ich gar nicht mit, denn die war damals versorgt; später ist sie freilich im Spital gestorben. — Nun, wir vier, das kann ich dir versichern, wir waren gut aussehende hübsche Mädchen; ich kann das schon sagen, ohne mir zu schmeicheln, denn es ist ja schon ziemlich lange her. Nun hielten wir einen Familienrath, dem eine alte Tante beiwohnte, welche uns versicherte, es könne uns nicht fehlen, wenn wir arbeiten wollten und Lust hätten, uns ehrlich durchzuschlagen. Dabei sprach sie achselzuckend von der fünften Schwester und ermahnte uns, an der ein Exempel zu nehmen und meinte, wir sollen recht tugendhaft bleiben. Aber die Alte hatte gut reden! Die Tugend ist eine schöne Sache für vornehme und reiche Mädchen; da leuchtet sie und glänzt, und wenn sie auch schon Schaden gelitten hat, das thut nichts, da wird sie doch als vollkommen unverletzt dargestellt und es wagt Niemand, öffentlich daran zu rühren. — Aber bei uns armen Geschöpfen, da glaubt Jeder, in dessen Klauen wir gerade fallen, wir seien für ein mageres Brod sein mit Leib und Seele, als hätte er uns auf dem Sklavenmarkte gekauft. — Ich versichere dich, anders sehen es die Meisten, bei denen wir um's Taglohn arbeiten, gar nicht an.

„Ich kam denn auch gleich in die Hände eines solchen Herrn, eines Fabrikanten, der seine Arbeiterinnen ansah wie der Türke seinen Harem, und der uns mit einem Draufgeld, welches wir erhielten, förmlich von seinen Unterhändlern kaufte. Ich hatte Wind davon erhalten und wollte nicht zu ihm; aber ein altes Weib, das er zu mir schickte, und die er außerordentlich bezahlte, wußte mir die Sache recht lockend darzustellen. Ich ging also in die Fabrik, aber nicht in die Falle; und als nicht lange darauf der entscheidende Moment kam, erhielt mein Herr ein paar tüchtige Ohrfeigen, was meine sämmtlichen Kolleginnen in's höchste Erstaunen setzte, denn die und — Gott verzeih' es ihnen — auch viele ihrer Eltern, hatten sich oder die eigenen Kinder zu allen Diensten förmlich verkauft, und wenn so ein unglückliches Geschöpf sich wohl bisweilen

gewaltig wehrte und um Schonung und Erbarmen flehte, so wurde sie meistens von den Anverwandten zur Pflicht zurück geführt. — Ha! ha! ha!" unterbrach sich das Mädchen mit einem lauten Gelächter, „ich versichere dich, es gibt keine größere Sklaverei, als die der tausend armen Mädchen, worunter auch wir gehören, mögen sie nun sein, was sie wollen. — Sklaverei in jeder Richtung; harte Arbeit, kaum das tägliche Brod, um nicht Hungers zu sterben, Mißhandlung aller Art, geistige und körperliche; — und zuletzt wirft man sie weg, nachdem nichts mehr an ihnen zu verderben ist. Und wenn man von Menschenhandel sprechen will, so lasse man nur Einige von uns ihre Geschichte erzählen, das gebe ein artiges Buch zusammen, daß Jedem, der es lesen würde, die Haare zu Berge stehen könnten."

„Natürlicherweise verließ ich am gleichen Tage, wo ich mich mit dem Herrn entzweit, die Fabrik. Ein junger Musiklehrer, den ich kennen lernte, fand, daß ich eine gute Stimme, auch hinreichendes Taktgefühl; er unterwies mich eine Zeit lang, und dann suchte und fand ich eine Anstellung als Choristin bei unserm Stadttheater."

„Das war aber dieselbe Sklavenanstalt wie die Fabrik, das kann ich dich versichern, ja insofern noch viel schlimmer, weil es dort nur einen, hier aber viele Herren gab. Auch versteht es sich ja von selbst, daß so eine junge anfangende Choristin in nichts widersprechen darf, wenn sie nur die geringste Aussicht haben will, zu Etwas zu kommen, um gerade vom Hungertode bewahrt zu sein. Der Direktor selbst warf mir freundliche Blicke zu; sein Bruder, Regisseur und erster Tenorist, trug sich mir zum Lehrer an; er wolle meine Stimme ausbilden, sagte er, und nebenbei ein kleines Verhältniß mit mir eingehen. Ich wies das Alles anfänglich zurück und dachte, wenn ich recht fleißig sei, meine Schuldigkeit im Gesang thue, nie zu spät komme und dergleichen mehr, so könne man nichts weiter von mir verlangen. Ich wollte damals trotz der gemachten Erfahrungen noch nicht einsehen, daß wir eine Klasse von Geschöpfen sind, die sich einmal verkaufen müssen, um ihr tägliches Brod zu erwerben.

„Da war aber auf jenem Theater eine alte würdige Frau, — sie spielte Anstandsdamen und soufflirte zuweilen, — ein sehr praktisches Weib, ich sehe sie heute noch vor mir mit ihrem dicken rothkarrirten Shawl, einem großen Beutel am Arm, worin sie Bücher und Obst hatte, eine Brille auf der Nase und mit der Schnupftabaksdose, die sie beständig in der Hand hatte. Sie mochte mich wohl leiden, und eines Tags, als ich dem Bruder des Direktors eine recht schnippische Antwort gegeben und ihm geradezu den Rücken gekehrt hatte, nahm sie mich in den dunkelsten Winkel hinter die Coulissen und sagte mit ihrer schnarrenden Stimme: Mein liebes Kind, mit der Sprödigkeit geht's nun leider einmal nicht in so vielen abhängigen Verhältnissen, namentlich nicht beim Theater, und je mehr man sich dagegen wehrt, um so größeres Herzeleid macht man sich selber. Tugendhaft sein, ist eine schöne Sache, aber es gehört Geld dazu, dann ist es sehr angenehm und leicht. Was sollen aber wir arme Geschöpfe machen? So ein Vorgesetzter, mag er nun heißen wie er will, peinigt dich bis auf's Blut, und wenn er dich am Ende fortschickt, so treibt dich der Hunger zu noch viel Schlimmerem. — Aber das ist ja mehr als Sklaverei! fuhr ich damals auf. Ich habe doch das Recht, zu thun und zu lassen was ich will; wer will mich zwingen? — Mit Gewalt Niemand, antwortete darauf die Alte, das geschieht nur höchst selten, und dann bist du ein armes Schlachtopfer. Aber nein! nein! du mußt Alles freiwillig hergeben und doch gezwungen; das ist die härteste Nuß bei der ganzen Geschichte. — Ich fühlte wohl, daß sie Recht hatte, aber da ich es so recht deutlich fühlte, ballte ich meine Hände zusammen und biß mir die Lippen blutig. Doch wollte ich lange, lange dieser Ermahnung nicht folgen. Aber sie plagten und mißhandelten mich auf alle Weise, sie quälten mich, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen. Ich stand allein da, verlassen, und fühlte, daß ich so gar kein Recht gegen diese Behandlungen erlangen konnte, ich fühlte es, daß ich nichts sei als eine arme Sklavin, und wunderte mich nur über mich selbst, daß ich nicht schon gleich Anfangs dem Befehl des Direktors nachgekommen sei, als er mir sagte, ich

solle in seine Wohnung kommen, er wolle mir eine kleine Solopartie übertragen und mit mir einstudiren. — Ein ganzes Jahr lang hatte ich ertragen, was ein Mädchen zu ertragen im Stande ist, wurde von meinen Kolleginnen verspottet, von den Männern beim Theater auf alle Weise geneckt und geplagt. — Ja, ein ganzes Jahr hatte ich es ausgehalten, da — nahm ich die mir dargebotene Rolle an und sang eine kleine Solopartie." —

„Warum blieben sie aber nicht beim Theater," fragte die Andere; „namentlich wenn Sie Talent dazu hatten?"

„Ich hatte aber kein Talent," entgegnete das Harfenmädchen finster; „Alle, die mir das gesagt, hatten mich belogen: ich hatte nichts als ein hübsches Gesicht und einen Körper in der Frische der ersten Jugend. Das verlor sich aber schnell, ich sang keine Solopartien mehr, und da die Truppe, bei der ich mich befand, bald aufgelöst wurde, so stand ich mit vielen Andern, die sich um mich so wenig bekümmerten wie ich mich um sie, auf der Straße. Glücklicherweise hatte ich von einem der Orchestermitglieder etwas Harfenspielen gelernt, mein altes Instrument, welches ich jetzt hier habe, wurde mit allem Uebrigen versteigert und ich erhielt es als Bezahlung, da ich einige Gegenansprüche zu machen hatte. — So bin ich jetzt reisende Virtuosin geworden," setzte sie lachend hinzu, „und wenn ich in der ersten Zeit meiner Laufbahn Manches hinunter schlucken mußte, so habe ich mich jetzt an Vieles gewöhnt und lebe lustig und vergnügt in den Tag hinein, bis ich einstens — hinter einer Hecke sterbe." —

Diese letzten Worte sprach sie so leise, daß sie ihre Gefährtin nicht verstehen konnte. Auch war diese in ein tiefes Nachdenken versunken, und schrak jetzt, als Nanette schwieg, aus ihren Träumereien auf.

„Aber was soll mit mir werden?" sagte sie und faltete ihre Hände. „Was bin ich schon geworden? — in welches Haus bin ich gerathen?"

„Das sind drei Fragen auf einmal," entgegnete Nanette, „die schwer oder leicht zu beantworten sind, wie man will. — Was aus

dir werden soll? — Nun, bleibe vorderhand was du bist, das heißt, behalte die Guitarre und singe mit mir herum. Du dauerst mich und wenn ich dich jetzt fahren lasse, so bin ich überzeugt, daß du bald in schlechte Gesellschaft geräthst."

Das junge Mädchen sah bei diesen Worten ihre Gefährtin mit einem sonderbaren Blicke an.

Darauf erwiderte diese lachend: „Ich weiß wohl, weßhalb du mich so komisch betrachtest; du meinst, die Gesellschaft, in der du dich gerade befindest, sei auch eben nicht die respektabelste. Doch glaube das nicht; ich bin reisende Künstlerin, und wenn ich will, kann ich mein Brod auf ganz ehrliche und unbescholtene Art verdienen. — Aber," setzte sie leiser hinzu, „die Verführung ist so groß. — Deine andere Frage, was aus dir schon geworden sei, kannst du dir am besten selbst beantworten; und drittens endlich, was die Beschaffenheit des Hauses, in dem wir uns gerade befinden, betrifft, so heißt dasselbe der Fuchsbau, macht billige Zechen und gewährt hinlänglichen Schutz vor der Polizei mit ihrem Anhang. — Für tugendhafte Frauenzimmer," fügte sie bei, indem sie ihren Kopf und Oberkörper auf die Decke zurückwarf und sich lange ausstreckte, „für tugendhafte Frauenzimmer ist das Haus freilich ein wenig gefährlich, denn es sind hier an den Thüren keine Riegel zum Verschließen. — Und du scheinst mir noch recht tugendhaft zu sein?"

„Ach mein Gott!" seufzte das Mädchen und verbarg eine Zeit lang ihr Gesicht, das auf's Neue von Thränen überströmt wurde, in beide Hände. — Welch' unsägliches Elend war nicht seit so kurzer Zeit über dies arme Geschöpf herein gebrochen! Vor ein paar Tagen noch war sie in einem vor der Welt anständigen Hause, in einer guten Stellung, freundlich behandelt, ja zu freundlich, mit der Aussicht auf eine ruhige und behagliche Zukunft. — Und nun aus Allem dem herausgerissen, in diese unheimliche Welt hinein geschleudert, sah sich das junge, bis jetzt noch unverdorbene Mädchen an die Gefährtin, die vor ihr saß, gewiesen, und mußte sich glücklich schätzen, daß das Harfenmädchen sich ihrer annahm und ihr Schutz gewährte. Aus ihrem netten Stübchen, wo das

Bett des kleinen Kindes stand, das sie so sehr liebte, befand sie sich jetzt mit einem Mal in dem öden Gemache des verrufenen Hauses, wo Wind und Schnee zu dem offenen Fenster herein jagte, und wo einmal über das andere Mal ein Schauder ihren Körper überflog und die Kälte ihre Glieder erschütterte. Auf Augenblicke hielt sie alles Das für einen Traum, sank in sich zusammen und schloß die Augen fest, um vielleicht freundliche Bilder, die sie umgaukelten, festzuhalten. — Jetzt aber fuhr sie wieder empor, warf ihre Blicke auf die Gefährtin, die neben ihr ruhte, und fühlte alsdann, wie sich ihr Herz in tiefem Schmerz krampfhaft zusammen zog.

„Nun, antworte mir," sagte Nanette; „du hast lange genug überlegt. Du behältst Guitarre und Papier der fortgelaufenen Agnes, ich bringe dir morgen ein paar Akkorde bei, lehre dich einige Lieder, und mit deinem Gesichte, mit den verschämt niedergeschlagenen Augen, können wir in den Gasthöfen gute Ernte machen. — Aber," setzte sie nach einer Pause hinzu, „ich fürchte, du wirst zu vornehm thun, und was das anbetrifft, da muß ich wahrhaftig zu dir sprechen, wie seiner Zeit die alte Theaterprinzeß zu mir. — Reisende Musikantin zu sein ist an sich nicht so übel, aber du verkaufst dich dadurch der ganzen Welt: der Sechser, der in meinen Teller fällt, ist ja nicht für unser Spiel und Gesang, — er gilt meinem vollen Busen oder deinen sanften schmachtenden Augen, deinem schlanken Wuchse. Und darauf glaubt der, der ihn gespendet, sich ein Anrecht erworben zu haben."

„O Gott! mein Gott!" jammerte das Mädchen.

„Aber man gewöhnt sich daran," fuhr finster die Andere fort. „Es gibt freilich Leute, die das nicht glauben und die nicht begreifen wollen, warum so ein armes Harfenmädchen, das sich auf's Unverschämteste muß begaffen lassen, das jede freche Hand berühren darf, nicht lieber in's Wasser springt, um so seiner Schande und seinem Dasein ein Ende zu machen. Aber die das nicht begreifen, kennen unsere Lage nicht, obgleich sie so gern aus ihrem warmen Zimmer, von ihrem guten Mittagessen hinweg achselzuckend über uns und unseres Gleichen urtheilen. — Aber entschließe dich! Es ist das Beste, was du ergreifen kannst; denke nicht, daß du nach

Hause zurückkehren kannst: dein Herr ist gezwungen, die Klage gegen dich aufrecht zu erhalten. In den Augen der Leute dort bist und bleibst du eine Diebin."

„O stille! stille!" bat das arme Mädchen, die sich in den heftigsten Seelenleiden auf dem Bette krümmte wie ein zertretener Wurm.

In diesem Augenblicke hörte man Etwas auf dem Gange schleichen und eine Hand, welche an der Thüre vorbei rutschend die Klinke suchte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Er! —

„Was ist das?" fragte entsetzt das junge Mädchen, indem sie sich erhob und ängstlich lauschte.

„Es wird der im schwarzen Fracke sein, dem du vorhin seine Frage bejahtest. Er kommt nun, wie er mit dir ausgemacht."

„Aber ich habe nichts mit ihm ausgemacht!" schrie das Mädchen im Tone der Verzweiflung. „Nichts! nichts! Gott erbarme sich meiner! — O helfen Sie mir! was soll ich thun?"

„Mit mir ziehen, dich unter meinen Schutz begeben," entgegnete ruhig das Harfenmädchen, ohne den Kopf zu erheben, — „aber warum sich auch so gewaltig sperren? — Oder ihm folgen!"

„Eher den Tod! — ich stürze mich dort zu dem Fenster hinaus."

„Bist du so tugendhaft?" fragte Nanette mit einem zweifelhaften Lächeln.

Die Andere gab keine Antwort, sondern starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Thüre.

„Gewiß und vollkommen tugendhaft?" fuhr das Harfenmädchen dringender fort zu fragen, und richtete sich halb empor, um die Antwort ihrer Gefährtin besser vernehmen zu können.

Doch schien diese den Sinn der Frage nicht gleich zu verstehen, und als sie ihn endlich begriffen, zuckte sie zusammen, blickte empor und sagte mit aufgehobener Hand: „Ja, ja! bei Gott im Himmel! ja!"

„Ah! wenn das ist," sprach lustig Nanette, „so wollen wir diesen Tölpel ablaufen lassen; das wären Perlen vor die Säue geworfen!"

Jetzt öffnete sich langsam die Thüre; der Mann, von dem das Harfenmädchen vorhin gesprochen, und der sich drunten zum Beschützer der Andern aufgeworfen, erschien wirklich und blickte vorsichtig in das Gemach. In der Hand trug er ein ausgelöschtes Licht. — „Das ist heute ein furchtbarer Sturm," sagte er lächelnd; „wo der Wind die geringste Oeffnung findet, da fährt er herein."

„He, was soll's?" rief Nanette, indem sie sich halb erhob und dabei eine Faust unternehmend in die Seite stemmte. „Wollt Ihr vielleicht Euer Licht bei uns anzünden? — Nun, darauf soll es mir meinetwegen nicht ankommen."

„Das weniger," entgegnete grinsend der Eingetretene; ich hätte wohl die Absicht, euer Licht ebenfalls auszulöschen."

„Nun, ich will Euch was sagen, Sträuber," erwiderte das Mädchen mit bestimmtem Tone, „für Eure schlechten Späße sucht Euch ein anderes Zimmer. Wir haben das unsrige bezahlt und wollen Ruhe haben."

„Man will auch von dir nichts, du böses Maul!" sagte der im schwarzen Frack. „Nimm dich in Acht, sonst sollst du es büßen."

Trotz dieser Drohung blieb er aber ruhig an der Thüre stehen.

„Von wem willst du denn sonst etwas?" fuhr das Harfenmädchen fort, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob. „Vielleicht von meiner Schwester? — Willst du sie vielleicht verkaufen, Sklavenhändler, Seelenverkäufer!"

„Von deiner Schwester? — hahaha! — du würdest dich freuen. Das ist aber eine ganz andere feinere Race als die eurige."

„Mag es nun eine Race sein, welche es will, so sage ich dir, sie ist für dich nicht gewachsen, und wenn du dich nicht bald aus dem Zimmer hinaus machst, so komme ich dir entgegen; und ich glaube, du kennst mich."

„Du bist eine wilde Katze,“ versetzte giftig der Andere. „Und wenn du meinst, ich hätte Lust, mich mit dir herumzuschlagen, so irrst du dich gewaltig. Ich will nur den Lakaien herauf holen, der soll dich halten und dann kannst du zusehen.“

„O, ich habe vor euch Beiden keine Angst, ihr Jauner, ihr miserable! — Nicht wahr, bei ein paar armen Mädchen habt ihr große Mäuler. Soll ich den Mathias bitten, herauf zu kommen? Warte nur, Sträuber; aber ich sage dir im Guten, nimm dich in Acht!“ Dabei ging sie einige Schritte vor, und während sie ihm eine ihrer geballten Fäuste entgegen warf, blitzten ihre Augen. „Dieser Abend ist noch nicht vorüber, und es müßte mich Alles trügen, wenn der Johann nicht noch käme. Da will ich dann sehen, was du für ein Gesicht machst, du Vieh, wenn ich mich über dich beklage.“

Diese Drohung, so versteckt sie auch war, machte doch auf den Herrn Sträuber einen sichtlichen Eindruck. Er versuchte zu lächeln und sagte: „Du bist doch in Wahrheit eines der verwegensten Weibsbilder, die ich je gesehen. Von dir will ja eigentlich Niemand etwas, ich halte mich an die Andere; und bin ich nicht in meinem vollkommenen Rechte, wenn ich herauf komme, hat sie drunten nicht Ja gesagt?“

„Ja hat sie allerdings gesagt,“ erwiderte das Harfenmädchen, indem sie jetzt ihre beiden Arme in die Seiten stemmte. „Aber weßhalb hat sie es gesagt? — Du wirst dir doch wohl nicht einbilden, daß es ihr Ernst war? — Sie hat Ja gesagt, weil sie sich vor dem Schuft, dem Lakaien, fürchtete. Das wirst du wohl begreifen; für so dumm halte ich dich doch nicht.“

Jetzt hörte man drunten im Hause eine helle Glocke mehrmals anschlagen, und der eigenthümliche Ton derselben klang scharf durch die gewölbten Gänge.

Herr Sträuber zog plötzlich die Augenbrauen in die Höhe, ließ die Unterlippe herab hängen und lauschte aufmerksam.

„Das wird an der kleinen Hinterthüre sein,“ sprach Nanette; „Johann kann nach Hause kommen.“

„Nein, nein,“ entgegnete der im schwarzen Frack eifrig, indem

er die Thürklinke wieder in die Hand nahm, „das ist ganz was Anderes — horch! ich kenne die Glocke." Dabei erbebte er sichtlich, gerade wie Jemand, den ein plötzlicher Frost überweht oder ein großes Entsetzen anwandelt.

„Was gibt es denn?" fragte jetzt auf einmal das junge Mädchen, welches die Veränderung an dem vorhin noch so kecken Herrn Sträuber bemerkte.

„Ich weiß nicht," entgegnete dieser mit leiser Stimme; „aber es gibt was. — Horch!" Dabei hielt er den Kopf auf den Gang hinaus. — Aber," sagte er plötzlich, „löscht euer Licht aus, es darf kein Schein davon die Treppe hinab fallen."

„Ist das nicht eine neue Finte von dir?" fragte argwöhnisch Nanette.

„Nein! nein! sei verdammt!" erwiderte er unruhig. — „aber halte dein Maul! Wenn du das Licht nicht auslöschen willst, so komm mit vor die Thüre, oder bleib drinnen, wie du willst, aber laß sie mich in's Schloß ziehen. — So — leise!"

Das Harfenmädchen hatte dem Mann einige Augenblicke forschend in's Gesicht gesehen, als sie aber da nichts von Hinterlist und Falschheit entdecken konnte, vielmehr nur den Ausdruck des Schreckens sah, so siegte die weibliche Neugierde und sie trat mit ihm auf den finstern Gang hinaus.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille in dem weiten Gebäude, dann aber hörte man den Klang der kleinen Glocke wieder, und darauf hin wurde in einem Stockwerke tiefer eine Thüre geöffnet, man vernahm schwere Männerschritte auf den Steinplatten des Korridors und es wurde eine Stimme laut, welche ängstlich fragte: „Nun was soll's denn eigentlich? — Treibt doch keinen schlechten Spaß mit mir!"

„Der Lakai!" sagte das Mädchen.

„Ja, der Lakai," antwortete schaudernd Herr Sträuber.

Jetzt verwandelte sich drunten die Stimme desselben aus einem scherzhaften und bittenden Tone in einen trotzigen und widerspenstigen. — „Nun ja," hörte man ihn sprechen, „was soll's denn? Darnach habe ich wohl ein Recht zu fragen. Wenn ich nach

Hause will, so kann ich das thun. — Wer hat ein Recht, mich zu halten?"

Hierauf vernahm man die Schritte wieder, doch statt daß sie wie vorhin in gleichmäßigem Tempo klangen, trampelten sie jetzt eine kleine Weile unordentlich durch einander. Dann hörte man ein Aechzen aus tiefer Brust und hierauf ein Schleifen, als schleppe man eine schwere Last mit sich fort.

„Alle Heiligen!" sagte das Mädchen, „steht uns in Gnaden bei! — da hat's ein Unglück gegeben."

„Noch nicht," entgegnete schaudernd Herr Sträuber, „aber es gibt wahrscheinlich eins." — Dabei horchte er mit erneuter Aufmerksamkeit.

Nachdem das Schleifen da drunten ein paar Sekunden gedauert, hörte man eine andere tiefe Stimme sagen: „Nun, wenn du lieber auf den Füßen gehen willst, ist es mir auch recht; aber laß allen Widerstand, der ist hier vergebens."

Darauf stieß der Lakai einen tiefen Seufzer aus und entgegnete: „Ich will ja thun, was man verlangt."

Endlich verklangen die Schritte in die Ferne, es schloß sich wieder eine Thüre und Alles war todtenstill wie vorher.

Die Beiden oben an der Thüre lauschten noch eine Weile, dann trat der Herr Sträuber langsam in das Zimmer zurück. Nanette folgte ihm. — „So sprecht denn!" sagte sie, „was kann es denn da unten geben?"

„Weiß ich's!" entgegnete er verlegen, indem er die Achseln zuckte.

„Ihr wißt mehr, als Ihr sagen wollt. Kanntet Ihr den Klang jener Glocke?"

„Bst! — bst!" machte Herr Sträuber und zog das Mädchen weiter mit sich in's Zimmer hinein. — „Er ist im Hause —"

„Er?" fragte das Mädchen erschreckt.

„Ja, ja, er," erwiderte der Andere. „Und ich mache, daß ich fort komme, — wenn die Thüre überhaupt heute Nacht noch geöffnet wird," setzte er nachdenkend hinzu. „Schlaft ruhig! was gehen euch die Geschichten da unten an! Gute Nacht!"

Damit schlich Herr Sträuber zur Thüre hinaus und schritt leise durch den Gang und die Treppen hinab.

Das junge Mädchen im Bette hatte sich halb erhoben und saß da, ein Bild der Angst und des Jammers. Ihr blondes Haar hatte sich aufgelöst und hing über ihr bleiches Gesicht herab, ohne daß sie den Versuch machte, es wegzustreichen. Auch sie hatte drunten verworrene Stimmen und Schritte gehört, hatte das natürlicherweise für eine Gefahr gehalten, die sie bedrohe, und zitterte am ganzen Körper. Erst nachdem Herr Sträuber wieder das Zimmer verlassen, athmete sie tief auf und beruhigte sich etwas.

Nanette trat gedankenvoll an das Bett und sagte: „Leg' dich nur ruhig hin; an uns denkt heute Niemand mehr. Aber du kannst ein klein wenig auf die Seite rücken, ich will mich auch niederlegen, wir haben Platz genug. Vorher aber will ich das Licht auslöschen."

„Lassen Sie es lieber brennen," bat das junge Mädchen.

„Nein, das ist gegen die Hausordnung," entgegnete eifrig die Andere, „man sähe drunten vom Hofe das erleuchtete Fenster, und ich möchte um Alles in der Welt keine Ursache zu irgend einer Klage geben. — Nein, gewiß nicht!" Damit that sie, wie gesagt, drehte die Talgkerze in dem Leuchter um, um sie auszulöschen, warf ihr Oberkleid von sich und legte sich zu ihrer Gefährtin auf das schmale Feldbett, das unter der doppelten Last bedenklich krachte, auch kaum Platz für die beiden bot. Die Mädchen aber behalfen sich so gut wie möglich, theilten sich in die Decke und bald zeigten die tiefen und regelmäßigen Athemzüge des Harfenmädchens an, daß sie ruhig entschlummert sei.

Die Andere wollte nicht so bald der freundliche Schlaf in seine Arme nehmen; wohl preßte sie die Hand auf ihr heftig klopfendes Herz, wohl schloß sie die Augen und suchte mit Gewalt die Erinnerung der vergangenen Tage zu verdrängen, und dann senkte sich auch wohl auf Augenblicke ein leichter Schlummer wie ein durchsichtiger Nebel über sie hin. Doch entrückte er sie nicht der Wirklichkeit: er flog über sie hin, ein leichter, durchsichtiger Hauch, hinter dem schreckliche, hohnlachende Gestalten um so seltsamer ihr Wesen trieben, und den ein tieferer Athemzug, ein lauterer Herz-

schlag plötzlich durchriß, um wieder auf sie einströmen zu lassen, die schreckliche, fürchterliche Wirklichkeit. — Dann fuhr das Mädchen empor, strich sich angstvoll die Haare aus dem Gesicht und blickte um sich; doch konnte sie nichts erkennen: die dichteste Finsterniß herrschte in dem Gemach, und nur ein leichter unbestimmter Schein ließ die Stelle ahnen, wo sich die Fenster befanden. Nach wie vor sauste der Wind durch die zerbrochenen Scheiben, er heulte um die Ecke des Gebäudes und durch die winkeligen Höfe. Der einzige freundliche Ton, der an das Ohr des armen Mädchens schlug, war eine mitleidige Glocke, welche die zehnte Abendstunde anzeigte.

„O Gott! noch so früh!" seufzte sie. Und dann legte sie sich wieder neben ihre Gefährtin hin, bemühte sich, ruhig zu sein, und derselbe schreckliche Zustand zwischen Wachen und Schlafen kam wieder über sie. — Sie hatte jenen Diebstahl in der That begangen, sie floh, man verfolgte sie. Jetzt stand sie an der Dornenhecke, die den kleinen Garten umschloß, wo sie schon so glücklich gewesen; jetzt sah sie die Blutflecken auf dem weißen Schnee und flog mit den Raben über das Feld hinweg; aber sie wollten sie nicht unter sich dulden und hackten auf sie los, so daß sie zur Erde niederstürzte und, an allen Gliedern gelähmt, langsam fortkroch. — So bewegte sie sich mühsam dahin, immer ihre Verfolger dicht hinter sich, immer eine Faust in ihrem Nacken, die nach ihr faßte und die mit jedem Pulsschlage näher kam; und es schien Jahre zu dauern, bis sie die schützenden Mauern erreichte, hinter denen sie sich jetzt befand. — Ah! endlich einen Augenblick Ruhe! — Die Nebel um ihr Haupt wurden dichter und dichter, die Gestalten verschwammen im einfachen Grau; sie schienen von unten herauf zu zerschmelzen: Füße, Körper und Arme all' der phantastischen Gestalten schwammen weit aus einander und wurden immer undeutlicher, nur die schrecklichen Köpfe waren noch längere Zeit zu erkennen, die Köpfe mit den seltsam lachenden und grinsenden Gesichtern, und vor Allem die unzähligen starren Augen, die sie leuchtend und unverwandt anblickten. — Lange, lange noch sah sie diese Augen durch den Nebel durchschimmern, als die Gesichter schon längst verschwommen waren, zuerst als wirkliche Augen,

dann als glänzende Punkte, die langsam zurückwichen, und endlich nur noch lebhafte blaue und grüne Ringe, die zuletzt ebenfalls in Nichts zerflossen. —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Ein geheimes Gericht.

So mochte das Mädchen eine Zeit lang ruhiger geschlummert haben, da fühlte sie im Schlafe, daß Jemand ihre Hand ergriff und daran zog. Augenblicklich erwachte sie, griff um sich, faßte den Arm ihrer Gefährtin; und als sie an demselben aufwärts tastete, um sich zu überzeugen, daß es auch das Harfenmädchen sei, welches ihr Handgelenk festhielt, bemerkte sie, daß diese es wirklich war, aber daß sie aufrecht neben ihr im Bette saß. — „Was ist's?" flüsterte das junge Mädchen angstvoll.

„Stille!" antwortete Nanette mit leiser Stimme; „ich muß erwacht sein an dem Schlag der Uhren; es ist elf Uhr. Doch jetzt soeben, als ich wieder einschlafen wollte, hörte ich leises Schleichen auf den Treppen; — horch! und jetzt auf dem Gange."

„Was kann das sein?"

„Vielleicht noch ein später Gast, der nach seinem Zimmer geht. — Aber nein, das ist der Schritt eines Weibes. O, ich habe ein feines Gehör. Weißt du, das wird geschärft bei unserem Leben."

Und das Mädchen hatte Recht; es waren in der That leise schlürfende Tritte, die langsam näher kamen.

Die beiden Mädchen lauschten mit zurückgehaltenem Athem.

Jetzt faßte eine Hand die Thürklinke, drückte langsam das Schloß auf, die Thür öffnete sich und ein Lichtstrahl fiel herein. Doch konnten die Mädchen augenblicklich nicht erkennen, wer der Träger dieses Lichtes war, denn dieser hielt die Hand vor das Gesicht und ließ den vollen Schein des Lichtes in das Zimmer fallen.

„Was soll's?" fragte Nanette scheinbar mit entschlossenem Tone, doch zitterte ihre Stimme ein wenig. Dann rutschte sie

mit voller Geistesgegenwart vom Lager herab, um stehenden Fußes erwarten zu können, was es gebe.

Das junge Mädchen hielt ihren Arm umklammert und drückte sich fest an sie.

„Ja, ich bin recht," sprach eine Stimme an der Thüre; „ich hatte die Nummer vergessen. Richtig, es ist doch vierundzwanzig."

„Ah! seid Ihr es, Frau?" sagte Nanette nach einem tiefen Athemzuge, denn sie erkannte die Stimme des alten Weibes drunten aus der Schenke. „Ich hatte Angst, als Ihr so langsam die Thüre öffnetet."

„Ei, ei!" entgegnete grämlich das Weib, „du bist doch sonst nicht so furchtsamer Natur."

„Das ist richtig, aber es war heute Abend so unruhig im Hause. — Doch was soll's, Frau, wollt Ihr zu uns?"

Die Alte drückte sorgfältig die Thüre hinter sich in's Schloß, dann stellte sie das Licht auf den Tisch und näherte sich dem Bette.

„Schläft die Andere?" fragte sie.

„Nein, nein, ich schlafe nicht!" entgegnete eifrig das junge Mädchen.

„Nun, das ist gut, mein Schatz, dann brauche ich dich nicht zu wecken."

„Mich zu wecken? — Barmherziger Gott! Wollt Ihr etwas von mir?"

„Ich eigentlich nicht, mein Kind, aber —"

„O Frau, laßt das arme Geschöpf in Frieden!" bat das Harfenmädchen. „Der Sträuber war da, wir haben Mühe gehabt, ihn hinaus zu bringen. Seht Ihr nicht, wie das unglückliche Ding vor Angst zittert!"

„Was Sträuber!" sprach die Frau verächtlich. „Meinst du, ich kümmere mich um solche Lumpen? — Da ist schon was ganz Anderes im Spiel. — Er ist im Hause," setzte sie leiser hinzu.

„Ich habe es gehört," erwiderte Nanette. „Aber das kann uns doch nicht betreffen; er weiß kaum, daß wir in der Welt sind."

„Er weiß Alles," sagte ernst die Frau. „Und der beste Be-

weis ist, daß ich hier bei euch bin. Ich habe den Befehl, die da zu holen."

„Die da? — das junge Mädchen?" rief entsetzt die Harfenspielerin und sprang vom Bette, auf welchem sie bis jetzt saß, als habe sie eine Schlange gestochen. „Alle Heiligen! er läßt sie holen?"

Die Alte nickte mit dem Kopfe.

„So hast du wahrscheinlich Schlimmeres begangen, als du mir gesagt," fuhr Nanette zu dem Mädchen gewendet fort. „Wozu kann er dich sonst holen lassen! Um Gotteswillen! Wer bist du? — Ah! du hast mir von Blut an deinen Händen erzählt! — Gräßlich! — Sollte das nicht so zufällig an deine Finger gekommen sein?"

Das junge Mädchen blickte um sich, als sei es noch immer in einem schweren, schrecklichen Traume befangen. — „Man will mich holen?" brachte sie endlich mühsam hervor. Und als die Alte ihr entgegnete: „Ja, ja, drum stehe geschwind auf!" setzte sie händeringend hinzu: „Wohin will man mich holen? — O, habt Erbarmen! laßt mich da, ich habe Euch ja nichts zu Leide gethan!"

„Da ist keine Zeit zu verlieren," sagte kalt die Alte. „Steh auf und bring deinen Anzug etwas in Ordnung."

„O, Sie waren so gut gegen mich!" flehte das arme Geschöpf, indem sie sich an das Harfenmädchen wandte, das drei Schritte von dem Bette stehen blieb und mit einem wahren Ausdruck des Entsetzens auf ihre bisherige Gefährtin blickte. „Sie wollten mich ja beschützen, lassen Sie mich nicht von hier fort! — Wer kann etwas von mir wollen? Das muß ein Mißverständniß sein; kenne ich doch außer Ihnen keine Seele in dem Hause. Nicht wahr, Sie lassen mich nicht fort von hier?"

„Er hat's befohlen," versetzte ernst die Alte, „und da hilft kein Widerstreben."

Das arme Geschöpf blickte fragend zu dem Harfenmädchen hin.

„Nein, da hilft kein Widerstreben," sagte auch dieses, „gewiß nicht. Komm, steh auf und — helfe dir Gott!" setzte sie leiser hinzu.

Darauf hin ließ das junge Mädchen willenlos geschehen, daß ihr die Alte vom Bett in die Höhe half und daß sich auf einen Wink derselben das Harfenmädchen näherte, ihre herabgefallenen blonden Flechten in die Hand nahm, sie etwas glättete und dann sorgfältig über ihrem Kopf befestigte.

Das alte Weib hakte ihr das Kleid zu und bat sie, ihre Schuhe wieder anzuziehen und sich überhaupt zu beeilen. Dann nahm sie vom Stuhle das Tuch des Mädchens, hing es ihr um die Schultern und zog sie an der Hand mit sich fort.

Nanette begleitete sie bis an die Thüre, und als das Mädchen dieser dort die Hand reichte und ihr dankte für die Freundlichkeit, mit welcher sie sie behandelt, blitzten die dunkeln Augen Nanettens stärker als gewöhnlich, und als sich nun die Thüre hinter den Beiden schloß, rollten ihr ein paar schwere Thränen über das Gesicht herab.

Das junge Mädchen ließ sich von der Frau führen; alle ihre Kraft war dahin und ihre Kniee wankten so, daß sie sich mehrmals an die Wand stützen mußte, um nicht niederzufallen, weßhalb sich das Weib veranlaßt sah, sie mit einigen Worten zu trösten. „Habe nur keine Angst," sagte sie, „es geschieht dir gewiß nichts. — Nicht wahr, du bist zum ersten Mal hier im Hause?"

„Ja gewiß," hauchte das Mädchen.

„Und du kennst keinen von den Gesellen, die du heute Abend drunten im Zimmer gesehen? Du hast noch nie mit einem was zu thun gehabt?"

„O mein Gott, nein, nein!" erwiderte schaudernd die Gefragte.

„Nun, so weiß ich nicht, was er von dir will, und da kannst du dich auch ziemlich beruhigen, es wird nichts so Schlimmes sein. Aber jetzt laß' uns eilen, wir haben schon Zeit genug verloren." — Damit schritt sie rasch voran, Treppen auf, Treppen ab, über lange Gänge hinweg, die sich bald rechts, bald links bogen, dann kamen sie sogar quer durch einen Hof, wieder eine Treppe hinauf, und hielten endlich an einer Thüre stille.

Die Alte klopfte dreimal an; es wurde augenblicklich geöffnet,

und das Mädchen fühlte sich plötzlich in ein erleuchtetes Zimmer geschoben. Hinter ihr fiel die Thüre wieder in's Schloß, und als sie sich auf dieses Geräusch hin umwandte, bemerkte sie, daß ihr das alte Weib nicht gefolgt war.

Das Zimmer war groß, geräumig, mit anständigen Tischen und Stühlen versehen, und ein mächtiger Ofen verbreitete eine behagliche Wärme. Ein großer Mann, der in der Mitte des Gemachs auf und ab ging, wies das Mädchen an, sich auf einen der Sitze niederzulassen, dann legte er wie vorhin die Hände auf den Rücken und schritt wieder gleichmüthig hin und her.

Der geneigte Leser, der uns bis hieher zutrauensvoll gefolgt, wolle sich auch unserem ferneren Schutz überlassen und mit uns in ein anderes Zimmer treten, das von dem, in welchem sich das junge Mädchen befand, durch ein kleines, dunkles Kabinet getrennt ist.

Es war dies ein Gemach, höher und weiter als selbst das Schenkzimmer, doch auch wie dieses mit eichenem Holz ausgetäfert. Wände und Decke aber waren besser erhalten, und an letzterer bemerkte man ein ziemlich dunkel gewordenes Gemälde, sowie gut erhaltene Vergoldungen. Wo hier Fenster und Thüren waren, konnte man nicht gut bestimmen, denn beide waren gleichmäßig mit großen dunklen Vorhängen versehen, die von dem Fries bis auf den Boden herab hingen. In einer Ecke dieses Zimmers befand sich ein großes Kamin, in dem mächtige Holzblöcke flammten; daneben stand ein alter geschnitzter Tisch, mit einer grünen Decke behängt, und neben diesem ein Stuhl mit hoher Lehne. Dem Tisch und Stuhl gegenüber in der anderen Ecke des Zimmers befanden sich mehrere Männer von starkem, kräftigem Körperbau und verwegenen Gesichtern, aus denen unternehmende Augen hervor blitzten; Einige von ihnen hatten Bärte, andere waren glatt rasirt. In ihrer Mitte war jener Mann in der Livrée, den wir in der Schenkstube gesehen und dessen Stimme wir auf dem Gange gehört. Er stand aber nicht so aufrecht da wie die Andern, seine Kniee schlotterten, sein Rücken war gekrümmt und seine bleichen Züge vor Angst verzerrt und entstellt.

Alle aber blickten unverwandten Auges nach jener anderen Ecke des Zimmers, und wir ersuchen den geneigten Leser, gleichfalls dahin zu sehen. Dort an dem Sessel mit der langen Lehne stand ein junger Mann, ziemlich groß, dabei aber schlank und von den angenehmsten gefälligsten Körperformen und Bewegungen, die Leichtigkeit und große Kraft ausdrückten. Er trug ein sehr eng anliegendes Beinkleid und hohe glänzende Reitstiefel, die aber bis zu den langen, schweren Sporen hinunter, wie nach einem starken Ritt, dicht mit Koth bespritzt waren. Den Oberkörper bedeckte eine Art Blouse von einem dunkelblauen wollenen Stoffe; die Aermel derselben waren sehr weit, und wenn er die feine, jedoch etwas gebräunte Hand zufällig empor hob, so fielen sie zurück und zeigten weiße, glänzende Wäsche. Um den Leib trug er einen ledernen Gürtel, und an der linken Seite desselben hing ein Tscherkessendolch, eine jener furchtbaren Waffen, die ungefähr anderthalb Schuh lang, oben handbreit sind, und nach unten spitzig zulaufen. Die Scheide war von dunklem Leder, mit Stahl und eingelegtem Golde verziert, und der Griff bestand aus weißem Elfenbein, hatte aber an der Spitze einen gewaltigen Eisenknopf, der offenbar dazu diente, im Handgemenge einen Gegner von oben herab niederzuschlagen.

Der Kopf dieses Mannes war von ebenso gefälligen und angenehmen Formen wie der Körper, nur war sein Teint dunkel gefärbt wie der eines Zigeuners, und dazu paßte auch das kohlschwarze Haar, sowie der Bart von derselben Farbe, den er lang herabhängend trug. Seltsam kontrastirten hiemit die blauen Augen.

In dem Momente, wo wir unsichtbar eintreten, hatte er den rechten Arm auf die Lehne des Stuhles gestützt, und die Finger des linken spielten mit dem Stahlknopfe des Dolchgriffs.

„So stehen also die Sachen," sprach er mit einer kräftigen, angenehmen Stimme, „und da ich nicht gern Jemand ungehört verdamme, so kannst du sagen, was du noch zu deiner Entschuldigung vorzubringen hast; oder auch sonst Jemand, der für ihn sprechen will, kann vortreten."

Der Lakai schluckte mehrere Male heftig und blickte scheu und

zitternd die Männer an, welche um ihn standen, die ihn aber keines Blickes würdigten und noch viel weniger eine Silbe laut werden ließen.

„So sprich denn selbst!“

„Ach Herr! ich weiß nicht, was ich sagen soll!“ jammerte der Gefragte. „Und wenn es denn gar so arg ist, daß ich jenen freilich überflüssigen Messerstich gethan, so bestrafen Sie mich; aber ich flehe Sie an, machen Sie es nicht so streng mit mir!“

„So sei,“ antwortete der junge Mann, — „vielleicht zum ersten Mal in deinem Leben — ehrlich und offenherzig. Jener schändliche, niederträchtige Messerstich ist freilich schlimm genug, aber ich will ihn dir verzeihen, wenn du mir gestehen willst, was du sonst noch gegen uns begangen.“

„Ich sonst noch gegen Sie begangen?“ entgegnete bestürzt der Lakai und ließ seine Augen im Kreise umherlaufen; „will ich doch verkrummen und verderben, wenn ich etwas gegen Sie gethan habe.“

„Sei ehrlich!“ sagte ernst der Frager. „Ich rathe dir, sei ehrlich oder es nimmt mit dir ein fürchterliches Ende.“

„Worin soll ich ehrlich sein? — Ich weiß nichts.“

„Du weißt nichts?“

„Nein, nein!“ jammerte der Lakai. „Blickt mich nicht so entsetzlich an — ich — weiß nichts.“

„Nun, so will ich für dich sprechen,“ fuhr der junge Mann fort, indem er vor den Stuhl trat, sich ein paar Zoll höher streckte und die rechte Hand in die Seite stemmte, ohne daß aber die linke den Griff des Dolches fahren ließ. — „Paßt mir auf, ihr Männer, und erinnert euch, was ich euch schon vor längerer Zeit von diesem Menschen sagte! Denkt daran, wie ihr für ihn gebeten, als ich ihn schon vor einem halben Jahre wollte verschwinden lassen, denkt daran!“ Diese Worte sprach er langsam, bestimmt, aber mit solch schauerlicher Kraft und Kälte, daß jedes derselben wie ein Keulenschlag auf das Haupt des Lakaien niederfiel. Dann setzte er in gefälligerem Tone hinzu: „Weißt du noch nichts, hast du mir noch nichts zu sagen?“

„Nein," entgegnete der Andere, während er die Zähne über einander biß.

„Nun wohlan, so will ich für dich sprechen. Ich erfuhr vor ein paar Tagen zufällig, daß er, dort jener Mensch, sich — zum Polizeidirektor begeben."

Dieses Wort wirkte wie ein Donnerschlag sowohl auf den Betreffenden, als auf die umstehenden Männer. Wie auf ein Kommando faßten ihn zwei derselben an den Schultern, als scheine es ihnen, er habe die Absicht, zu entfliehen, woran der Elende jedoch nicht dachte; vielmehr schienen die Kniee unter ihm zusammen zu knicken, und er wäre vielleicht auf den Boden gestürzt, wenn ihn die Männer nicht gehalten hätten.

„Er war also beim Polizeidirektor, sprach dort von einer Verbindung gefährlicher Menschen, die ihm bekannt sei, und machte sich anheischig, deren Aufenthalt, Schlupfwinkel, kurz Alles, was nöthig sei um sich ihrer zu bemächtigen, anzugeben, wenn ihm dafür eine große Summe Geld ausbezahlt würde. — Er verlangte zweitausend Gulden; der Polizeidirektor aber, ein kluger Mann, der überzeugt war, es sei unmöglich, daß sich im Gebiete seines Bezirks eine solche Bande aufhalten könne, glaubte diesen Worten nur halb, und statt den Angeber, wie ich gethan hätte, festzuhalten, ließ er ihn laufen, sagte ihm, er solle wieder kommen, einige Beweise liefern, und machte ihm sogar darauf hin einige Hoffnung auf die gewünschte Belohnung. — Seht, ihr Männer, ich wache über euch, denn ich erfuhr diesen Anschlag noch am selben Tage; eure Freiheit und euer Leben hingen an einem Haare; vergeßt das nicht: nur die eure, ich bin ja ein Wesen, das nicht existirt, das euch beschützt und nur zuweilen hervortritt, um zu bestrafen, um zu belohnen, — eure Vorsehung, wenn ihr wollt, und wie auch dieser Fall wieder beweisen wird! — Denn," fuhr er kälter fort, „der Sekretär des Direktors war nicht so arglos, wie dieser selbst; er beauftragte einen sichern Polizeidiener, euren Genossen da zu beobachten, ihn auf Schritt und Tritt zu bespähen. Aber habt keine Angst," setzte er hinzu, als er sah, daß die Männer sich unruhig bewegten, „ich lenkte ihn auf eine andere Fährte und er verfolgt in diesem

Augenblicke einen vollkommen harmlosen Menschen. — Sprich du nun, habe ich die Wahrheit gesagt? — Verhält sich die Sache so?"

„Es ist ein Irrthum, Herr!" heulte der Angeklagte; „gewiß, gewiß ein entsetzlicher Irrthum! O wie käme ich dazu!"

Statt aller Antwort steckte der junge Mann die rechte Hand unter seine Blouse, zog eine Brieftasche hervor, nahm aus derselben ein Blatt Papier, das er entfaltete und fragte ihn dann ruhig: „Wie heißest du?"

Der Lakai ließ den Kopf auf die Brust niedersinken und gab keine Antwort.

„Nun, ihr Andern wißt doch, wie er heißt. So lest dieses Blatt, das er dem Polizeidirektor gab, als ihn dieser um seine Adresse fragte. Vielleicht kennt Jemand von euch die Handschrift; den Namen aber werdet ihr auf alle Fälle kennen."

Auf einen Wink trat einer der Männer vor, nahm das Blatt, blickte hin, übergab es dem Nebenstehenden, und so machte es die Runde bei sämmtlichen Anwesenden. Der Letzte, der sich die Schriftzüge betrachtete, überreichte es dem jungen Manne wieder, indem er sagte: „Ja, Herr, es ist so, wir sind vollkommen überzeugt."

„Nun denn, so wißt ihr auch, wie ihr einen Verräther bestraft. Nehmt ihn hinweg! Fort mit ihm!"

Umsonst versuchte der Verurtheilte, das Herz seiner Richter zu erweichen; er brachte auch keinen zusammenhängenden Satz zu Stande und stotterte nur unverständliche Worte, dazwischen schluchzte er, schluckte krampfhaft und wand sich in Todesangst unter den Händen der zwei Männer, die ihn fest bei den Armen und Schultern hielten. „Gnade! Gnade!" flehte er und wollte vorwärts stürzen zu den Füßen des jungen Mannes. Dieser wandte verächtlich den Kopf ab und blickte in die Gluth des Kaminfeuers; dabei streckte er die Hand gegen die Männer aus und sagte: „Es bleibt dabei, laßt ihn ohne Aufsehen verschwinden!"

Während zwei derselben den Verurtheilten zu einer Thüre hinaus zogen, welche in entgegengesetzter Richtung von derjenigen

lag, die zu dem Zimmer führte, wo sich das Mädchen befand, trat einer in jenes Gemach zu dem Manne, welcher bis jetzt ruhig auf und ab geschritten war, nun aber plötzlich stehen blieb und sich an den Eintretenden mit der Frage wandte: „Wie ist's? — Hat er gestanden?"

„Nichts, aber der Herr hat ihn vollkommen überführt."

„So wird er verschwinden?"

„Ja, ich soll es dir sagen. — Aber ohne alles Aufsehen."

„Das versteht sich von selbst," sprach der Andere mit einem unangenehmen Lächeln. „Es ist spät am Abend, die Straßen einsam, führt ihn hinaus. — Er kann zufrieden sein, denn er erhält sicherlich einen Nachruf; morgen wird man in den Blättern lesen, es habe sich ein bedauerliches Unglück zugetragen, der Lakai eines guten Hauses, so und so mit Namen, sei wahrscheinlich etwas berauscht aus dem Wirthshaus gekommen und in den Kanal gefallen."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Jäger und Kammerjungfer.

Nachdem die Leute das Zimmer verlassen hatten, in dem sich der junge Mann befand, machte dieser ein paar rasche Gänge durch dasselbe, dann trat er vor das hohe Kamin, stützte seinen Arm auf das Gesims und versank in tiefes Nachdenken. — „Bah!" sagte er nach einer längeren Pause, indem er sich erhob und um sich schaute, „laß die Sache gehen, wie sie eben geht. Einer ist einmal der Sklave des Andern, und der Stärkere hat Recht. Die Idee von einer Wiedervergeltung kann und will ich nicht leugnen; was heute dem Einen geschieht, kann morgen dem Andern begegnen, und ich — heute noch Herr dieser ungeachtet alles Trotzes und aller Wildheit doch sklavischen Naturen — könnte vielleicht morgen vor ihnen stehen und mein Urtheil erwarten. — Ah! es ist doch etwas

Schönes darum," fuhr er fort und erfaßte den Griff seines Dolches, „so Herr zu sein über die ganze Welt, der Gebieter des Geringsten und des Höchsten, des alten reichen Podagristen, der uns mit Entsetzen kommen hört, und des jungen, reizenden Mädchens, das von uns erzählt und vielleicht verstohlen und erschrocken ihrer Vertrauten sagt, indem sie dabei auf die andere Seite schaut: Ach! es war eine schreckliche Nacht, und der Letzte, der das Zimmer verließ, trat noch einmal an mein Bett und hob die Lampe hoch empor. O, ich würde ihn wieder erkennen, denn ich that ja nur als ob ich schliefe. — Und das haben mir solch' schöne Lippen schon selbst erzählt. O, dies Leben ist zu beneidenswerth, als daß — es ewig dauern könnte!"

Nach diesem Selbstgespräch war er wieder in tiefe Träumereien versunken; doch raffte er sich rasch empor, schritt durch das Zimmer und zog an einer Klingelschnur, die sich in der Ecke befand.

Gleich darauf trat einer der Männer herein. Auf ein leises Wort zog sich dieser wieder zurück und nach einer kleinen Weile öffnete sich die Thüre abermals, durch welche jetzt der Mann mit dem schwarzen Haar und Bart, den wir in der Schenkstube schlafend gefunden, herein trat.

Dieser hielt sich schüchtern in der Ecke, erhob nur ein paar Mal den Blick verstohlen, um den jungen Mann zu betrachten, der wieder neben dem Lehnstuhle stand, ihn langsam und forschend ansah und dann zu ihm sprach: „Es ist dir schlecht ergangen, wie mir scheint, Josef?"

„Sehr schlecht, Herr," entgegnete der Gefragte.

„Es ist seltsam aber wahr: was der Teufel einmal gefaßt hat, läßt er nicht sobald wieder fahren. Wenn wir auch unseren Nebenmenschen gegenüber ziemlich freie Geschöpfe sind, so sind wir anderntheils doch wieder erbärmliche Sklaven — Sklaven unserer Thaten, Sklaven unseres Gewissens."

„Keines von diesen hat mich wieder hergebracht, obgleich Beide mich oft sehr gequält," entgegnete Josef.

„Ich habe erfahren, daß du kommen werdest."

„Ich glaube es, Herr; so was bleibt nicht lange verschwiegen."

„Es thut mir eigentlich leid um dich, Josef, denn ich bin überzeugt, daß du nicht freiwillig zu uns zurückkehrst.“

„Gewiß nicht, Herr. Aber da ich Sie als gut und großmüthig kenne, da Sie mich damals bereitwillig ziehen ließen, als ich Ihnen sagte, ich könne es nicht mehr unter den Genossen hier aushalten und es dränge mich, wieder ein anderer besserer Mensch zu werden —“

„Ein besserer Josef?“ fragte lächelnd der junge Mann.

„Verzeiht, Herr, ein anderer denn! — Als Sie mich also ziehen ließen und mich so freundlich und gütig unterstützten mit Empfehlungen, daß ich alsbald eine gute Stelle fand und wieder frei athmend unter meines Gleichen treten konnte, da dachte ich immer an Sie und segnete Ihr Andenken, und als das Unglück geschehen war, als ich nach dem traurigen Schusse nun wieder ausgestoßen aus der Menschheit dastand, war wieder mein erster Gedanke an Sie und es drängte mich, zu Ihnen zurückzukehren.“

„Und zu den Genossen —“

„Wenn es nicht anders sein kann, was will ich thun?“

„Du weißt, Josef, daß ich von jeher große Stücke auf dich gehalten; ich hätte dich in meine eigenen Dienste genommen, aber Jemand, der wie ich, wenn ich mich so ausdrücken kann, nur hie und da erscheint, bedient sich am besten selbst. Doch scheint mir, du hast deinen größten Fehler, die Heftigkeit, immer noch nicht abgelegt. Teufel auch! man schießt nicht gleich auf seinen Vorgesetzten.“

„Wenn er uns aber als sein Vieh, als seine Sklaven behandelt? O Herr, ich hätte Sie sehen mögen!“

„Ja, ich stehe für mich gar nicht ein! — Du hast dich verheirathet?“

„Ja, Herr, es war ein schönes junges Weib.“

„Das war unklug, Josef, siehst du, die Welt liegt im Argen. Wenn man Jägerbursche ist und in einem kleinen einsamen Hause im Walde wohnt, da bleibt man für sich allein und läßt seine ganze Familie aus ein paar guten Jagdhunden bestehen.“

„Wenn er mich in meinem Revier gelassen hätte,“ sprach der

Andere mit einem trüben Lächeln, „so hätte das gar nichts gemacht. Mein Häuschen lag mitten darin und ich konnte Alles mit Muße beaufsichtigen."

„Und er schickte dich in andere Waldungen?"

„Meilenweit, so daß ich Tage und Nächte von Hause sein mußte. O Herr, es war nicht klug von ihm gethan, daß er mich so auf die einsamen Waldplätze hinaussandte. Wenn ich da stand, so Stunden lang an irgend eine alte Eiche gelehnt, und an mein Haus und das Alles dachte, und wenn nun der Abend aufstieg und ich mußte bleiben, wo ich war und ich stellte mir vor, daß sich vielleicht ein Anderer nach meinem Hause schlich, — Herr, ich versichere Sie, da stand ich Qualen aus, die kein Menschenherz auf lange zu ertragen im Stande ist. Das Blut stieg mir siedend zu Kopf, es war mir oft, als hörte ich weit entfernten Hilferuf; doch war es Täuschung, denn der Hund lag ruhig neben mir und spitzte nicht einmal die Ohren. Auch wäre es zu weit gewesen."

„Und eines Tages verließest du deinen Posten und gingst nach Haus?"

„Ja, Herr."

„Und fandest Unrechtes?"

„Ich weiß es nicht genau, Herr; aber es mußte wohl so sein. Er kam aus meinem Hause, und da nahm ich, meiner selbst nicht mehr mächtig, die Büchse —"

„Genug! genug!" sagte der junge Mann, indem er sich gegen das Feuer umwandte. „Das Andere wissen wir bereits, auch dachte ich, daß du kommen würdest, und da ich dir, wie schon früher gesagt, wohl will, sorgte ich für dich. Der Waldschütze, von dem du so eben erzähltest, hat den Seehafen erreicht und ist über's Meer —"

„Ich, Herr?"

„Der Waldschütze; so stand es in allen unseren Journalen. Auch war seine That für ihn so vortheilhaft beleuchtet, daß Mancher mitleidig an ihn dachte. — Du bist also ein ganz neuer Mensch und heißest von heute an Franz Karner. Hier sind die Papiere, mit denen du dich legitimiren kannst."

Mit diesen Worten hatte der junge Mann die Brieftasche wieder hervorgezogen und nachdem er dem Andern ein Zeichen gegeben, näher zu kommen, überreichte er ihm ein zusammengefaltetes Blatt.

„Dann ist ferner hier ein Brief,“ fuhr er fort, „den bringst du morgen an seine Adresse. — Lies die Aufschrift!“

„Herrn Baron von Brand.“

„Richtig! Dieser Herr wird dir Anweisung ertheilen, wohin du dich zu begeben hast, und soviel ich vernommen, sollst du in einem sehr guten und vornehmen Hause die Stelle als Jäger erhalten.“

„O wie danke ich Ihnen, Herr!“ erwiderte der Andere gerührt, während er die Hand des jungen Mannes ergriff und sie an seinen schwarzen Bart drückte. „Möge Gott mich vergessen, wenn ich Ihrer je vergesse! Aber,“ sprach er auf einmal mit ernstem Tone, „wie kann ich meinem neuen Herrn und zugleich Ihnen dienen?“

„Auf die einfachste Art; du hast deine Berichte zu machen über Alles, was in dem Hause geschieht, vornehmlich aber hast du in einem anderen Hause, in welchem der Vater deines neuen Herrn wohnt, irgend eine solide Verbindung anzuknüpfen, wenn dieß geschehen, es zu melden und darauf meine Befehle in Empfang zu nehmen.“

Der junge Mann zog sofort abermals die Klingel und sagte als er die Thüre öffnen hörte, in's Vorzimmer hinaus: „Der Jäger wird anständig gekleidet, du hast dafür zu sorgen, daß er morgen auf unverfängliche Art das Haus verläßt. — Laß das Mädchen kommen!“ — Dann winkte er Josef freundlich mit der Hand und dieser zog sich zurück.

Gleich darauf wurde die Thüre zum kleinen Vorzimmer langsam geöffnet und das Mädchen, welches unter derselben erschien, sanft hineingeschoben. Sie hatte ihre Thränen getrocknet, doch war ihr Gesicht mit einer erschreckenden Blässe bedeckt; dabei irrten ihre Augen ängstlich in dem Gemache umher, blieben eine kleine Weile auf dem lodernden Kaminfeuer haften und erblickten erst dann den

jungen Mann, der sich wie absichtlich hinter die Lehne des Stuhles zurückgezogen hatte. Sie zuckte erschreckt zusammen; er trat einen Schritt vor.

„Komm näher, mein Kind!“ sagte er. „Nur näher, fürchte dich nicht, — ganz nah.“

Das zitternde Mädchen that wie ihr befohlen wurde, doch machte es so kleine Schritte, daß es trotz vieler derselben kaum die Mitte des Zimmers erreichte.

„Hör' auf meine Worte und antworte mir deutlich auf meine Fragen! — Willst du?“

„Ja,“ brachte sie mühsam hervor.

„Du kamst heute Abend hier an in Gesellschaft einer Harfenspielerin. — Ich will dir etwas sagen,“ unterbrach er sich, indem er das erschreckte Gesicht des armen Geschöpfes bemerkte und ihre in diesem Momente fast glanzlosen, weit aufgerissenen Augen sah, „wenn ich dich etwas frage und es ist so, so brauchst du meinetwegen nichts zu antworten, wenn es dir schwer wird; dein Schweigen ist mir Bejahung. — Du trafst also mit dem Harfenmädchen heute Abend in A. zusammen? Du kamst von N., wo du einem anständigen, frommen Hause entlaufen bist, nachdem du gestohlen.“

„Nein, Herr! nein!“ erwiderte jammervoll das Mädchen, „bei Gott im Himmel! das ist nicht so.“

„Man klagte dich aber an, du habest gestohlen, man jagte dich deßhalb fort, alle Menschen, welche die Sache erfuhren, glaubten deinem Herrn und hielten dich für eine Diebin.“

„Aber bei Gott dem Allmächtigen, ich bin's nicht, gewiß, ich bin's nicht!“

„Möglich,“ versetzte der junge Mann, „aber bringe Beweise dafür; gegen dich liegen deren genug vor. Du bist ausgestoßen von der Welt, Jedermann wendet sich mit Abscheu von dir, was bleibt dir übrig? — Du mußtest Schutz bei jenem Mädchen suchen. Und worin besteht der Schutz derselben? Das will ich dir sagen: sie wird dich einige Accorde auf der Guitarre lehren, dann ein paar Schelmenlieder; sie zieht mit dir herum in Gasthöfen und

Kneipen, und wenn du heute noch keine Diebin bist, so kannst du es doch in ganz kurzer Zeit werden."

Das Mädchen faltete ihre Hände und blickte mit einem Ausdruck des tiefsten Jammers zu dem Manne auf, der allwissend schien und der ihre Vergangenheit und Zukunft so schonungslos enthüllte.

„Ich weiß nun nicht," fuhr dieser fort, „ob du nicht im Grunde eine leichtfertige Dirne bist, ob dir das Leben, welches ich dir so eben bezeichnet, nicht vielleicht sehr gut gefällt, ob dir das Herumtreiben nicht lieber ist, als wenn man es dir möglich machte, auf anständige Art dein Brod zu verdienen."

„Nein! nein!" rief das Mädchen aus, und zum ersten Male drückte der Ton ihrer Stimme nicht Furcht und Entsetzen aus; es war ein Ton der Hoffnung, die das Wort des Fremden in ihrer Brust geweckt, der ihr Herz plötzlich erfüllte, und der sich auch in den zitternden Lauten kund gab, mit denen sie „Nein! nein!" rief.

„Nun denn," sprach der junge Mann, „man hat Mitleiden mit dir, man will dich vom Abgrund zurück reißen, in den du unfehlbar gefallen wärest. Du sollst eine anständige sichere Existenz haben; du sollst in ein gutes Haus kommen, und es wird von dir abhängen, ob deine Zukunft gut oder schlecht ist."

Das Mädchen erhob bei diesen Worten die Hände, doch zitterten dieselben so heftig, daß sie kaum im Stande war, sie zusammen zu legen; dann hielt sie dieselben an ihre Stirne, bedeckte ihre Augen und schien eine Sekunde nachzusinnen, ob sie vielleicht nur träume und ob sie nicht etwa in irgend einer Scheune oder wie vorhin in dem Bette neben ihrer Gefährtin erwachen würde. Als sie aber ihre Hände wieder langsam sinken ließ und bemerkte, daß sie sich noch in dem Gemache befand, in das sie vorhin eingetreten, als sie das Kaminfeuer noch immer lodern sah und den Blick des jungen Mannes wahrnahm, der theilnehmend auf ihr ruhte, da war es ihr, als sei dieser ein Engel, vom Himmel zu ihrer Rettung gesandt. Ihren Augen entfielen die Thränen in großen Tropfen und sie sank mit einem lauten Aufschrei zu den Füßen des Fremden nieder, der sie lächelnd aufhob.

„Diesen Zeichen glaube ich,“ sprach er.

Das Mädchen erwiderte: „Gott lohne es Ihnen, wenn Sie nichts Uebles von mir denken. Gewiß! ich habe nicht gestohlen, ich bin nicht schlecht; ich bin nur ein armes, unglückliches Geschöpf.“

„Nun gut denn,“ erwiderte der junge Mann, der wieder an den Kamin zurückgetreten war, „man hat sich vorgenommen, für dich zu sorgen. Du sollst in die Garderobe einer vornehmen Dame kommen, natürlicherweise als ihre letzte Dienerin, denn ich kann mir denken, daß du nicht viel gelernt hast. Was man im Allgemeinen von einem Frauenzimmer verlangen kann, wirst du zu leisten vermögen; das Andere lernt sich bald, wenn man Lust und Liebe zu seinen Geschäften hat. — Hast du zufällig eine Sprache gelernt?“

„Etwas französisch,“ sagte das Mädchen, „in früher Jugend von meiner Mutter, die mit ihren Eltern von Frankreich eingewandert ist.“

„Gut. — Man wird dich nachher in ein ordentliches Zimmer führen, du wirst dort anständige Kleider finden und morgen früh erhältst du neben der Adresse, an welche du dich zu wenden hast, einen Paß und eine Instruktion. Letztere wirst du eifrig studiren, auch dir genau merken, wie du von heute an heißest, denn du erhältst einen andern Namen, ferner, wo du früher gewesen bist, woher du gerade kommst, wer deine Eltern sind und dergleichen mehr. Lerne dies genau, denn man wird dich gewiß darüber examiniren. Verwisch deinen Namen und deine Vergangenheit aus deinem Gedächtnisse, es ist das für deine eigene Sicherheit nothwendig. — Hast du mich genau verstanden?“

„Gewiß, gewiß!“ entgegnete das Mädchen. „Aber womit kann ich meinen Dank ausdrücken, womit kann ich Ihnen, meinem Wohlthäter, beweisen, wie sehr ich die unendliche Gnade anerkenne, die mich von einem fürchterlichen Leben zurück reißt, die mir erlaubt, anderen Menschen wieder frei in die Augen sehen zu dürfen?“

„Womit du mir danken kannst? — Das soll dir nicht verborgen bleiben,“ versetzte der junge Mann mit ruhigem Tone. „In

deiner Instruktion wirst du eine andere Adresse finden, eine Hausnummer, den Namen eines Mannes, zu welchem du dich anfänglich in der Woche einmal zu begeben und dem du alle Fragen, die er dir stellt, mit der vollsten Wahrheit zu beantworten hast. Er wird zum Beispiel wissen wollen, wann deine neue Herrin ausgeht, wohin sie geht, wer zu ihr kommt, was sie zu Hause macht, an wen sie schreibt und dergleichen mehr. Auch wird dir jener Mann zuweilen einen Auftrag geben, den du pünktlich zu erfüllen hast."

Die Rede machte auf das Gemüth des Mädchens sichtlich einen niederschlagenden Eindruck; sie athmete tief auf, schaute dann zu dem Gesichte des vor ihr Stehenden empor, und als sie auf demselben keine Spur von Scherz, sondern den tiefsten Ernst erblickte, ließ sie ihren Kopf auf die Brust herab sinken.

„Mein Wunsch mag dir hart erscheinen," fuhr er fort, „aber ein Dienst ist des andern werth, und was ich dir gebe ist mehr, als was ich von dir verlange. Du hast aber noch die Wahl, sage Nein und du sollst ungehindert zurückkehren in das Zimmer, wo du gewesen, zu der Gesellschaft, die du soeben verlassen."

Er erwartete eine Antwort, da diese aber nicht erfolgte, sondern das Mädchen eifrig mit dem Kopfe schüttelte, so sprach er mit erhobener Stimme und feierlichem Tone, indem er dicht vor sie hintrat: „Wohlan denn! Willst du die Bedingungen eingehen, die ich dir vorgeschlagen, so reiche mir die Hand und sage: ich schwöre bei Gott, der mich strafen soll, wenn ich meinen Schwur breche."

Das arme Geschöpf zuckte zusammen, blickte zweifelnd um sich und darauf in das Gesicht des ernsten Fragers. Als sie aber sah, wie trotz der finstern Worte seine Züge freundlich waren und sein Auge sie mit Theilnahme betrachtete, als sie sich die Schilderung zurückrief, die er ihr von dem Leben gemacht, welches sie mit dem Harfenmädchen führen würde, und als sie an die vergangenen Tage dachte, an das Haus, aus welchem man sie als Diebin verstoßen, da schrak sie zusammen, blickte scheu hinter sich, als verfolge sie Jemand, und indem sie sich dem jungen Manne hastig entgegen warf, reichte sie ihm die Hand und sagte: „Ich schwöre es!" —

Doch war in den letzten Tagen, namentlich aber an dem heutigen Abend zu viel Entsetzliches auf das Herz des bis jetzt so unerfahrenen Mädchens eingestürmt; ihre Kraft verließ sie, sie sah das Feuer des Kamins vor ihren Augen hoch emporlodern, dann fühlte sie, wie sie in die Kniee sank, worauf sich dichte Schleier um ihr Haupt zu ziehen schienen, diesmal aber ohne Traum, ohne schreckliche Gestalten.

Als der junge Mann sah, daß sie ohnmächtig wurde, umschlang er mit seinem linken Arm ihren Leib und hielt sie sanft aufrecht, während er mit seiner Rechten aus der Blouse ein Taschentuch hervorzog und ihr damit über das Gesicht fächelte. Sie lag da wie schlafend in seinen Armen, und als er sich über sie niederbeugte, um den wiederkehrenden Athem zu erspähen, bemerkte er erst das liebliche Gesicht des jungen Geschöpfes, die schönen, regelmäßigen Züge, die feinen, jetzt schmerzhaft zusammen gepreßten Lippen. Es war nichts Derbes, nichts Ungraziöses an ihrer Gestalt, und er hielt es leicht in seinem Arm, das kleine, warme, eben erst aufgeblühte Mädchen.

„Wenn ich nun ein gewöhnlicher Sklavenhändler wäre, wie so viele meiner geringen und vornehmen Kollegen," sagte er, „so könnte ich mir leicht für meine Wohlthaten einen süßeren Dank nehmen. Doch begnüge ich mich mit einem einfachen Kusse auf diese gewiß unentweihten Lippen, mit einem Kusse, der ihren Seelenfrieden nicht stören wird. da sie ihn unbewußt empfängt."

Damit beugte er sich auf sie nieder, küßte sie leicht auf den kleinen Mund, und als er nun sah, wie ihre Brust von stärkerem Athem geschwellt, sich wieder höher hob, hielt er ihr abermals das Taschentuch vor das Gesicht und bald schlug sie die Augen auf.

„Das ist mir nie geschehen," sagte das Mädchen nach einer längeren Pause, indem sie leicht erröthend einen Schritt von dem Manne zurück trat. „Ich bin in den letzten Tagen recht schwach geworden."

„Das ungewohnte Leben," versetzte er; „nun, du wirst dich schon wieder erholen! — Jetzt aber verlaß mich, geh' zurück in

das Gemach hier nebenan, da wirst du die alte Frau finden, die dich hergeleitet. Sie zeigt dir ein Zimmer und ein gutes Bett; lege dich ohne Furcht hinein, du könntest im Himmel nicht mit größerer Sicherheit ruhen, als jetzt hier in diesem Hause."

Das Mädchen, im Begriffe diesem Befehle Folge zu leisten, blieb einen Augenblick schüchtern an der Thüre stehen und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Und Ihnen darf ich später nicht mehr danken, wenn ich in dem Hause aufgenommen bin?"

„Nein, nein!" entgegnete eifrig der junge Mann, „ich glaube und hoffe nicht. Wir Beide werden uns wahrscheinlich niemals wieder sehen."

„So will ich denn für Sie beten," erwiderte sie, „recht innig und inbrünstig für Sie beten, indem ich Ihnen oftmals und herzlich danke für das, was Sie an mir gethan. Und so oft ich diesen Dank ausspreche, werde ich gerne an Sie denken."

„Amen!" sprach er mit lauter Stimme, nachdem die Thüre hinter ihr geschlossen war und der Vorhang wieder herab fiel. „Hätte ich in meiner ersten Jugend," sagte er nachsinnend, „vielleicht ein solches Mädchen gefunden, es wäre Manches anders gekommen. Aber so geht es, wenn man immer aufwärts blickt und deßhalb mit den Füßen so Vieles zertritt. Dies Geschöpf, gut erzogen, in Sammet und Seide gekleidet, könnte eine Herzogin vorstellen. — Wir wollen sie nicht aus den Augen verlieren."

Nachdem er diese Worte laut vor sich hin gesprochen, hob er rasch den Kopf empor, ging abermals an das Vorzimmer und sagte dem Manne, der draußen war, einige Worte; dann kehrte er zurück, nahm von einem Tische einen breitkrämpigen Hut, trat wiederholt hinter den großen Lehnstuhl und war plötzlich aus dem Zimmer verschwunden, ohne daß eine Thüre nur im Geringsten geknarrt, ohne daß einer der Vorhänge sich nur im Mindesten bewegt hätte.

Da wir aber in einem aufgeklärten Zeitalter, das nicht an Hexerei glaubt, leben, und wir auch nicht die Absicht haben, ein Märchen zu schreiben, so versichern wir den geneigten Leser, daß Alles auf die natürlichste Art von der Welt zuging. Neben dem

Kamine befand sich eine verborgene Thüre, durch einen Druck an einer gewissen Stelle spielte eine Feder, und die Thüre drehte und schloß sich vollkommen geräuschlos.

Der junge Mann aber stieg eine Wendeltreppe hinab, schritt durch ein paar lange dunkle Gänge und trat durch eine gleiche Thüre, wie die neben dem Kamin war, in's Freie. Ehe er aber dieses betrat, nahm er aus einer Nische im eben erwähnten Gange einen Mantel, den er leicht über sich warf, so Blouse und Dolch verdeckend. Hierauf schritt er eilig durch die Straßen dahin, in welchen noch immer Wind, Regen und Schnee ihr tolles Wesen trieben, und verschwand bald in der Dunkelheit.

Dem Mädchen geschah droben, wie er vorausgesagt: die Alte führte sie auf's Freundlichste in ein kleines, behagliches, warmes Zimmer, sie half ihr beim Entkleiden, legte sie sorgsam zu Bette, indem sie ihr freundliche Worte sagte und sie schmunzelnd pätschelte, wie es vielleicht eine Mutter mit ihrem Kinde zu machen pflegt. — Bald schloß sie ihre Augen, doch konnte sie nicht begreifen, daß sie ohnmächtig geworden, und nicht vergessen, wie sie darauf so plötzlich in den Armen des jungen Mannes erwacht sei. Und vorher hatte sie ein eigenthümlicher Duft umweht, so merkwürdig fein, als wenn sie in Rosen gelegen, oder als hätte Jemand eine der prachtvollsten Centifolien recht nahe an ihr Gesicht gedrückt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ueber das Husten bei Hofe.

Der junge Graf Fohrbach hatte wieder einmal Dienst im Vorzimmer Seiner Majestät. Da es der Adjutanten gerade nicht viele waren, so kam die Reihe ziemlich häufig an ihn. Ehe er sich in das Schloß begab, war zu Hause nichts Wichtiges vorgefallen; er hatte keinen Besuch wie damals, deßhalb frühstückte er auch in

aller Stille allein und zündete sich darauf eine Cigarre an, die heute mit besonderem Genuß geraucht wurde, denn sie war für diesen Tag, wenigstens bis zum späten Abend, die einzige und letzte. Dazu waren die Thüren in's Ankleidezimmer wie immer fest verschlossen, damit nicht die leiseste Ahnung eines Tabakgeruchs sich in der Uniform festsetzen könne und so eingeschwärzt werde in das königliche Residenzschloß, Seiner Excellenz dem Herrn Obersthofmeister zum größten Entsetzen, zu einem wahren Horreur aber für sämmtliche Hofdamen, mochten die letzteren auch in ihren respektiven, oft sehr beschränkten Familienappartements von Papa, Bruder oder sonst Jemand seit frühester Jugend gehörig eingeräuchert worden sein. — Das thut die Hofluft. Sie ist so rein, so ätherisch, und Lungen und Herzen werden in derselben so zart und gefühlvoll, daß der geringste befremdende Duft und oft das kleinste Wort ein sehr bemerkbares Hüsteln zur Folge hat.

Ueberhaupt ließe sich über das Husten bei Hof ein ganzes Buch schreiben. Da ist die Art, der Ton, die Stärke und Schwäche desselben von der allergrößten Bedeutung. Einer der Prinzen des allerhöchsten Hofes zum Beispiel stellt sich herablassend zu irgend einer Gruppe Kammerherren, Offiziere und höherer Hofbeamten; er tritt anscheinend ganz vertraulich heran und ein leichtes Hüsteln macht ihn bemerkbar und will andeuten, er wünsche nicht, daß man sich seinetwegen genire. Augenblicklich erweitert sich der bis jetzt kleine Kreis und will damit symbolisch das große und weite Vergnügen ausdrücken, welches Alle empfinden, daß Seine Königliche Hoheit die außerordentliche Gnade hat, sich so freundlich zu nähern. Die Keckſten oder Erfahrensten bringen dieses Gefühl der Treue und Anhänglichkeit durch einige tiefgefühlte Worte zu Tage, die Anderen aber begnügen sich mit einem respektvollen Räuspern, worauf der Prinz, wenn er zufälligerweise nichts Anderes zu sagen weiß, was zuweilen vorkommen soll, stärker hustet und laut versichert, das naßkalte Wetter sei unausstehlich, und wenn es sich nicht bald ändere, so würde es keinem Menschen möglich sein, den Katarrh los zu bringen. Natürlich stimmt Alles bei mit Worten und mit Husten; es zeigen sich auf einmal sehr

viele Schnupfenanfälle, und ein junger Kammerherr, der begierig ist, seine tiefe Ergebenheit an den Tag zu legen, blickt verstohlener Weise zum Fenster hinaus und liebäugelt mit einem einsamen Sonnenstrahl so lange, bis ihn ein heftiges Niesen befällt, wodurch er so glücklich ist, auf's Allerdeutlichste die Bemerkung Seiner Königlichen Hoheit zu bewahrheiten.

Darauf ersucht vielleicht der Prinz, die angefangene Konversation fortsetzen zu wollen. — „Hm! hm!“ macht er, „wie es scheint, wurde soeben eine pikante Geschichte erzählt. Darf ich daran theilnehmen?“

Der ganze Kreis lächelt verstohlen, und nur ein Einziger hustet auffallend und verlegen. Es ist das ein so bedeutungsvoller Husten, daß sich Seine Königliche Hoheit veranlaßt sieht, ihn in der gleichen Tonart zu beantworten, wobei er leicht mit einem Auge zwinkert und dann freundlich sagt, er bitte, dennoch fortzufahren, er liebe zuweilen eine recht pikante Geschichte.

Die Geschichte wird nun erzählt, nicht ohne viel hm! hm! hm! hm! von allen Seiten, und wenn nun die Pointe kommt, die einigermaßen saftig zu nennen ist, so ergeht sich Seine Königliche Hoheit in einem auffallenden Gehuste, vielleicht der Erzählung beistimmend, worauf sich Alle bemühen, einen ähnlichen Ton von sich zu geben, bis zu dem Erzähler, der nun vor Freude einem völligen Erstickungsanfall fast zu erliegen scheint. Ist dagegen die Geschichte höchsten Orts nicht recht ergriffen oder begriffen worden, so werden die Augenbrauen in die Höhe gezogen, der Husten ist bei Seiner Königlichen Hoheit ein ziemlich trockener, bei den Andern ein mißbilligender, der Erzähler aber, um seine Verlegenheit zu verbergen, zieht sein Tuch aus der Tasche und hustet lange und anhaltend da hinein.

Wie verschieden aber von diesem ist der Ton des Hustens, den vielleicht in der Mitte der Geschichte plötzlich der Kammerherr von sich gibt, als er mit scharfem Auge erspäht, daß sich ein paar unschuldige Hofdamen zufällig dem Kreise nähern. Es ist das wie der Pfiff einer auf Vorposten ausgestellten Gemse; die Geschichte

wird plötzlich unterbrochen, und der ganze Kreis spitzt die Ohren. — Wir ersuchen den geneigten Leser, dies jedoch natürlicherweise nur bildlich verstehen zu wollen.

Sind nun die unschuldigen Hofdamen, die sich nähern, wirklich unschuldige Damen, so husten sie mit einer kleinen Verlegenheit, daß sie so plötzlich an einem Kreis tangiren, in welchem sich Seine Königliche Hoheit befindet. Sind sie aber schon vollkommen erfahren in der Sitte des Hofes und lesen an dem Ausdruck der Gesichter, an der Stellung und Haltung einer Gruppe, um was es sich gerade handelt, so wird der erzählende Kreis in einem großen Bogen umgangen, die älteste der Hofdamen blickt hinter ihrem Fächer auf den Kreis, hustet sehr laut und auf eigenthümliche Art und gibt die Uebersetzung dieses Hustens ihrer Gefährtin, indem sie ihr zuflüstert: „Da werden wieder schöne Geschichten abgemacht!"

Um einige Stufen tiefer hinabzusteigen, so wissen namentlich alte gediente Lakaien, Tafeldecker und Kammerdiener ihre verschiedenen Husten auf's Feinste zu nuanciren. Der Lakai, der den Schlag des Wagens schließt, räuspert sich gelinde, wenn vielleicht eine Hofdame in tiefen Gedanken versunken nicht angibt, wohin sie fahren will, wonach er sich hintenauf schwingt und nun oftmals den Kutscher mit lautem Gehuste dirigirt.

Der Kammerdiener im Zimmer des Herrn blickt hustend auf die Uhr, wenn irgend eine bestimmte Stunde herangekommen ist, und erweckt mit einem lauten Gehuste den Thürsteher aus seinen Träumereien, der fast vergessen hätte, voraus zu springen und den Wagen vorfahren zu lassen.

Endlich bei Tafel dirigirt der Hoffourier mit einer wahren Verschwendung von dem feinsten und leisesten Husten das ganze Diner, der Tafeldecker macht den Lakaien auf gleiche Art mit vielsagendem Räuspern auf seine Dummheit aufmerksam, die er begangen, auf einen zerbrochenen Teller oder ein leeres Glas, und ein junger Hofbedienter prallt erschreckt und gelinde hustend vor dem fürchterlichen Abgrund zurück, in den er fast gestürzt wäre, da er im Begriffe war, dem ersten Kammerherrn einen wilden Schweinskopf von der rechten Seite zu präsentiren.

Um nicht zu ausführlich zu werden, wollen wir nur noch des vielsagenden Hustens gedenken, in welchem sich zwei vornehme Staatsbeamte, die sich durchaus nicht leiden können und die nun plötzlich im Vorzimmer zusammenstoßen, steif und gemessen begrüßen. Jeder hat geglaubt, er komme dem Andern zuvor und könne Allerhöchsten Ortes seinem Kollegen eine unangenehme Suppe einbrocken. Dieser Husten klingt wahrhaft nervenerregend, und wir sind überzeugt, daß sich in gleicher Weise zwei Tigerkatzen begrüßen würden, die nur durch ein breites Wasser verhindert sind, sich ihrem glühendsten Wunsche gemäß die Augen auszukratzen.

Ein Husten der furchtbarsten Art aber stört oft den Minister in seinem Vortrage, wenn er zum Beispiel irgend eine Auszeichnung, einen Orden, ein Geschenk für einen armen Künstler verlangt und er mit eindringlichen Worten spricht, wie aufmunternd ein solcher Sonnenstrahl der Allerhöchsten Huld sei, wie das Talent nur wachsen und gedeihen könne im warmen Schein der Königlichen Gnade: ein Husten Seiner Majestät nämlich, wobei sie sich an das Fenster wendet und die Excellenz versichert, es werde doch jetzt endlich ein beständigeres Wetter eintreten. —

Doch kehren wir in die Wohnung des Grafen Fohrbach zurück, der unterdessen Cigarre und Toilette beendigt hat, und nun, im Begriff an den Wagen zu gehen, durch den Kammerdiener einen Augenblick aufgehalten wird, der sich erlaubt, ihm den neuen Jäger vorzustellen.

Das war, wie wir bereits wissen, ein großer, schlank gewachsener Mann, der sich jetzt in der glänzenden Livrée, mit dem schwarzen, wohl gekämmten und frisirten Barte ungemein stattlich ausnahm. Dabei hatte sein Gesicht ein angenehmes Aussehen und sein Auge hielt den festen Blick des Grafen, der ihm einige Fragen stellte, sehr gut aus.

Um drei Viertel auf elf Uhr fuhr Graf Fohrbach am Schlosse vor und stieg die breiten Treppen hinauf bei zahlreichen Wachen, Thürstehern und Lakaien vorbei. Ein verschmitzt aussehender Kammerdiener legte die Hand an den Drücker, um die Thüre zu öffnen und hustete in diesem Augenblicke ziemlich bedeutungsvoll.

Es war dies wieder einer jener Husten, von denen wir vorhin gesprochen.

Der Adjutant wandte augenblicklich den Kopf herum und der Kammerdiener lächelte.

„Gibt es was Neues?“ fragte Graf Fohrbach leicht hin.

„Nicht viel Besonderes,“ entgegnete der Kammerdiener, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. „Die Herren und Damen vom Dienste frühstücken in der gelben Gallerie und es erscheint heute zum ersten Mal das neue Ehrenfräulein Ihrer Majestät.“

Nach diesen Worten öffnete der Kammerdiener leise die Thüre, und sobald der Adjutant eingetreten war, zog er sie geräuschlos wieder in's Schloß, zupfte seine weiße Halsbinde in die Höhe und rieb sich alsdann still lächelnd die Hände.

Graf Fohrbach schritt durch mehrere Vorzimmer, die, wie in den Königlichen Schlössern gewöhnlich, einander ziemlich ähnlich sahen, nur daß Farben der Tapeten und Möbelstoffe in jedem verschieden waren, daß in diesem Alabaster- und Marmor-Vasen, dort welche aus China und Japan standen. Um diese kleine Verschiedenheit aber wieder auszugleichen und eine gewisse Harmonie herzustellen, waren die Gemälde an den Wänden meistens Protektionskäufe, gleich unbedeutend, gleich langweilig.

In der gelben Gallerie, wo der Frühstückstisch servirt war, befand sich außer einigen Lakaien, die emsig und wichtig, geräuschlos und schnell auf einem Nebentische Porzellan und Silber ordneten, vorderhand nur ein alter einsilbiger Kammerherr, der damit beschäftigt war, nachdem er den Barometer prüfend betrachtet, die grauen am Himmel hinziehenden Schneewolken zu beobachten, und unser Bekannter, der Major S., den Graf Fohrbach heute ablöste. Der Major stand in einer Fenstervertiefung, und als er bemerkte, daß ihn der Graf mit den Augen suche, hustete er leicht.

„Wie gehts?“ sagte der neue Adjutant, während er zu seinem Freunde in die Ecke trat.

„So, so! — Das Wetter ist nicht ganz klar, es scheinen mir trübe Wolken umher zu ziehen; auch haben wir noch keine Rapporte

gehabt, was kein gutes Zeichen ist. Ferner wurde der Intendant des Hoftheaters auf ein Uhr bestellt."

„Da wird man aufpassen müssen."

„Für dich gibt's eigentlich nicht viel zu thun. Nach dem Rapport sind einige Audienzen, deren Namen du im Vorzimmer aufgeschrieben findest; das Papier liegt im Pult."

„Schön. — Wirst du mit uns frühstücken?"

„Ich habe nicht Lust, muß auch nach Hause. — Apropos! du wirst eine Bekanntschaft machen: das neue Ehrenfräulein Ihrer Majestät hat heute den ersten Dienst und kommt zum Frühstück."

„Ist sie schön?"

Der Major erhob den Kopf, zog die Augenbrauen in die Höhe und entgegnete: „Ob sie schön ist! — ein glänzender Stern am dunkeln Nachthimmel."

„Nun, wir können dergleichen Sterne brauchen, es war zuweilen recht finster bei uns. — Wie heißt sie? — Nicht wahr, es ist ein Fräulein von S.? Ihr seid ja wohl weitläufig verwandt."

„Ziemlich entfernt. Sie heißt Eugenie von S. — eine vornehme, aber nicht reiche Familie. Das Mädchen ist kaum Neunzehn, aber groß und majestätisch gewachsen, eine Figur wie Ihre Majestät; dabei dunkles Haar, ein glänzendes Auge und die herrlichsten Zähne von der Welt, ah! ich sage dir, Zähne, glänzend weiß; man ist glücklich, wenn sie den Mund öffnet."

„Nur wegen der Zähne?" fragte lachend der Graf.

„O nein, sie ist zugleich eines der gebildetsten und gescheidtesten jungen Mädchen, die ich seit längerer Zeit kennen lernte."

„Natürlicherweise wird sie häufig in euer Haus kommen?"

„Ich hoffe so; weißt du — eine Verwandte —"

„So werde ich mich bemühen, deine Frau zu warnen."

„Damit du einen Vorwand hast, öfters zu kommen," erwiderte lachend der Major. „Nimm dich in Acht, junger Mann, wenn sie dich anblitzt und du hast gerade einen erregbaren Moment, so ist's um deine Ruhe geschehen. — Aber," fuhr er lebhafter fort, während er einen Schritt vortrat, „sage mir offenherzig, hast du sie schon irgendwo gesehen — kennst du sie?"

„Ich gewiß nicht.“

„Du wußtest nicht, daß sie so außerordentlich schön und liebenswürdig ist?“

„Auf mein Wort, nein. Ich habe nur im Allgemeinen von ihr sprechen gehört. — Aber wozu diese Fragen?“

„Nun, ich glaube dir. Vorhin unterhielt ich mich mit der Frau von B. —“

„Mit der Obersthofmeisterin?“

Der Major nickte mit dem Kopfe. „Wir sprachen über die Einrichtung der jungen Dame, über ihre Wohnung und dergleichen —“

„So, über ihre Wohnung! Wird die im Schlosse selbst sein?“

„Natürlicherweise; sie ist aber sehr gut ausgewählt, das kleine Appartement Numero sechzehn, die Fenster der Zimmer gehen auf den geschlossenen Hof, wo es euch nicht vergönnt ist, mit euren armen Pferden halsbrechende Courbetten zu machen. — Aber jetzt höre! Wir sprachen auch von ihrer Dienerschaft: eine ältere Kammerfrau brachte sie mit, ein jüngeres Kammermädchen bekommt sie hier.“

„Ja, was geht das mich an?“

„Ein jüngeres Kammermädchen, das — du empfohlen.“

„Ich empfohlen? — Und an wen?“

„Besinne dich. Du hast der Frau von B. neulich von einem Kammermädchen gesprochen, das eine Stelle suche.“

„Ah richtig!“ sagte sich erinnernd der Adjutant. „Ich kenne sie aber nicht; der Baron Brand hat mich darum gebeten.“

„So, so, Baron Brand,“ erwiderte der Major nachdenkend. „Das ist ein gefährlicher Mensch bei den Damen; sogar die alte Obersthofmeisterin schwärmt für ihn, und das will viel sagen. Er war gestern Abend bei ihr zum Thee, zugleich mit Fräulein Eugenie von S.; da kam die Rede auf deine Empfohlene und ob sie vielleicht passend sei für das neue Ehrenfräulein. Die Obersthofmeisterin schüttelte lächelnd den Kopf und meinte, sie wisse doch nicht recht, ob deine Rekommandationen in dieser Richtung zu beachten seien; aber Baron Brand erinnerte sich zu-

fällig desselben Mädchens, — was weiß ich! sie habe bei einer seiner Cousinen gedient und besitze die glänzendsten Zeugnisse. — Was glaubst du wohl? Darauf änderte sich mit einem Mal die Ansicht Ihrer Excellenz und deine Empfohlene ist angestellt."

„Das sind schöne Geschichten!" sprach lachend Graf Fohrbach, indem er seine Säbelkuppel herabzog. „Nun ich hoffe, die Person wird vorkommenden Falles einiges Dankbarkeitsgefühl besitzen."

„Gegen dich oder gegen den Baron?"

„Ich denke gegen mich, denn ich bin doch der unmittelbare Empfehler."

„Aber nimm dich in Acht, coeur de rose ist ein verfluchter Kerl. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn er der schönen Eugenie nächstens ein Parfum aufschwätzt."

„Nein, dazu ist er zu klug; das könnte sie in einen üblen Geruch bringen. — Aber stille! der Kammerdiener an der Thüre hat sich schon dreimal geräuspert — man kommt."

Die Flügelthüren des anstoßenden Saales wurden jetzt in der That geöffnet und die Damen vom Dienste erschienen. Es waren das meistentheils gereifte Schönheiten, künstlich erhaltene Blumen, aber ohne erquickenden Duft, gerade so wie ihre Schwestern von Papier und Seide, und ebenso wie diese rauschend und klappernd.

Eugenie von S., die bescheiden als die Letzte kam, hätte nicht so wunderbar schön zu sein gebraucht, als sie wirklich war, um zwischen ihren Kolleginnen wie eine Sonne aus grauem Gewölk hervorzustrahlen.

Graf Fohrbach war in der That überrascht von der lieblichen Erscheinung der jungen Dame und einigermaßen befangen, als er ihr von seinem Freunde, dem Major, vorgestellt wurde. Sie verneigte sich auf's Freundlichste und versicherte im Laufe des Gespräches, sie wisse ganz genau, daß sie von ihrer Mutter Sr. Excellenz dem Herrn Kriegsminister empfohlen sei, sie hoffe, diese Empfehlung werde freundlich aufgenommen worden sein und ihr so recht bald Gelegenheit werden, einen Mann kennen zu lernen, den sie sehr schätze und verehre.

Natürlicherweise erwiderte der Graf etwas auf diese Worte Passendes, dann setzte man sich zum Frühstück, der Major empfahl sich, Messer und Gabeln fingen an zu klappern, die Bedienten schoßen hin und her wie emsige Schwalben, und bald war das Frühstück beendigt, worauf sich die Damen dahin zurückzogen, woher sie gekommen. Der einsilbige Kammerherr und der Adjutant begleiteten sie bis an die Thüre, und hier hoffte der Letztere noch einen Blick der schönen Eugenie aufzufangen. Sie verneigte sich auch freundlich gegen die beiden Herren, doch galt ihnen Gruß und Blick zu gleichen Theilen, worüber der Graf eben nicht besonders erfreut war.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Goldene Fesseln.

Den von seinem Freunde erhaltenen Instruktionen gemäß, das heutige Wetter betreffend, nahm nun der neue Adjutant, nachdem er das Vorzimmer zur Wohnung Seiner Majestät betreten, seiner Stellung als Barometer gemäß, eine sehr ernste und würdevolle Haltung an. Der Säbel hing korrekt eingehakt an der Kuppel, die Uniform war fast hermetisch verschlossen, der Federhut wurde mit beiden Händen auf dem Rücken gehalten und darauf ging der Adjutant mit gemessenen Schritten auf und ab, hie und da den Kammerdiener betrachtend, der sich zwischen der Thüre und einer großen Standuhr befand, die er beide zugleich im Auge behielt.

Bald nachher hörte man draußen Equipagen vorfahren, die Tritte fielen herab, die Schläge wieder zu, dann schlürften leise Schritte auf den Steinplatten des Korridors, die Thüren öffneten sich und die obersten Staatsbeamten traten ein.

Graf Fohrbach ging ihnen entgegen und empfing Jeden ernst, würdevoll, aber alle auf verschiedene Art. Die Minister erhielten ein sehr tiefes Kompliment, begleitet von einem vollkommen gleichgiltigen Gesichte; nur bei dem des Königlichen Hauses — er war

ein genauerer Bekannter des Grafen — zog dieser auf einen fragenden Blick die Augenbrauen etwas in die Höhe und zuckte leicht mit den Achseln.

Die Excellenz nahm den Adjutanten beim Arm und zog ihn in eine Fenstervertiefung, wohin bald nachher noch einige der Vertrauten, nachdem sie den Größen des Staats einige verbindliche Worte gesagt, folgten.

Diese, die Minister, gingen zu Zwei und Zwei auf der anderen Seite des Zimmers mit leisen Schritten und fast unhörbarem Geflüster auf und nieder oder blieben auch an dem Marmorkamine stehen, Hut und Papier in der Hand, mit langen Gesichtern, ernsten Blicken und dem allerwürdevollsten Aussehen. Sie führten eigentlich keine zusammenhängende Konversation; sie sprachen nur Vermuthungen aus und räusperten sich häufig mit vorgehaltener Hand, nickten zuweilen taktmäßig mit dem Kopfe und warfen jede Sekunde die sehnsüchtigsten Blicke nach der gewissen Thüre, nach dem Kammerdiener und nach der Uhr.

Die Gruppe an der Fensternische war schon etwas lebendiger und gesprächiger; man handelte das innere und äußere Wetter ab und brachte Beides mit einander in Verbindung.

„Wird Seine Majestät heute ausreiten?“ fragte der Minister des Hauses den Oberststallmeister, welcher diese Frage mit einem bedeutsamen Achselzucken beantwortete, und darauf versetzte:

„Ich weiß nicht, ob es räthlich ist.“

„Es ist auf drei Uhr ein Pferd bestellt,“ flüsterte der Kammerdiener aus seiner Ecke in der demüthigsten Haltung und mit einem ganz unterthänigen Spitzen des Mundes, begab sich aber hierauf augenblicklich an die andere Seite der Thüre, nachdem ihm der Hofmarschall für diese Einmischung einen sehr strengen Blick zugeworfen.

„Man kann Seine Majestät bei diesem Wetter unmöglich ausreiten lassen,“ sagte der Minister des Innern. „Der König ist ohnedies etwas erkaltet, und das Wetter ist, wie mich der Leibarzt versichert, seiner Constitution durchaus nicht zuträglich.“

„Aber wenn Seine Majestät befohlen hat,“ bemerkte schüchtern

der Hofmarschall, „so sind Allerhöchstdieselben nicht wohl anders zu bestimmen."

Der Minister des Hauses warf dem Oberststallmeister einen bedeutsamen Blick zu, worauf sich der letztere durch sein spärliches Haar fuhr und, nachdem er diesen Blick zurückgegeben, ruhig sagte: „Seine Majestät kann unmöglich bei diesem Wetter ausreiten, Seine Majestät wissen nicht, welch' kalter Wind draußen geht."

„O ja," warf der Hofmarschall ein, „Sie machten vor dem Frühstück einen kleinen Spaziergang."

Die Excellenzen wandten sich hierauf gleichmäßig dem Fenster zu, und die beiden Anderen verstanden diese Bewegung und zogen sich diskreter Weise etwas zurück.

„Seine Majestät soll heute nicht reiten," sagte der Minister; „ich werde mir auf drei Uhr eine Audienz erbitten, ich habe da etwas Wichtiges vorzutragen und will ihn schon eine halbe Stunde beschäftigen."

Mittlerweile waren die Minister einzeln in das königliche Kabinet getreten und kamen wieder zurück: einer an der Thür noch mit einem ziemlich verdrießlichen Gesicht, das er aber gewaltsam aufzuklären bemüht war, sobald er in's Vorzimmer zurückkam, um dem Kollegen eine Niederlage, die er erlitten, nicht anmerken zu lassen; ein anderer aber kehrte äußerst strahlend wieder und befolgte das umgekehrte Manöver, weil ihm Alles daran gelegen war, daß die Uebrigen nicht erfahren sollten, es sei ihm ein wichtiger Vorschlag durchgegangen.

Zu denen am Fenster war noch der Intendant des Hoftheaters getreten, der ein sehr verdrießliches und unbehagliches Gesicht machte. „Ich bin da in großer Verlegenheit," sagte er. „Seine Majestät haben auf heute Abend den schwarzen Domino zu befehlen geruht und das wirft mir mein ganzes Repertoir durcheinander."

„Wie so, bester Baron?" meinte der Oberststallmeister. „Das sind Kleinigkeiten! Es kann ihnen ja gleichviel sein, was Sie heute Abend geben. — Und dann verlangt seine Majestät durchaus nichts Unmögliches: der schwarze Domino ist vollkommen montirt,

war in den letzten Wochen glaube ich fünfmal und macht deßhalb durchaus keine Schwierigkeiten."

„Excellenz halten mir zu Gnaden, das ist in Wahrheit schwieriger, als es sich ansieht. Allerdings war diese Oper fünfmal in den letzten Wochen; aber gerade das ist mein Kummer: ich wollte sie für den nächsten Sonntag aufheben."

„Um eine bessere Einnahme zu machen?" fragte lachend der Minister des Hauses.

„Nicht so ganz, Excellenz; vielmehr um der ersten Sängerin ihren Willen zu thun."

„Wie so?" —

„Wie sie wissen, Excellenz, war die Oper fünfmal an Wochentagen bei mäßig besetztem Hause, also natürlicherweise auch ohne viel Spektakel, ohne großen Applaus, weßhalb Frau Wiesengrün-Spitzkopfin, meine Coloratursängerin, erklärte, sie werde den schwarzen Domino das nächste Mal nur an einem Sonntage singen."

„Wer hat denn beim Theater eigentlich zu befehlen?"

„Dem Namen nach ich, Excellenz, in Wirklichkeit dagegen sämmtliche Künstler und Künstlerinnen, die Regisseure, der Inspizient, die Maschinisten, die Schneider und dann die Zimmerleute."

„Ja, ja es ist ein eigenthümliches Verhältniß," meinte der Oberststallmeister, indem er still vor sich hin lächelte. „Wir kennen das; namentlich die ersten Damen der singenden und der tanzenden Kunst haben mir vor der Zeit graue Haare gemacht."

„Das ist ja die umgekehrte Welt," sagte der Minister des Hauses; „da wären Sie ja der Sklave ihrer Untergebenen."

„Und welcher Sklave!" versetzte wehmüthig der Intendant, der nachdenkend zum Fenster hinaus blickte. „Von welchen Launen bin ich abhängig, von welchen Kleinigkeiten! Ich will nicht sprechen von großen Ereignissen, die überall vorkommen können, von einem Unwohlsein, das ohne alle Verschuldung eintritt, von der Krankheit, welche sich eine Sängerin geholt, weil sie die Laune hatte, am ersten feuchten, kalten Frühlingstage den Kaffee im Freien trinken zu wollen.

Ich klage nicht über Störungen, die oftmals beim Theater entstehen, wenn sich ein zartes Verhältniß knüpft oder löst, oder über eine heftige Migräne, die gewöhnlich eintritt, weil eine Kollegin besser gefallen oder mehr applaudirt wurde. Gott der Gerechte! davon will ich nicht sprechen; nein! nein! aber ich werde auf dem Bureau in meinem Hause, zu jeder Tagesstunde geärgert, geplagt, geschunden wegen einer nichtswürdigen Grille, einer Laune, wegen einem neuen Kleide, oder einem Besatz auf ein altes, wegen einer Schleife, wegen eines Wortes, das der Regisseur oder der Kapellmeister einer dieser Prinzessinnen zu viel sagte, wegen eines Zeitungsartikels, und Gott weiß, wegen was Allem sonst noch."

„Sie sind wirklich ein beklagenswerther Mann," antwortete lächelnd der Oberststallmeister. „Aber, mein lieber Baron, keine Rose ohne Dornen; — und das müssen Sie schon zugeben: Rosen wachsen genug in Ihrem Garten.

„Euer Excellenz haben gut reden," entgegnete der Intendant des Hoftheaters, indem er sich verbeugte; „aber ich versichere Sie nochmals, die Sklaverei, in der ich lebe, ist oft unerträglich. Ich sitze zitternd an meinem Kaffee, — es klingelt. Der Theaterdiener. — Das Stück kann heute Abend nicht sein, Herr H. ist unwohl und kann nicht spielen; das heißt in Wahrheit, er hat sich ein paar neue himmelblaue Tricots von Paris verschrieben und die sind noch nicht angenommen, oder seine Frau hat ihm gesagt, er plage sich in der letzten Zeit übermäßig und solle nun auch einmal einen Anderen für sich arbeiten lassen. — Bei meinem Mittagessen dieselbe Geschichte: mein Ohr hört oft nicht auf das, was meine Frau spricht, nicht auf das Geplauder der Kinder, es erwartet nur den fatalen Ton der Klingel. Das quält mich so fort den ganzen Tag, beunruhigt Nachts meine Träume; ja, da erscheint mir der Theaterdiener mit der Meldung, das ganze Personal sei plötzlich davon gelaufen oder gestorben und ich müsse heute Abend Robert den Teufel ganz allein spielen."

„Das mag allerdings hart sein, mein bester Baron," sagte die Excellenz vom Stalle. „Aber glauben Sie mir, auch ich muß Meldungen der unangenehmsten Art anhören."

„O, Excellenz können Ihr Departement nicht mit dem meinigen vergleichen!“ entgegnete eifrig der Intendant. „Sie haben es mit ruhigen, sanften, ja man kann sagen mit vernünftigen Thieren zu zu thun. — Ich aber —“

„Stille! stille!“ bat der Minister des Hauses. „Lieber Baron, wenn das ihre Primadonna hörte, wir hätten wahrhaftig in dem nächsten halben Jahr keine Oper. — Aber um wieder auf besagten schwarzen Domino zurückzukommen —“

„Euer Excellenz scheinen sich gern mit dem schwarzen Domino zu befassen?“

„O lieber Freund,“ lächelte einigermaßen geschmeichelt der Minister, „ein ältlicher Mann wie ich!“ — wobei er aber doch einen verstohlenen Blick in den Spiegel warf und dort bemerkte, daß die neue sanft melirte Perücke eine vortreffliche Wirkung hervorbringe. — „Was ich also bemerken wollte,“ fuhr er fort, „so hat der Herr für heute Abend ausdrücklich den schwarzen Domino befohlen. Sie wissen, er war die letzten drei Mal verhindert, die Oper zu besuchen.“

„Ich kann Seiner Majestät diesmal wahrhaftig nicht helfen,“ sprach achselzuckend der Intendant. „Gott der Gerechte! ich habe es ja bei Madame Wiesengrün-Spitzkopfin auf's Allerdringlichste versucht, aber schon bei der leisen Andeutung fuhr sie mit der Hand über die Stirne und versicherte mich, es werde ihr jetzt schon ganz dunkel vor den Augen.“

Während dieses Gesprächs war der Hofmarschall ebenfalls leise wieder näher getreten, wurde aber in seiner Aufmerksamkeit durch einen der Oberhoffouriere gestört, der ihm ein Blatt Papier überreichte und ihm ein paar Worte zuflüsterte.

„Das ist ja ganz unmöglich!“ rief der Hofmarschall, während Jener sich wieder entfernte. — „Vollkommen unmöglich! — gar nicht zu machen?“

„Was haben Sie, bester Freund?“

„Seine Majestät läßt mir soeben sagen,“ antwortete er, „Sie wünschen Ihr Diner im kleinen blauen Saale zu halten. Ich bitte Sie, meine Herren, bei der jetzigen Jahreszeit!“

„O! das wird ganz gut gehen," bemerkte der Minister des Hauses.

„Im kleinen blauen Saale?" fragte mit einem wahren Schrecken der Hofmarschall. „Ich versichere Sie — ganz unmöglich."

„Aber wenn der Herr befiehlt," sagte lachend der Oberststallmeister, indem er sich der Worte des Andern von vorhin bediente.

„Der blaue Saal ist zu klein und zu groß," versetzte wichtig der Hofmarschall. „Lasse ich einheizen, so haben wir dort gleich eine unerträgliche Hitze; lasse ich nicht einheizen, so klappern die Zähne vor Kälte. Das ist ein Lokal für den Sommer, man muß die Hausordnung nicht so unterbrechen wollen."

Der Minister das Hauses war unterdessen in das innere Zimmer getreten, kehrte aber bald still lächelnd wieder zurück und sagte dann: „Ich habe um drei Uhr meine Audienz."

Ihm folgte der Oberststallmeister zum Rapport. Doch blieben Seine Excellenz auch nicht lange im kleinen Kabinet, und als er zurückkam, sagte er zu dem Minister, indem er sanft die Augen zufallen ließ und dabei schmatzte, als genösse er etwas sehr Angenehmes: „Seine Majestät werden nicht ausreiten, Sie haben nach drei Uhr einen ihrer kleinen Wagen befohlen und dabei ausdrücklich gewünscht, die neuen Rappen zu probiren."

„Ist das möglich?" fragte die andere Excellenz.

„Es wird sich thun lassen," entgegnete der Oberststallmeister; „natürlicherweise hänge ich auch von meinen Untergebenen ab, namentlich von meinem ersten Stallmeister, denn er muß mir die Versicherung geben, daß die beiden Rappen vollkommen eingefahren sind, und das wird er auch schon thun, wenn er bei guter Laune ist."

Jetzt kehrte auch der Intendant von dem Rapport zurück und stellte sich wieder achselzuckend zu der Gruppe am Fenster. „Der schwarze Domino!" seufzte er kläglich. „Ich weiß in der That nicht, weßhalb Seine Majestät auf diese an sich langweilige Musik so versessen ist."

„Sie werden aber doch den allerhöchsten Befehl befolgen müssen?"

„Ich befinde mich da zwischen zwei Feuern; hier befiehlt Seine Majestät, dort will die erste Sängerin nicht.“

„Ich fürchte, wir haben den schwarzen Domino nicht,“ sagte der Oberststallmeister, „denn Madame Wiesengrün-Spitzkopfin wird sich nicht erweichen lassen.“

„Ich glaube es auch nicht,“ meinte der Intendant des Hoftheaters. „Ich muß auf die Nachsicht Seiner Majestät bauen; um mit Schiller zu sprechen: — der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen.“

„Aber diesmal wird es schwer halten,“ versetzte der Hofmarschall. „Seine Majestät sagten mir, Sie freuen sich auf die heutige Vorstellung außerordentlich.“

„Und zu mir sprach der Herr,“ entgegnete einigermaßen pikirt der Intendant, „es speise sich im blauen Salon vortrefflich, und er liebe es ebenfalls außerordentlich, da zu diniren.“

„Jeder so gut er kann!“ antwortete der Hofmarschall: „Was geschehen kann, geschieht ja gerne. Aber Seine Majestät haben sicherlich nicht an die Beschaffenheit des blauen Saales gedacht.“

„Es thut freilich Jeder, was ihm möglich ist,“ meinte wichtig der Oberststallmeister; „es ist ja unsere Pflicht, für das Wohl und die Gesundheit des Herrn zu sorgen. Aber bei solchem Wetter auszureiten, ist gewiß unthunlich.“

Damit entfernten sich die beiden Excellenzen Arm in Arm, nachdem sie den Grafen Fohrbach freundlichst gegrüßt. Der Intendant ging ebenfalls seufzend seiner Wege.

Der Hofmarschall gab, ehe er sich entfernte, einem der Hoffouriere noch einige geheime Befehle, und da wir auf die Diskretion des geneigten Lesers bauen, so wollen wir demselben in's Ohr flüstern, daß der Hofmarschall anordnete, in dem blauen Salon die Vorhänge und Portièren behufs nothwendiger Ausbesserung herunter zu nehmen, auch die Kette des großen Kronleuchters zu untersuchen, die so schadhaft sein müsse, daß es dringend nothwendig sei, sie noch heute durch eine neue zu ersetzen.

Das Vorzimmer blieb einen Augenblick leer und der Adjutant

ging nachdenkend auf und ab, hie und da lustig in sich hinein lachend, über Alles, was er während des Rapports vernommen. Es dauerte indessen nicht lange, so fuhr draußen abermals ein Wagen an; es näherten sich Schritte, doch waren sie nicht leise wie die der Minister und Hofbeamten, sondern man vernahm Sporengeklirr und hie und da ein leichtes Aufstoßen eines Kavalleriesäbels: auch hörte man, wie die Wachen ihr Gewehr präsentirten, worauf der Kammerdiener beide Thüren aufriß, um Seine Excellenz den Herrn Kriegsminister einzulassen, der nun in das Zimmer trat im eifrigen Gespräche mit dem Generalstabsarzte der Armee, welcher zugleich als zweiter Leibarzt fungirte.

Der Adjutant nahm seine schönste Haltung an, um den hohen Chef und Vater bestens zu begrüßen.

Der Kriegsminister war ein großer, stattlicher Mann mit stark ergrautem Haar und Bart, ein schöner alter Herr, der in der Generalsuniform vortrefflich aussah und dessen zahlreiche Orden ebensoviele Gefechte und Schlachten zu bedeuten hatten.

Der Generalstabsarzt dagegen war klein, wohlbeleibt, von beweglichem Wesen. Wenn er eifrig sprach, so fuhren seine Augen lebhaft hin und her und sein Arm arbeitete wie ein Telegraph.

Seine Excellenz begrüßte den Sohn freundlich mit der Hand, wobei sie ihm zurief: „Bon jour, mon garçon!“ Dann wandte sie sich wieder zu dem Arzte, der sein Gespräch einen Augenblick unterbrochen hatte, und nun zu dem Adjutanten hinlief, mit seiner Rechten dessen Hand freundlich schüttelte und zu gleicher Zeit die Linke auf die breite gewölbte Brust des jungen Offiziers legte. Dann wandte er den Kopf pfiffig lächelnd gegen den Kriegsminister, indem er sagte: „Sehen Euer Excellenz, hier in Ihrem Sohne kann ich meine Behauptung ad oculos demonstriren; das ist eine Kavallerie-, überhaupt eine Militärgestalt, das kann was im Sattel aushalten. Bemerken Sie wohl die gut geformte Taille, die aufschwellende Brust und die breiten Schultern?“

Der alte General sah zufrieden lächelnd auf seinen Sohn und schien dem Arzte Recht zu geben.

„Hier kann man die Schultern zusammendrücken, wie man

will, da zeigt sich keine Spur von Husten, und wenn man vornen hinklopft, da ist es gerade als höre man ein entferntes Glockengeläute. Und das Untergestell, — solches Zeug braucht man zum Dienst, wenn man es zu Etwas bringen will. — Aber gehen Sie mir nur mit Ihrem Herzog!" schloß er achselzuckend.

„Aber, lieber Freund," entgegnete ruhig der Kriegsminister, „Sie verkennen offenbar den Standpunkt der Sache. Seine Majestät der König, vielleicht von Bitten bestürmt, haben einmal nachgegeben, haben erlaubt, — nein, haben befohlen, daß der Herzog die Universität und mithin auch die Civilcarrière verlassen soll, um in das Gardedragonerregiment einzutreten."

„In das Gardedragonerregiment!" rief der Arzt mit einem wahren Aufschrei, indem er beide Hände auf dem hervortretenden Bäuchlein zusammenlegte. „In das Gardedragonerregiment!" wiederholte er und blickte kopfschüttelnd in die Höhe.

„So ist es," versetzte die Excellenz. „Sie wissen, wie sehr sich Ihre Majestät die Königin dafür interessirt, den Sohn Ihrer Schwester —"

„Statt im schwarzen Frack in der glänzenden Uniform zu sehen," sagte der Arzt krampfhaft lachend.

„Meinetwegen soll es so sein; aber wie bemerkt, Ihre Majestät baten mich sogar darum, ersuchten mich auf's Freundlichste, mich bei dem König für die Sache zu verwenden."

„Und Seine Majestät?" — entgegnete der Arzt mit einem pfiffigen Gesichtsausdruck.

„Seine Majestät verlangt natürlich Ihr Gutachten," erwiderte der Kriegsminister.

„Weil Seine Majestät," versetzte der Doktor mit erhobenem und wichtigem Tone der Stimme, indem er zu gleicher Zeit mit der rechten Hand zu jedem Wort den Takt in der Luft schlug, „ein Herr von der größten Ueberlegung sind, ein Herr, der selbst genau weiß, was zum Militär nöthig ist, wie man zu einem Gardedragoneroffizier aussehen muß, ein Herr, der mit einem Worte — selbst ein vollkommener Soldat ist."

„Aber, lieber Doktor, sind Sie nicht kindisch!" sagte fast

bittend der alte General. „Mir kann es ja am Ende gleichgiltig sein; aber ich versichere Sie, Ihre Majestät hat sich einmal auf dieses Projekt capricirt; es ist in der That ein Wunsch von ihr, und es würde sie schmerzen, wenn der Herzog nicht unter das Gardedragonerregimet käme."

„So soll man ihn nehmen! — nehmen! — nehmen! — aber man soll mich nicht fragen. Dann können Sie ihn meinetwegen zum Dragoner, zum Artilleristen, ja zum Kürassier machen; — oder," sprach der Arzt plötzlich in einem andern Tone, während er die Hände auf den Rücken legte, „sagen doch Euer Excellenz: der Generalstabsarzt hat diesmal total Unrecht; garantiren Sie für seine Gesundheit, Sie, ein langgedienter Kavalleriegeneral, — und ich will Ihnen in keinem Titelchen widersprechen."

Bei diesen Worten hustete der Kammerdiener an der Thüre bedeutungsvoll, öffnete dann die Flügelthüre, und die beiden Herren, welche wußten, was es zu bedeuten habe, beeilten sich, in das Kabinet zu treten.

Sie blieben nicht sehr lange darin, und als sie wieder heraustraten, sagte der Kriegsminister, indem er den Arzt scheinbar ärgerlich am Arme schüttelte: „Sie sind ein alter hartherziger Kerl; nächstens halte ich eine große Kavallerieparade und lasse Sie in der Suite mitreiten, bis sie schwarz werden."

„O Excellenz," entgegnete pfiffig lachend der Doktor, „warum desavouirten Sie mich nicht soeben? Der Herr schien das fast zu erwarten, aber Sie sind ein — Ihnen ist der Herzog auch lieber auf der Universität als unter dem Gardedragonerregiment. Sprechen Sie über mich bei Ihrer Majestät was Sie wollen und mögen: ich halte still, — denn Recht habe ich. — Sie, Graf Fohrbach," wandte er sich an den Adjutanten, „müssen mir beistimmen, Sie kennen den Herzog. — Ist das ein Kavallerist? — Nie! nie! ebensowenig als ich selber, und wenn mir Einer das Gegentheil beweist, so will ich alles Praktiziren bleiben lassen und Bärte scheeren."

„Was vielleicht ein großer Vortheil wäre für die leidende Menschheit," sagte lachend der Kriegsminister, während er seinem

Sohne vertraulich die Hand schüttelte und dann mit dem Arzte das Zimmer verließ.

Damit war der Rapport beendigt, und der geneigte Leser, den wir nun einmal in die Geheimnisse eingeführt, kann auch von uns verlangen, daß wir ihm ferner mittheilen, wie der heutige Tag bei Hofe zu Ende ging. Wir thun dieß um so lieber, als wir ihm dadurch der Tendenz unserer wahrhaftigen Geschichten gemäß beweisen, daß kein Mensch auf dieser Welt der Sklaverei entgeht und im Stande ist, beständig seinen Willen durchzusetzen, nicht die Bettler, nicht die Höchsten dieser Erde.

Seine Majestät der König ritten nicht spazieren wie Sie gewünscht. Dieselben fuhren auch nicht mit zwei Rappen, wie Sie befohlen, und das aus einem ganz eigenthümlichen Grunde. Der dienstthuende Stallmeister nämlich hatte sich herausgenommen, die Pferde vor dem kleinen bekannten Wagen zu verschiedenartigen telegraphischen Depeschen zu benützen, vermittelst deren er mit einer Dame zu korrespondiren pflegte. Fuhr Seine Majestät mit Braunen, so hieß das Ja, hatten dagegen Höchstdieselben Rappen vor dem Wagen, so bedeutete das Nein. Weil nun aber am heutigen Tage dieser dienstthuende Stallmeister aus den angegebenen Gründen für nothwendig hielt, zwei Braunen einspannen zu lassen, so waren die Rappen noch nicht vollkommen sicher und vertraut, weßhalb Seine Majestät auf den gewiß sehr billigen Wunsch, mit ihnen zu fahren, verzichten mußte.

Ferner war auch das Diner nicht in dem kleinen blauen Saale, sondern in dem großen rothen. Dasselbe ging auch ziemlich einsilbig und unerfreulich vorüber, denn Ihre Majestät die Königin hatte rothgeweinte Augen, und ließ sich deßhalb entschuldigen. Sie speiste auf dem Zimmer mit ihrer Schwester, der Frau Herzogin, das heißt, sie speisten vielmehr nicht, sondern ergingen sich in verschiedenen Klagen über verfehlte Wünsche im Einzelnen und über den Druck dieses Lebens im Allgemeinen.

Dafür endete aber auch dieser Tag wie er angefangen, und als seine Majestät in's Theater trat, wurde gemeldet, daß Madame Wiesengrün-Spitzkopfin erkrankt sei und daß dafür Fräulein Topf die — — Norma singen werde, was an sich auch eine sehr schöne Gegend ist.

Neununddreißigstes Kapitel.

Unter dem Dache.

In dem Hause des Buchhändlers Blaffer, Firma Johann Christian Blaffer und Kompagnie, befanden sich unter dem Dache einige Kammern, von denen ein paar, um den Kunstausdruck zu gebrauchen, gegipst waren, die Wände anderer dagegen die ganz gewöhnliche Holzvertäfelung zeigten, mit welcher auch das Dach unterhalb beschlagen war.

Eine dieser gegipsten Kammern war die Wohnung des Herrn Beil, welche durch einige höchst merkwürdige Lithographien, durch ein paar alte zerrissene Vorhänge, sowie durch ein Stück Teppich vor dem Bette so comfortable als möglich gemacht war. Da zufälliger Weise durch diese Kammer das große Kamin des Hauses lief, so befand sich hier ein kleiner Ofen, was eigentlich polizeiwidrig war. Doch wußte Herr Beil die Behörde hinter's Licht zu führen, denn so oft eine Bauschau oder ein Schornsteinfeger in's Haus kam, so brach er die Röhre dieses unbedeutenden Ofens ab und stellte diesen selbst in eine Ecke wie ein altes Rumpelwerk.

An Möbeln war in diesem Zimmer nicht viel vorhanden: ein altes Bett, ein paar Stühle, und in einer Ecke eine Kiste, welche der erfinderische Eigenthümer dadurch, daß er einen kleinen Strohsack darauf gelegt und darüber ein Stück carrirten Zeug gebreitet, solchergestalt zu einem Sopha eingerichtet hatte.

Auf diesem Sopha nun saßen Herr Beil und August, der Lehrling, stillschweigend neben einander. Es mochte vielleicht sieben Uhr Abends sein; auf einem kleinen wackeligen Tische, den wir seiner Unbedeutendheit wegen beinahe anzuführen vergessen hätten, stand ein sogenanntes Sparlicht in einem abgenutzten blechernen Leuchter, und die trübe, rothe Flamme desselben verbreitete eine zweifelhafte Helle in der Kammer. Hiezu kamen noch verschiedene Luftströmungen, die sich von mehreren Seiten bemerkbar machten und das Licht hin und her wehten, auch der Beleuchtung noch

mehr Eintrag thaten, indem nun lange dunkle Schatten bald hierhin bald dorthin flogen.

Herr Beil hatte seinen Kopf gegen die Wand gelegt, die Nase erhoben und schaute an das Dach empor, während er die Füße weit von sich abgestreckt hatte, und die gefalteten Hände auf seinen Knieen ruhen ließ.

Der Lehrling dagegen saß vornüber gebeugt, hatte seine Ellbogen auf die Beine aufgestützt, betrachtete aufmerksam den Fußboden und stieß hie und da einen tiefen Seufzer aus.

Herr Beil rauchte eine Papiercigarre, in deren Bereitung er sehr kunstfertig war. — „Aecht spanisch," pflegte er zu sagen, „ich glaube wahrhaftig, ich habe etwas von dem Blute irgend eines Don Jose di Mendoza ben Calatravera Bajazzo in mir."

Heute Abend aber war er nicht zu Späßen aufgelegt, denn wenn der Lehrling häufig laut seufzte, so that der Commis nicht selten dergleichen leise.

In dem Zimmer befand sich in dem Augenblick noch eine dritte Person; das war eine alte Magd, die eben im Begriffe war, die wenigen Reste eines sehr spärlichen Abendessens abzuräumen. Bald war sie damit fertig, wünschte gute Nacht und verließ dann die Kammer, worauf es hier ganz still wurde. Man hörte nichts als zuweilen das Picken der silbernen Taschenuhr des Lehrlings, die auf dem Tische lag, und dann wieder das Sausen eines Windstoßes, der gegen die Dachziegel strich und ihnen durch diese unsanfte Bewegung einen eigenthümlichen Ton des Mißbehagens entlockte.

„So ist denn Alles aus!" ergriff nach einer längeren Pause der Lehrling das Wort, während er kummervoll sein Gesicht in die Höhe wandte, „Alles! — Alles!"

„Für Sie nicht, junger Anfänger!" entgegnete Herr Beil. „Was thut's auch, wenn ich morgen dies Haus verlasse; Sie werden schon einen anderen Commis an die Seite bekommen, der Sie sogar wahrscheinlich viel weniger schuhriegeln wird als ich, der viel behaglicher und freundlicher ist."

„Möglich, möglich!"

„Sehen Sie, undankbares Krokodil, Sie finden das selbst schon möglich. O, ich werde bald gänzlich vergessen sein."

Diese letzten Worte sprach Herr Beil mit solch schneidendem Tone des tiefsten Weh's, daß der junge Mensch an seiner Seite sanft die Hand auf seinen Arm legte und hastig entgegnete:

„Ich habe gesagt, es sei möglich, daß nach Ihnen Jemand zu uns käme, der weniger — wie soll ich sagen? — ja, der zuweilen vielleicht weniger rauh mit mir wäre, der mich aber gewiß nicht so lieb hat wie Sie."

„Hm! diese Möglichkeit will ich zugeben; aber sprechen wir nicht weiter davon. Wenn ich am heutigen Tage ein Wort von Liebe höre, so möchte ich vor Vergnügen aus der Haut fahren."

„Was haben Sie denn eigentlich mit Herrn Blaffer gehabt?" fragte August nach einer Pause.

„Das kann ich Ihnen so genau nicht sagen," entgegnete der Commis, wobei er tüchtige Rauchwolken aus seiner Cigarre blies. — „Und doch sollte ich es Ihnen eigentlich sagen; ich will sehen, ob ich eine Handhabe finde, mit der ich die Sache ergreifen kann. — Aber ist es hier nicht unerträglich heiß?" sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, während er seinen Rock aufknöpfte; „man merkt wahrhaftig, daß der Winter in den letzten Tagen keine rechte Kraft hatte, so ein bischen elendes Holz erwärmt das kleine Zimmer übermäßig."

„Ja, ich finde es angenehm warm hier; doch wenn es Ihnen zu heiß ist, können wir die Thüre öffnen."

„Gut, öffnen Sie die Thüre," erwiderte der Commis, „oder noch besser, verlassen wir einen Augenblick diese Kammer und gehen wir in die andere da gegenüber! Es ist das eine gute Abkühlung für mich."

„In die meinige?" fragte der Lehrling.

„Nein, in die andere da neben an."

„Also in die, wo Marie gewohnt hat?"

„In dieselbe, theuerster Bruder," sagte Herr Beil. Darauf erhob er sich langsam von seinem Sitze und trat an den Tisch, um

den langen Docht des Lichtes mit einer alten Scheere zu putzen. Nachdem er dieß gethan und die Flamme wieder hell brannte und sein Gesicht, das über dieselbe hingebeugt war, vollkommen beleuchtete, konnte man deutlich sehen, wie blaß er war, wie abgespannt seine Züge erschienen. Sein Haar, sonst gut gepflegt und geordnet, hing wild und wüst an seinem Kopfe herunter; nur seine Augen glänzten, doch war der Glanz mehr ein unheimliches, fieberhaftes Brennen.

„Gehen wir also,“ sagte er.

Und damit verließen die Beiden die Kammer, um in eine gegenüber liegende einzutreten.

Diese hatte ebenfalls weiße Wände, war aber noch unbehaglicher als die andere, indem das ganze Ameublement hier aus einer alten Bettstelle bestand, in welcher ein Strohsack lag, der in der Mitte auseinander klaffte und seine Eingeweide sehen ließ. Ferner war hier eine große Bücherkiste, die zu Häupten des Bettes stand, und auf welche sich Herr Beil niederließ.

Der Lehrling trat an das Fußende und blickte betrübt zu seinem Freunde hinüber.

„Da ist ein gewisser Goethe,“ sagte der Commis nach einem längeren Stillschweigen, „der läßt einen sicheren Faust bei einer ähnlichen Veranlassung sehr schöne Worte sagen; ungefähr so:

Mich faßt ein wahrer Wonnegraus;
Hier möcht ich volle Stunden träumen!

„Und ich möchte gerade so sprechen, nur daß mich statt der Wonne ein tiefer, tiefer Schmerz ergreift, ein Schmerz, den zu ertragen ich nicht im Stande bin, der mein Herz brechen wird. — O Gott! wie kann ein vernünftiger Mensch ein solches Vieh sein! So sein Alles, sein ganzes Denken und Fühlen, sein Leben und seine Zukunft an ein Mädchen zu hängen! — Es ist wahr, aber unbegreiflich.“

„O nein,“ entgegnete August schüchtern, „ich begreife es.“

„Was begreifen Sie, junger angehender Weltbürger, was begreifen Sie von allem Dem, was im Stande ist, mich rasend zu machen?“

„Ich begreife, daß Sie meine Schwester Marie lieben,“ erwiderte der junge Mensch.

„Das wäre an sich gerade kein Unglück,“ sagte der Andere, indem er seinen Kopf auf das hölzerne Gestell stützte und in das leere Bett schaute. — „Lieben ist eine schöne Sache, aber hoffnungslos lieben ist die Hölle. — Hoffnungslos, weil ich ein armer Teufel bin, weil es dem reichen Manne gefällt, die schöne Frucht zu pflücken, da er gerade Appetit darnach verspürt. — Es ist das wieder eine schöne Sklavengeschichte: der Herr befiehlt, dieses schöne und reizende Mädchen solle ihre Mitsklaven verlassen und aus der elenden Dachkammer hinabsteigen in die schönsten Gemächer des Hauses, damit sie — glücklich werde. Ein anderer Mitsklave, dem das harte Leben, das er Jahre lang geführt, nur dadurch erträglich wurde, daß sie hie und da über seinen Weg schritt, daß sie ihn zuweilen freundlich ansah, daß es ihm dann und wann erlaubt war, ihre Hand zu streifen oder mit schauerndem Vergnügen ihren Arm, ihre Schulter zu berühren, wagt es, darüber Vorstellungen zu machen, und da man ihn nicht durchpeitschen kann, so öffnet man ihm die Thüre und stößt ihn wie einen Hund hinaus. — Mich — mich, mich stößt man hinaus in das kalte nasse Wetter, in den Winter der Jahreszeit und meines freudenlosen Lebens, während er mit ihr im warmen behaglichen Zimmer bleibt, und lächelnd von ihrem Lager hinweg an die dunstigen Fensterscheiben zu treten, die er mit einem Tuche abwischt, das vielleicht von ihren Thränen feucht ist, und hinaus sieht auf die finstere Straße, wo ein bleiches Gespenst vorüber schreitet, das im Grabe keine Ruhe finden kann, weil es die Sehnsucht empor zieht und an jenes Haus zwingt, daß es dort hinstehen muß und hinauf schauen an das matt erleuchtete Zimmer. O, ich begreife jetzt, wie ein Mensch nach und nach wahnsinnig werden kann und dabei deutlich fühlt, wie die Narrheit über ihn herfällt.“

Der junge Mensch hatte seine Hände gefaltet und schaute auf den Anderen mit ängstlichen Blicken. „Aber lieber Herr Beil,“ sagte er, „was führen Sie für gräßliche und verworrene Reden? — Reden, die mich auf's Tiefste ängstigen, wenn ich sie auch nicht ganz verstehe.“

Der Commis schien ruhiger geworden zu sein und hatte sich wieder auf die Kiste gesetzt, die er vorhin verlassen. „Ja, ja,“ sprach er, tief Athem schöpfend, „das sind Narrheiten, aber es ist doch ein Körnchen Verstand darin. Und dies Körnchen Verstand will ich Ihnen zu Ihrem eigenen Nutzen und Frommen mittheilen, soweit es ihnen dienlich ist und soweit Sie es begreifen können. — Hören Sie mich an!

„Sie kennen sattsam unseren großen Sklavenhändler Blaffer; er hatte der Sklaven nicht viele, aber einige; er hat sie auch nicht gekauft, denn das ist bei uns unmöglich, aber sie waren an ihn gekettet durch drückende Verhältnisse — Verhältnisse, die ihnen nicht erlaubten zu thun wie unsere glücklichen Brüder in Amerika, nämlich davon zu laufen. Wissen Sie, mein lieber junger Sklave, darin haben wir es nämlich sehr schlimm; wenn es die drüben nicht mehr aushalten können und davon laufen, so finden sie überall Unterstützung und Hilfe und man nimmt sich ihrer an, man sorgt für sie, man hilft ihnen zu ihrem Fortkommen, man unterstützt sie mit Rath und That, und verschafft ihnen, wenn es irgendwie möglich ist, eine angenehme sorgenfreie Existenz. Wir aber, wenn wir einmal nicht mehr im Stande sind, die schlechte Behandlung, die wir erfahren müssen, die wirklichen und moralischen Fußtritte zu ertragen, die uns ein tyrannischer Dienstherr versetzt, wir können nicht davonlaufen, denn wir werden nicht weit kommen; wir sind alsdann faule und nichtsnutzige Diener, widerspenstige Buben oder, ich spreche auch für das andere Geschlecht — liederliche Mädchen, für die sich anzunehmen eine Schande wäre, die nirgendwo Hilfe und Unterstützung finden, und die, wenn sie eine mitleidige Polizei in's Loch steckt, zurückkommen müssen und die Ruthe küssen und sie bitten, daß man sie wieder gnädig aufnimmt.

„So stehen unter Anderem die Sklaven des Herrn Johann Christian Blaffer und Compagnie, namentlich seine beiden Leibsklaven, das sind Sie und Ihre Schwester Marie. — Neulich kam ich zufälligerweise dazu, wie Sie, junger Mensch, in einer der vielen Nachahmungen von Onkel Tom's Hütte lasen, und ich erwischte Sie gerade an einer pikanten Stelle, so daß ich mich nicht enthalten

konnte, Ihnen einen kleinen Katzenkopf zu appliziren. Ich bin fest überzeugt, daß Sie, sobald ich Ihnen den Rücken gekehrt hatte, jene Stelle mehrmals lasen und sie Ihrem sonst sehr schlechten Gedächtnisse vollkommen einprägten. — Ist es wahr oder ist es nicht wahr? Seien Sie ehrlich."

„Ich weiß nicht, welche Stelle Sie meinen," stotterte der Lehrling doch merkte man ihm deutlich an, daß er eine Lüge sprach.

„Denken Sie an den Katzenkopf," sagte ernst Herr Beil, „und erinnern Sie sich jener Stelle: es war, wo der Pflanzer das Mädchen nöthigen wollte, sein — Zimmer zu theilen, wo er sie mit Hunger und Schlägen traktirte, um sie willfährig zu machen."

„Ach ja, ich erinnere mich! — und dann entsprang sie."

„Richtig, sie entsprang und kam glücklich zu zwei reichen und vornehmen Damen, die außerordentlich erfreut waren, eine entsprungene Sklavin unterstützen zu dürfen."

„Sie nahmen sie mit sich."

„Und lobten sie, daß sie standhaft Hunger und Schläge ausgehalten und doch unschuldig geblieben sei."

„Und davon gelaufen, um ihre Ehre zu retten."

„Sie nahmen sie dann mit sich in ihren Wagen, gaben ihr schöne Kleider, machten sie zu einer Art Kammerjungfer, sie befand sich darauf froh und munter wie Gott in Frankreich —"

„Ja, es ging ihr sehr gut."

„Und wenn sie nicht gestorben ist, so lebt sie noch, wie es in den alten Mährchen heißt." — Damit fuhr sich Herr Beil durch sein struppiges Haar und der Lehrling setzte lächelnd hinzu:

„Das war eine recht schöne und angenehme Geschichte, und ich habe den gewissen Katzenkopf gern dafür in Empfang genommen."

„Und doch nichts dabei gelernt," sagte fast wehmüthig Herr Beil. — „Denken Sie einmal ein wenig nach, finden Sie denn zwischen jener Sklavengeschichte und Manchem, was hier im Hause geschehen ist, nicht eine gewisse Aehnlichkeit?"

„Nicht sogleich," entgegnete August.

„Na, besinnen Sie sich einmal, ist Ihnen nie was von Hunger und Schlägen passirt?"

„O ja doch, dessen erinnere ich mich wohl."

„Und Ihre Schwester? —"

„Auch sie hat mir manchmal geklagt, er habe sie gestoßen und dergleichen."

„Und dann sie wieder gehätschelt und ihr gute Worte gegeben —?"

„Ja, und jetzt fällt mir noch eine Aehnlichkeit ein."

„Nun, Gott sei Dank! daß Ihnen endlich ein Licht aufgeht."

„Meine Schwester ist auch einmal heimlicher Weise fortgegangen."

„Sehen Sie wohl," sagte Herr Beil, indem er die Zähne auf einander biß. — „Und da fanden sich auch zwei vornehme und reiche Damen, die ihr halfen?"

„Nein," erwiderte traurig der junge Mensch, „sie ging zu ihrer Pathin, einer wohlhabenden und sehr frommen Frau. Die hat sie aber schön empfangen. Wie kannst du dich unterstehen, sprach sie, von einem so braven Herrn wegzulaufen, wie der Herr Blaffer ist! Glaubst du, ich werde dich in deinem Ungehorsam unterstützen? Nicht eine Stunde darfst du hier in meinem Hause bleiben, darfst mich überhaupt nie mehr besuchen, bis du mir schriftlich von deinem Herrn bringst, daß er dir deine Unart verziehen und wieder vollkommen mit dir zufrieden ist."

„Das Zeugniß wird er ihr jetzt geben können," sagte düster und wie zu sich selbst sprechend Herr Beil. Dann wandte er sich wieder an den Lehrling. — „Und Marie hat der Alten nicht gesagt, weßhalb sie das Haus verlassen?"

„O ja, das that sie; aber da hob die Pathin die Hände zum Himmel auf, verdrehte andächtig ihre Augen und erwiderte: Gott sei uns Sünder gnädig! der Mensch ist schwach und wenn dein Herr je so etwas gesagt hat, so hast du ihn gewiß durch ein leichtfertiges Betragen hiezu aufgemuntert."

„Amen!" sprach laut lachend der Commis.

„Darauf schickte die Pathin meine Schwester aus dem Hause, und Marie kam wieder hieher zurück."

„O ich weiß, ich weiß das!“ rief gewaltsam ausbrechend der Andere. „Sie blieb einen Tag auf ihrem Zimmer; hier in dieser Kammer, auf diesem Bette saß sie, ein Bild des Jammers; und ich schlich mich zu ihr herauf, nahm ihre Hand und versuchte sie zu trösten.“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Da kam jener schreckliche Auftritt! Der Sklavenhändler kam hier herauf, und da er mich sah, übermannte ihn eine eifersüchtige Wuth und er schlug mir mit dem Stocke, den er in der Hand trug, über den Kopf; die Narbe wird nie vergehen. Aber nur Marie ist schuld, daß ich ihn damals nicht umgebracht. Ja, ich hätte ihn doch niedergeworfen, obgleich er fester auf seinen Füßen steht als ich. — Darauf mußte sie hinunterziehen in den ersten Stock, und dort blieb sie ein paar Tage eingeschlossen; wir haben sie Beide nicht mehr gesehen. Es wurde eine Magd angeschafft, wir beide speisten Mittags und Abends allein, und ich — bekam meinen Abschied. — Hurrah: das vergnügte Leben fängt an!“

„Aber nach allem dem, was Sie hier erduldet, muß es Ihnen doch im Ganzen angenehm sein, wenn Sie dieses Haus verlassen können,“ meinte der Lehrling.

„Lieber Freund, Sie sprechen wie Sie es verstehen. Glauben Sie denn, daß ich es ohne die gewichtigsten Gründe überhaupt länger als ein paar Tage bei dem Herrn Blaffer ausgehalten hätte? Ach! durch gewisse Sachen, deren Mittheilung Ihnen nichts nützen würde, hatte er mich von Anfang an in der Hand; dann erschien auch Ihre Schwester, und das war ein starkes Band, welches mich an dieses Haus kettete; ja, das würde mich an die Hölle festschließen, wenn ich am Ende aller Qualen nur den kleinsten Hoffnungsstrahl glänzen sähe. — Aber so ist Alles Nacht, — tiefe, dunkle Nacht.“

„Aber wenn Sie meine Schwester wirklich so gerne haben, wie Sie sagen, so müßte es Sie doch eigentlich freuen, daß sie nicht mehr die Magd hier im Hause zu machen braucht und daß sie nicht mehr nöthig hat, hier oben in der kalten Kammer zu schlafen. Ich versichere Sie, es geht ihr jetzt recht gut, sie bewohnt drunten ein angenehmes Zimmer und näht und stickt den ganzen Tag.“

Der Commis schaute bei diesen Worten den jungen Menschen achselzuckend an, dann murmelte er zwischen den Zähnen: „Da helfen keine Katzenköpfe, um den zur Erkenntniß zu bringen. — Also sie näht und stickt?“ fuhr er lauter fort; „und was treibt sie nebenbei? — lacht sie oder weint sie?“

„Singen habe ich sie freilich lange nicht gehört, auch schaut sie ziemlich betrübt aus; aber Sie wissen, daß sie schon seit langer Zeit nicht recht heiter war.“

„Ja, ich weiß das,“ entgegnete Herr Beil, „und ich kann mir auch die Ursachen davon erklären. Aber jetzt will ich Ihnen etwas sagen: gehen Sie in mein Zimmer zurück, ich folge Ihnen sogleich; Sie können auch das Licht mitnehmen, ich brauche es nicht, denn ich will nur ein wenig da zum Fenster hinaus sehen; es ist hier die Wetterseite, und ich möchte wissen, ob es schneien oder frieren wird. Gehen Sie nur, ich komme gleich.“

August nahm das dünne Talglicht und verließ das Gemach, worauf er nach der gegenüberliegenden Kammer ging.

Vierzigstes Kapitel.

Ein Abschied.

Der Commis ließ sich auf das Bett nieder, stützte Hände und Kopf auf das hölzerne Gestell und versank in tiefes, finsteres Hinbrüten. Es waren schreckliche, wilde Gedanken, die in seinem Kopfe erschienen, und die gleich drohenden Gespenstern all' sein besseres Denken und Fühlen fast erstickten. — Wie hatte er dieses Mädchen geliebt, wie hatte er sich im Dienste seines Herrn geplagt, indem ihm lange die Hoffnung blieb, es würde möglich sein, daß ihm doch noch einmal das Glück lächle und daß er im Stande sei, ihren Besitz zu erringen. Bei solchen Gedanken hatte er vor Wonne geschaudert. Wenn er sich recht heitere Stunden machen wollte, so träumte er glänzende Träume, wie er endlich vor sie hintreten

würde und ihr Alles anbieten, was er habe — eine kleine aber sorgenfreie Existenz. Freilich würde sie ihm vielleicht sagen: sehen Sie, Herr Beil, ich fühle gerade keine übermenschliche Liebe zu Ihnen, aber das wird sich vielleicht später finden; vorderhand achte ich Sie, schätze ich Sie hoch und nehme Ihren höchst achtbaren Antrag an. — Das wäre Alles ganz im Geheimen abgemacht, und der Herr Blaffer damit fürchterlich überrascht worden, — fürchterlich, indem man ihm eine so sicher geglaubte Beute entriß. — Aber das hatte das Schicksal nicht gewollt, es sandte keine Lichtblicke hernieder in sein Leben, es streute nicht irgend eine kleine Gabe auf seinen Pfad, es schien nicht zwei Wesen vor dem Verderben retten zu wollen, — es rauschte finster, gewaltig und unaufhaltsam über sie dahin, und schmetterte sie zu Boden, sie, die vielleicht unter anderen Verhältnissen ein bescheidenes, glückliches Loos hätte finden können.

Er mochte ziemlich lange so gesessen haben auf dem Rande des Bettes, und allmälig lösten sich die wilden Schmerzen seiner Brust in tiefe Wehmuth auf, er fühlte erquickende Thränen in seinen Augen aufsteigen und dann über die Finger, die er davor gepreßt hielt, herabrieseln. Er dachte eigentlich gar nichts mehr, der stechende, wilde Schmerz seiner Seele war verschwunden, und nur ein allgemeineres, aber sanfteres Weh erfüllte ihn vollständig.

Endlich stand er auf, doch wie er sich dabei mit der Hand auf das Lager stützte, raschelte das Stroh unter seinen Fingern, er zog ein paar zerknitterte Halme her, zerdrückte sie in der Hand und schob sie in die Tasche. Dann kehrte er in sein Zimmer zurück, wo August an dem Tische saß, den Kopf auf die Hände gelegt und finster in das flackernde Licht starrend.

„Ich will Ihnen Etwas sagen," sprach der Commis nach einer Pause, während welcher er ein paar Mal durch das Zimmer geschritten war, „ich hatte mir anfänglich vorgenommen, dieses Haus morgen zu verlassen; aber ich kann es unmöglich noch eine Nacht mit ihm und ihr unter demselben Dache aushalten und bin deßhalb entschlossen, noch heute Abend fortzugehen."

„Aber es ist ja finstere Nacht," versetzte erschrocken der Lehrling. „Und wo wollen Sie denn eigentlich hin?"

„O, ich finde wohl noch einen stillen Ort, der mich freundlich aufnimmt," entgegnete wehmüthig lächelnd der Andere. „Sorgen Sie nicht für mich, machen Sie überhaupt keine so trübe Miene; wenn es einmal geschieden sein muß — und dieser große Moment ist unwiderruflich da — so wollen wir das in guter Laune und mit bestem Humor thun."

„Sie sehen aber gar nicht aus wie Jemand, der zum Scherzen aufgelegt ist," sagte August, indem er bedenklich in das verstörte Gesicht seines Freundes sah, in dessen Augen und auf den eingefallenen Wangen noch die deutlichen Spuren der eben vergossenen Thränen zu bemerken waren.

„Da irren Sie sich sehr," erwiderte Herr Beil, der gewaltsam Athem holte; „ich sehe nur von außen ein wenig griesgrämig aus, bin aber dafür innerlich um so vergnügter; es geht mir in dem Punkte wie den Maikäfern."

„Wenn es wirklich wahr wäre, so sollte es mich freuen, denn Sie haben mir mit Ihren Worten vorhin und mit Ihren Seufzern förmlich Angst gemacht."

„Das ist möglich; aber in der That, Sie können mir glauben, die schwarze Stunde ist vorüber; was jetzt noch hinten drein folgt, ist Alles Kinderspiel."

„Und ist es Ihr fester Entschluß, heute Abend noch dies Haus zu verlassen?"

„Dazu bin ich entschlossen ohne Widerrede; und da ich ziemlich leicht reisen möchte, so will ich mich auch nicht mit viel Gepäck behängen. Sie sollen mein Haupterbe sein, und wenn Sie etwas von meinen Habseligkeiten benutzen können, so thun Sie es ja. Daß mein Inventarium leider nicht groß ist, dafür hat schon der Herr Blaffer seiner Zeit gesorgt; wahrhaftig, das allein könnte mich traurig machen, wenn ich nämlich bedenke, daß die Früchte meiner langjährigen Arbeit in ein paar alten Anzügen und etwas defekter Leibwäsche bestehen. Nun, es ist einmal meine Bestimmung gewesen und ich will mich nicht dagegen auflehnen. — Kürzlich

hatte ich auch noch eine Uhr, aber ich versetzte sie vor einiger Zeit bei einer gewissen Gelegenheit, die ich Ihnen nicht nennen kann, will Ihnen aber den Schein des Leihhauses da lassen, und wenn Sie sie je einlösen sollten, so zeigen Sie solche Ihrer Schwester Marie — die Uhr ist damals stehen geblieben — und sagen ihr dazu, das sei die gewisse Stunde. — Hier ist ferner noch ein kleiner Ring, den bitte ich Marien so bald als möglich einzuhändigen; bemerken Sie ihr hiebei, es habe unser Leben viel Unglück betroffen, aber es werde wahrscheinlich eine Zeit kommen, wo wir Beide in eine gewisse Klarheit kämen, und in einen Zustand, den man ein schöneres Wiedersehen nennt. Wenn das, wie ich nicht anders glaube, körperlich vor sich geht, so werde ich sogleich nach ihrer Hand schielen und nach jenem Ringe, und es sollte mich innig, innig freuen, wenn ich ihn an einem ihrer Finger bemerken, das heißt, wenn ich ahnen würde, daß sie ihn mir zum Andenken so lange getragen."

August schüttelte den Kopf und sah seinen Freund verwundert an. — „Sie sprechen da Worte," sagte er, „die ich nicht völlig verstehe, und thun Dinge, die ich nicht begreife. — Warum wollen Sie alle Ihre Sachen hier lassen, da Sie doch nicht mehr in dies Haus zurückkehren werden, und da Sie keine anderen haben, wie ich wohl weiß?"

„Das Letzte ist vollkommen richtig," entgegnete lächelnd Herr Beil; „aber unter uns gesagt, ich bin eben im Begriff, in eine neue Carrière zu treten, und einen ganz anderen Menschen anzuziehen. Und daran würden mich diese Fetzen hindern; sprechen wir also nicht weiter darüber, thun Sie, was ich Ihnen gesagt und lassen Sie mich ohne Sang und Klang meiner Wege ziehen."

„O, es kann Ihr Ernst nicht sein, heute Nacht dies Haus zu verlassen! Es ist schon spät, Sie werden kaum noch sonst irgendwie eine Thüre offen finden."

„O ja, ich finde schon noch ein Haus offen," versetzte der Andere mit einem leichten Schauder, „und wenn ich da einmal eingetreten bin, so wird meine Ankunft einiges Geräusch verursachen. Es werden sich um mich Leute bemühen, die mich bis jetzt gar nicht

gekannt, man wird mich aufs Feinste bedienen und ich werde mehrere Kammerdiener haben, die für meinen Anzug und meine Frisur sorgen; darauf wird man sich auch bemühen, mir ein eigenes Haus zu bauen, und wenn ich dort eingezogen sein werde, so könnte es mir am Ende auch wie einem hohen Herrn ergehen, der von seiner Grafschaft Besitz nimmt, bei dessen Ankunft die Glocken zusammen läuten und das Volk herbeiströmt."

„Ach! Sie machen wieder Ihre Späße," entgegnete der Lehrling. „Wenn Sie ein solches Haus haben könnten, so würden Sie schon lange dahin gegangen sein und hätten nicht Jahre lang dieses Leben geführt."

„Da haben Sie wieder einmal Recht," sagte tief bewegt Herr Beil, während er seine Hand auf die Schulter des jungen Menschen legte. „Kinder und Narren sprechen die Wahrheit. Ich hätte allerdings meinem Herzen Manches erspart, wenn ich früher heimgegangen wäre, vielleicht ganz früh, als ich noch ein kleines Kind war und nichts von Sklavengeschichten wußte. Damals hätte es meine Eltern gefreut, wenn ich ihnen gefolgt wäre."

„Aber Sie werden mir doch Nachrichten von sich geben," meinte August. „Thun Sie das doch ja, und wenn Sie nicht gar zu weit weg wohnen, so werde ich Sie, sobald ich kann, besuchen."

„Ihnen Nachrichten zu geben wird etwas schwer sein; von dort hieher sind die Posteinrichtungen noch ziemlich mangelhaft; aber was einen Besuch betrifft, so können Sie darüber ganz ruhig sein, ich bin überzeugt, daß es über kurz oder lang dazu kommen wird und wir alsdann ein freudiges Wiedersehen feiern."

August schüttelte den Kopf und meinte nach einer Pause: „Sie sprechen immer in so unbestimmten Ausdrücken, und ich begreife nicht, weßhalb Sie vor mir all' die Heimlichkeiten haben. Sie könnten mir wenigstens eine Adresse da lassen, damit ich im Stande wäre, Ihnen nächstens einmal Nachrichten von uns zu geben; es wird Sie doch gewiß interessiren, zu erfahren, wie es mir und Marie eigentlich geht."

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte der Commis, „ich werde

das seiner Zeit gewiß schon erfahren. — Wissen Sie," setzte er eigenthümlich lächelnd hinzu, „wenn auch das Haus, in das man mich dringend eingeladen hat, ziemlich abgelegen ist, so bin ich doch überzeugt, daß es in mannigfaltigem Rapport mit der äußeren Welt steht, namentlich Sommers, wo die Nachtigallen schlagen, wo die Rosen blühen und verschiedenartige Blumen ihre kleinen Wurzeln tief, tief hinab in die Erde treiben. — — Es ist das ein ganz merkwürdiges Haus," fuhr er nach einem längeren Stillschweigen fort, „und es hat Aehnlichkeit mit den Palästen und hängenden Gärten der Semiramis, denn man wohnt dort parterre und hat über sich die schönsten Terrassen, bedeckt mit Grün und blühenden Blumen. — Aber jetzt genug der Faseleien: die Zeit verrinnt; leben Sie wohl, theurer Antonius!"

Der junge Mensch nahm mit seinen beiden Händen traurig die dargebotene Rechte und sagte mit wehmüthiger Stimme: „Leider weiß ich wohl, daß, wenn Sie einmal einen Entschluß gefaßt haben, es ganz unmöglich ist, Sie davon abzubringen. Aber Sie hätten wohl das Haus morgen Früh verlassen können; wer weiß, es hätte sich doch vielleicht noch Manches besser gemacht."

„Das ist Alles vorbei, vorbei!" rief der Andere aus, während er seine Rechte an sich zog und darauf beide Hände auf die Schultern des jungen Menschen legte. „Es ist vorbei, August, vollkommen vorbei; machen Sie mir doch eine Rose wieder, die der Sturm zerblättert, oder ein Spiegelglas, das zerschlagen; jene wird Sie nie mehr durch ihren Geruch entzücken, die Stücke des letzteren werden Ihnen nur verzerrte Bilder entgegen werfen. — Ja, es muß geschieden sein!"

Darauf hin zog er den Lehrling einen Augenblick an sich, hob ihm das Gesicht empor, und wie er in die blassen und noch so ganz kindlichen Züge sah, füllten sich seine Augen abermals mit Thränen. — „Du siehst ihr doch sehr ähnlich, August," sagte er nach einer kleinen Pause; „erschrecklich ähnlich, nur daß sie dunklere Augen hat und einen kleineren Mund. — O, diese Augen und dieser Mund! Wenn ich daran denke, so sehe ich auf allen Seiten die wahnsinnigsten Bilder auftauchen. — Bei Gott im

Himmel!“ sprach er mit tiefem, klagendem Tone, während er seine Hände schlaff herabsinken ließ, „ich kann nicht mehr da bleiben, und wenn du selbst einen Engel herabsenden würdest, um mich zu trösten. Was wäre mir ein Engel in Reinheit und Tugend gegen ihre Schönheit in Laster und Sünde! — Fort! — fort!“

Damit riß er nochmals den Knaben an sich, drückte leidenschaftlich einen Kuß auf seine Stirne und eilte zu der Kammer hinaus.

An der Treppe blieb er tief athmend und lauschend stehen, und schlich alsdann Stufe um Stufe hinab.

Das Haus lag ruhig und still da; man hörte keinen Laut, als von oben herab das Heulen des Windes und von unten das Picken einer Uhr in der Küche.

So kam er langsam in den zweiten Stock, und war schon die halbe Treppe zum ersten hinabgestiegen, als er auf einmal den vorgestreckten Fuß wieder zurückzog und sich fest an die Wand drückte, um nicht gesehen zu werden; denn es öffnete sich unten in diesem Augenblick eine Thüre und Jemand kam mit einem Lichte heraus und schritt über den Gang daher, um in die Zimmer zu gelangen, welche hinten nach dem Hofe hinaus lagen, wo der Prinzipal wohnte. — Er war es selbst, er kehrte aus den vorderen Zimmern zurück, und da er die rechte Hand vor das Licht hielt, so warf dasselbe glücklicherweise keinen Schein auf die Treppe zum zweiten Stock, wohl aber beleuchtete es seine Züge auf's hellste und ließ sie deutlich erkennen.

Das Gesicht des Herrn Blaffer war immer das gleiche unangenehme und hagere; nur hatte er jetzt seinen Mund lächelnd geöffnet, seine Augen strahlten heiter und zufrieden, und in allen seinen Mienen sprach sich eine gewisse Befriedigung aus. Seine Haltung und sein Gang dagegen waren ebenso schlaff wie früher; er hatte die Kniee gebogen und schlürfte auf seinen weiten Pantoffeln über den Gang, beinahe ohne die Füße aufzuheben. Als er an die Thüre seines Schlafzimmers kam, nahm er langsam einen Schlüssel aus der Tasche seines langen Rockes, schloß auf, trat in das Zimmer und machte die Thüre wieder hinter sich zu.

Der Andere stand während dieser Zeit regungslos auf der Treppe, und wenn er sich auch im tiefen Schatten befand, so war es doch ein Glück, daß Herr Blaffer nicht zufällig aufblickte, denn er hätte sonst das Leuchten der beiden Augen sehen müssen, die fest und mit schrecklichem Ausdrucke auf ihn gerichtet waren; es war ein Glück, sagen wir, denn auf eine solche Entdeckung wäre vielleicht ein gräßlicher Auftritt gefolgt.

Noch einige Sekunden verharrte der Commis in seiner Stellung, dann schritt er noch behutsamer als früher die weiteren Treppen hinab bis auf den ersten Stock, und dort stand er eine Weile unschlüssig, tief aufathmend, in eifriger Ueberlegung. Neben ihm war die Treppe, die weiter hinab führte, gerade vor ihm befand sich eine Thüre, die ihn mächtig anzog. Doch hatte er sich schon der Treppe zugewandt, um aus dem Hause zu entfliehen, als er einen kleinen Lichtschein bemerkte, der nicht breiter als ein Messerrücken von diesem Zimmer auf den Gang heraus fiel. In dem Gemach auf der andern Seite hörte er jetzt den Prinzipal laut husten, und bei diesem Geräusche machte er einen Schritt gegen die leuchtende Spalte, er that auch noch einen zweiten, dritten und vierten, und endlich stand er dicht vor der Thüre, die, wie er sah, nicht verschlossen war. Sie gab dem Drucke seiner Hand nach, und er trat in ein kleines Zimmer, welches in ein anderes führte, aus dem auch der Lichtstrahl kam, den er vorhin auf dem Gange bemerkt hatte.

Leise näherte er sich dem letzteren, dessen Thüre geöffnet war, und als er jetzt auf der Schwelle stand, sah er in das Schlafzimmer des Mädchens und bemerkte sie selbst, die halb entkleidet auf ihrem Bette saß und die Hand auf dem Schooße gefaltet hatte; und obgleich sie den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt, bemerkte er doch, daß sie weinte, denn dicke Tropfen fielen glänzend in dem Strahl des Lichtes auf ihre Kniee herab.

Das Geräusch, das er machte, als er unter die Thüre trat, hörte sie augenblicklich, denn sie erhob den Kopf, erschrak auch wohl ein wenig, doch faßte sie sich gleich wieder, als sie sah, daß es Herr Beil war, der nun langsam in ihr Zimmer trat.

Wenn auch zwischen diesen beiden Leuten nie ein Verhältniß geherrscht, das mit gegenseitiger Liebe etwas zu thun hatte, — obgleich wir wohl wissen, wie er das Mädchen anbetete — so bestand doch zwischen ihnen jener Grad von Vertraulichkeit, der ihnen erlaubte, ihre Geheimnisse einander anzuvertrauen und ohne Scheu über die seltsamsten Dinge sprechen zu können.

Als der junge Mann nun aber einige Schritte vortrat, erschrak sie mehr als bei seinem ersten Anblick, denn sein Aussehen war fürchterlich, seine sonst so ruhigen Züge entstellt, seine Augen roth unterlaufen, seine Blicke glühend. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie aufspringen und das Zimmer verlassen, doch als er sich hierauf langsam in eine Ecke zurückzog und ihr die Hände wie beschwörend entgegenstreckte, auch sie bittend, ja flehend ansah, da sank sie wieder auf das Bett zurück, preßte die Hände vor das Gesicht und weinte laut und bitterlich.

„Ja, ja," sagte er nach einer schrecklichen Pause, „es mußte am Ende so kommen."

„Ja, es mußte so kommen," erwiderte das Mädchen mit tonloser Stimme.

„Und es kam so?"

„Ja, es kam so."

„Und sonst keine Hilfe und Rettung?"

„Keine! — keine!"

„Aber ich hätte doch noch ein wenig widerstrebt," sprach er mit einem schrecklichen Lächeln und einem eisigen Tone. „Man muß nicht sogleich nachgeben."

Statt aller Antwort entblößte das Mädchen ruhig und schweigend, in diesem Moment, wie es schien, ohne alle Scheu, ihre linke Schulter, nachdem sie das weiße Nachtkleid vorher auf der Brust geöffnet. Und auf dieser weißen vollen Schulter sah man verdächtige dunkle blaue Flecken. — „Das war die letzte Unterredung," sagte sie mit einem matten Lächeln.

„Sehr triftig und überzeugend," erwiderte er, „aber ehe es so weit kam, hätte man noch etwas Anderes thun können."

„Und was denn?“ fragte sie, wobei ihr Auge aufflammte.

„Man hätte zum Beispiel in's Wasser springen können.“

„Ach ja!“ entgegnete sie mit einem tiefen schneidenden Wehelaute. — „Ach ja, ich habe das auch gedacht, aber ich hatte nicht den Muth dazu.“

„Das ist freilich etwas Anderes,“ versetzte er scheinbar ganz ruhig. „Sie hatten Angst, Marie, weil Sie sich fürchteten, diesen unbekannten Weg allein zu machen. — Aber ich wäre mit Ihnen gegangen, o, so gerne wäre ich mit Ihnen gegangen.“

„Mit mir in den Tod?“

„Mit Ihnen in den Tod! — Und wenn wir zusammen in das Wasser gesprungen wären, so hätte ich nur eine Bitte gehabt; Sie hätten mich dann nur bei der Hand festhalten müssen und sagen: Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich nicht allein ließen, Sie, mein einziger und treuer Begleiter. — Ein so inniger Dank von Ihnen, wenn auch im letzten Augenblick, hätte mich glücklich gemacht. — Und dann schon die Wonne, mit Ihnen sterben zu dürfen! — Wissen Sie wohl,“ fügte er seltsam lächelnd hinzu, „daß ich an einen solchen gemeinschaftlichen Tod die ausschweifendsten Hoffnungen knüpfte? — Daß ich in meiner jetzigen Gestalt wohl nicht geliebt werden kann,“ sprach er, indem er an seinem seltsam geformten Körper hinab sah, „weiß ich selbst wohl am besten; aber man läßt ja alles Das hier zurück, und wenn wir Beide so zusammen hinauf geschwebt wären, wer weiß, Marie, ob Sie nicht ruhig Ihre Hand in der meinigen gelassen hätten und ob Sie nicht vielleicht auf die Frage: Willst du mit dieser Seele vereint bleiben? ein lautes und freudiges Ja geantwortet hätten. — Doch genug der Worte, — ich komme, um Abschied zu nehmen.“

„So verlassen Sie wirklich dieses Haus?“ fragte erschrocken das Mädchen.

„Heute freiwillig,“ entgegnete er; „morgen würde mich der Herr Blaffer vor die Thüre werfen.“

„Und mein Bruder, der so sehr an Ihnen hing —?“

„Hat jetzt den Schutz der Schwester, die allmächtig im Hause ist,“ entgegnete er mit Bitterkeit. „Doch will ich an alles Das nicht mehr denken,“ fuhr er gleich darauf fort, indem er sich mit der Hand über die Augen wischte; „ich will Sie nur sehen, Marie, wie Sie waren, als ich zu Ihnen, einer himmlischen Erscheinung, aufgeblickt, will es nicht wissen, daß dieß herrliche Bild von schmutziger Hand zerstört wurde, will nur einmal und zum ersten Mal vor sie hinknieen, Ihre beiden Hände ergreifen und sie an meine Lippen drücken.“

Bei diesen Worten hatte er sich zu ihren Füßen niedergeworfen, hatte wirklich ihre beiden Hände ergriffen, und während er sie in seinen schwarzen Bart drückte, träufelten seine heißen Thränen darauf hin. — „So leben Sie wohl, Marie,“ sagte er, „möge es Ihnen besser gehen, als bisher; gedenken Sie meiner zuweilen, und wenn Sie noch aus vollem Herzen beten können, so nennen Sie auch meinen Namen, wenn Sie sich nach oben um Erbarmen wenden!“

Damit wollte er sich erheben, doch faßte das Mädchen mit ihren beiden Händen krampfhaft seine Arme und versuchte es, ihn festzuhalten; er dagegen wandte alle Kraft an, sich los zu machen, und wie sie so mit einander rangen, zog er sie empor, da er der Stärkere war; doch ließ sie ihn darum nicht los, sie schlang ihre Arme um seine Schultern, indem sie ausrief: „Gehen Sie nicht so fort, verlassen Sie nicht dieses Haus, Ihr Blick ist schrecklich, Sie haben Entsetzliches vor!“

„Ganz und gar nicht,“ entgegnete er, nachdem er sanft ihre Hände los gemacht, sie aber fest in den seinigen hielt, „ich habe nichts Schlimmes vor. — Aber Sie sehen ja wohl,“ setzte er hinzu, indem er die Zähne zusammenbiß, „daß hier meines Bleibens nicht ist, jetzt nicht mehr, und könnte ich damit Millionen verdienen. Sie waren mir eine heilige und reine Blume, deren Anblick, deren süßer Duft mich glücklich machte, Sie waren das Ideal, zu dem ich empor blickte; und nun — ist ja Alles dahin, mein Tempel ist zertrümmert, meine Altäre sind umgestürzt, ich habe nichts mehr, an das ich glauben kann auf der ganzen weiten

Welt. — Darum will ich mir Besseres suchen und gewiß, ich werde es finden.“ — —

Er ließ ihre Hände los, sie sank laut weinend auf das Bett zurück; nachdem er sie noch mit einem schmerzlichen Blick betrachtet hatte, eilte er geräuschlos durch das Vorzimmer auf den Gang hinaus und die Treppen hinab.

Vielleicht wäre sie ihm gefolgt, um noch einen Versuch zu machen, ihn festzuhalten, aber sie fürchtete, es möchte Jemand im Hause erwachen, und weil sie das fürchtete, ließ sie ihn ziehen, obgleich ihr wohl ahnete, wohin ihn seine Schritte führen würden.

Einundvierzigstes Kapitel.

Am Kanal.

Herr Beil eilte durch eine Hinterthüre auf den Hof, und da er hier mit der Oertlichkeit wohl vertraut war, so überstieg er ein paar Zäune und befand sich in kurzer Zeit auf der offenen Straße.

Es mochte nahe an Mitternacht sein, als er so einsam zwischen den Häusern langsamen Schrittes dahin ging; er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und war so in tiefe Gedanken versunken, daß er es nicht einmal bemerkte, wie der scharfe Nachtwind, da er ohne Hut war, sein Haar empor lüpfte und von der Stirne wehte. Auf den Weg, den er machte, achtete er nicht, wenigstens blickte er nicht in die Höhe und schien sogar nach einiger Zeit verwundert, als er sich auf einmal durch eine Barrière aufgehalten fühlte, gegen die er hingeschlendert war, ohne gerade heftig daran zu stoßen.

Diese Barrière befand sich ziemlich weit außerhalb des Mittelpunkts der Stadt, in einer öden und verlassenen Gegend, wo nur noch hie und da einige Häuser standen; sie lief am Ufer des Kanals hin und hatte den Zweck, Jemand, der vielleicht sorglos umher-

spazierte, vor dem Hineinfallen in das Wasser zu bewahren, denn der Kanal war sehr tief und auch ziemlich reißend, da er ein paar hundert Schritte abwärts von dieser Stelle in den Fluß mündete, der eine Seite der Stadt in einem weiten Bogen umschloß.

Unser Nachtwandler lehnte sich mit beiden Armen auf das Geländer und schaute gedankenvoll in das dunkle Wasser hinab. Man mußte das Auge zuerst an die Finsterniß da unten gewöhnen, ehe man bemerken konnte, wie sich der Wasserstrom zwischen den engen Ufern dahin bewegte, oder man mußte abwarten, bis droben am Himmel die fliegenden Wolken zuweilen ein Stück des Mondes oder ein paar Sterne entschleierten, deren Licht alsdann auf das trübe Wasser fiel und es auf Augenblicke erhellte. Das Ohr vernahm schon deutlicher das feindselige Element drunten, denn wie dieses bei den Ufermauern vorbeifloß, schliff es in allerhand Tönen gegen die Steine derselben, rauschte in einer unfernen Ecke, und gluckste dort, Wirbel bildend, als lechze es nach irgend einer Beute.

Lange schaute Herr Beil so hinab auf den Kanal, und immer folgten seine Blicke dem Laufe des Wassers. Es war ihm gerade, als winke es ihm zu folgen, und nachdem er so eine Zeit lang träumend gestanden, hatte er alle Schauer vor einem kalten nassen Tode überwunden und fühlte eine wahre Sehnsucht, den flüsternden Wassern zu folgen. Anfangs rauschte das eintönig an seinem Ohr vorüber; nach und nach kam aber ein gewisser Takt und eine Melodie hinein, eine einfache, kindliche Melodie, welche die Fluthen mit leisem Tone immer und immer fort zu singen schienen. Er hatte sie schon oft gehört, diese Weise, und wie er nun die Hand vor die Stirne legte und darüber nachdachte, so fiel es ihm ein, es sei ja nichts Anderes, als das Wiegenlied, mit welchem ihn die früh verstorbene Mutter so oft in den Schlaf gesungen.

Richtig! das war es; es waren dieselben weichen, schläfrigen Töne, und als er wieder eine Zeit lang hinab gelauscht, da meinte er auch Worte zu vernehmen; nur waren sie anders, als die, welche damals zum Wiegenlied gesungen wurden. Die hier erzähl-

ten von einem hellen lichten Tage, dem sie aus der finsteren Nacht entgegen fließen, und von lachenden Gefilden, mit Blüthen und Früchten bedeckt, so unendlich verschieden von dem kalten, schmutzigen Lande, das jetzt ihre Ufer bildete. — Und Ruhe, Ruhe gibt's da unten, flüsterten sie, — angenehme behagliche Ruhe; — komm und folge uns! —

Er beugte sich tief auf das Wasser hinab und dachte auf einmal klar und hell an seine Jugendzeit, wo er sich oftmals im Strome gebadet bei einer Stelle, die besonders reißend war, wo tückische Wirbel Alles in die Tiefe zogen, was er damals als rüstiger Schwimmer nicht beachtet. Aber eines Tags, als er auch wieder so keck hinein sprang, schien sich der Flußgott über diese Verwegenheit zu erzürnen und hielt ihn drunten beim Fuße fest, — das war in der That seine erste schreckliche Idee, als er sich unten gehalten fühlte: in Wahrheit aber war er mit dem Fuße in eine Faschine gerathen und konnte nicht wieder los kommen. Die Sekunden, welche er sich da unten bemüht hatte, den Fuß loszureißen, schienen ihm lange, lange Jahre zu sein; als er aber fühlte, daß es nicht ging, ergab er sich ruhig in sein Schicksal, öffnete weit die Augen und sah tief unten im grünen Wasser mit Verwunderung, wie so seltsam das Sonnenlicht auf der Oberfläche sich spiegelte und strahlte, wie der ganze Fluß einem hellgrünen Kristallgewölbe glich, auf dem sich tausendfache Strahlen brachen, — einem Feenpalast mit unsichtbarer, seltsam klingender Musik, denn auch hier summten und rauschten ihm die Wasser in den Ohren und tönten jenes bekannte Lied; nur ward es schwächer und immer schwächer, endlich wurde die Melodie zerrissen und unverständlich, obgleich die unsichtbaren Sänger immer näher zu kommen schienen, bis sie zuletzt dicht sein Haupt umringten und ihn betäubten mit wilden Tönen, mit Sausen, Rauschen und Klingen, in ganz leiser Weise und doch so eindringlich und verständlich. — Und darauf war er todt, gestorben ohne Schmerz und Klage, — so glaubte er wenigstens damals, in Wirklichkeit aber brachte den Ohnmächtigen ein tüchtiger Taucher an die Oberfläche und somit in's Leben zurück. —

Daran dachte er jetzt, und wie der Wassertod so gar nichts Unbehagliches oder Schreckliches habe. Heute war es freilich dunkel; kein Sonnenstrahl erhellte das Wasser, aber das erschien ihm um so besser; er sah da nichts mehr, was ihn an das freundliche Leben draußen gemahnt hätte, er konnte die Augen getrost schließen, um abzuwarten, bis jener geheimnißvolle Gesang näher und immer näher komme.

Schlafen, schlafen — Ruhe! flüsterte es drunten; und eine andere Stimme sagte etwas dazwischen, was ihm schrecklich war, aber doch wieder Trost verlieh. Er hatte nämlich den Blick einen Moment gegen den Himmel erhoben und bemerkte da einen klaren glänzenden Stern, der strahlend im blauen Lichte die Wolkenmasse durchbrechen zu wollen schien. Dabei hatte er plötzlich an sie gedacht, wie ein Blitz hatte ihr Bild seine ganze Seele erfüllt und darauf grauste es ihm eine Sekunde lang vor dem finsteren Wasser, um ihn gleich darauf wieder mächtiger hinzutreiben. Der Stern verschwand, das Licht in seinem Herzen erlosch, und es war dort wieder nächtlich finster. Er beugte sich abermals über das Wasser herab und sogleich begannen die Wellen wieder ihre beruhigende, verständliche Melodie; schlafen, schlafen — Ruhe! sangen einige, und andere, die vielleicht wußten, daß er ein paar Augenblicke vorher an das Mädchen gedacht, rauschten dazwischen und murmelten: sie wird dir folgen, — sie wird dir gewiß nachfolgen, — o sie kommt auch noch zu dieser Stelle, und wenn sie vor uns zurückschaudert, so singen wir ihr alsdann gerade wie dir heute ein beruhigendes Wiegenlied, und wollen ihr getreulich erzählen, daß du voran gegangen und drüben auf sie warten werdest. — Gewiß, sie kommt, glaube uns, wir sind mitleidig und gut, und wir wollen ihre Seele rein waschen, daß sie es vermag, in herrlicher Klarheit vor dich hinzutreten. — —

Ach! jede Wasserfläche hat für ein tief betrübtes und zerbrochenes Herz etwas so unendlich Beruhigendes und zugleich Verführerisches. Es ist gefährlich, an stillen Wassern vorüber zu gehen, wenn Einem die Seele mit Kummer und Schmerz beladen

ist; anfänglich beugt man sich ohne Absicht auf die Fluthen nieder, tiefer und immer tiefer, und kann den Blick nicht mehr wegwenden von der geheimnißvollen Fläche. Ist doch da unten ein ewiges Vergessen zu finden für Alles, was uns hier im Leben geängstigt und bedrückt.

Er, der einsam hier an der Barrière stand, hatte dieselben Gedanken, und sein Auge erweiterte sich, als er nun mit sich im Reinen war und so tief sinnend auf das dunkle Wasser sah. Er vermochte es nicht, den Blick abzuwenden, während er hastig die letzte Scheidewand überkletterte, die zwischen ihm und dem Tode stand. Erst, als er tief athmend sich jenseits derselben befand, brachte er es über sich, noch einen Blick rückwärts zu werfen auf die Stadt, deren Häuser still und finster da lagen. — —

Doch wie er so um sich schaute, faßte er unwillkürlich wieder die Schranke hinter sich fester mit den Händen, denn mit einem unerklärlichen Entsetzen bemerkte er, nicht zwei Schritte von sich, in unbestimmten Umrissen eine Gestalt, die gerade so an der Barrière lehnte, wie er einen Augenblick vorher. Sie war in einen weiten dunkeln Mantel gewickelt und hatte entweder ein Ende desselben um den Kopf geschlungen oder ihn mit einer Kapuze verhüllt, denn man bemerkte weder Schultern noch Hals; das Ganze war nur eine unförmliche schwarze Masse, die aber ein Gesicht hatte, denn Herr Beil sah deutlich zwei Augen glänzen, die ihn forschend zu betrachten schienen.

Daß sich seine Nerven in diesem Augenblick in höchster Aufregung befanden, wird uns Jeder glauben, und ebenso, daß er mehr als überrascht war, hier in der stillen Nacht in tiefer Einsamkeit, wo er sich fern von jedem menschlichen Wesen glaubte, so plötzlich und unverhofft beobachtet zu werden. Seine Seele war noch wenige Momente vorher trotz seines schrecklichen Vorhabens so ruhig gewesen, und jetzt fühlte er mit einem Male sein Herz heftiger schlagen; eine unerklärliche Furcht bemächtigte sich seiner, bannte ihn fest und zwang ihn sogar, fortwährend die beiden leuchtenden Augen zu betrachten, die ihn bewegungslos anstarrten.

Wußte die unheimliche Gestalt, was ihn hieher getrieben, hatte sie sein Inneres ergründet, — konnte es wohl ein menschliches Wesen sein, was so unbeweglich da lehnte, und, wie es schien, auf den Moment begierig war, wo er als Selbstmörder enden würde?

Er wich unwillkürlich einen Schritt auf die Seite, hielt aber das Geländer mit beiden Händen fest, und er vermochte es nicht, den Blick von dem Wesen neben ihm abzuwenden. Seine unerklärliche Angst vor dieser Gesellschaft vergrößerte sich immer mehr, und es ist unbegreiflich aber wahr: er, der einen Augenblick vorher den Tod gesucht, fürchtete sich jetzt, diesem Wesen den Rücken zu kehren, indem er dachte, es könnte vielleicht unvermuthet über ihn herfallen und ihn in den Kanal hinabstürzen.

Aber es blieb ruhig an seiner Stelle; nichts regte sich an ihm; nur blickten die gespenstigen Augen immer herüber.

Was sollte er thun? Er hatte sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht, doch wollte er endigen in stiller, verschwiegener Nacht, aber nicht indem er einen so sonderbaren Zuschauer hinter seinem Rücken ließ, der Gott weiß was beginnen konnte, sobald er in den Kanal gesprungen.

Und das konnte ihm am Ende doch gleichgiltig sein! — — Aber es war ihm nicht gleichgiltig; er hätte nicht ruhig sterben können bei dem Gedanken, diese seltsamen Augen würden jetzt nach ihm schauen, während er untersinke, und das Wesen selbst eine laute Lache aufschlagen, sobald ihn die Fluthen verschlungen.

Es trat eine peinliche Pause ein, während welcher die Augen immerfort herüber blickten und Herr Beil abermals einen halben Schritt auf die Seite wich.

Endlich machte die Gestalt eine kleine Bewegung, sie richtete sich etwas in die Höhe, man bemerkte, wie sie mit großer Ruhe unter dem Mantel die Arme über einander schlug. Dann sprach sie mit einer tiefen klangvollen Stimme ein einziges Wort, aber dies Wort, an sich unbedeutend, durchzuckte den Körper des Anderen auf eine sehr unangenehme Art.

Die Gestalt sagte nämlich wie Jemand, der lange vergeblich gewartet, mit fragendem Tone: „Nun —?“

„Nun," wiederholte Herr Beil, indem er scheu auf die Seite blickte. — „Nun? — Was nun?"

„Ich meine, ob es bald vor sich geht," erwiderte das seltsame Wesen; „ich habe jetzt schon lange genug darauf gewartet."

„Und was soll vor sich gehen?" fragte schaudernd der Andere mit kleinlauter Stimme. „Ich glaube nicht, daß ich Jemand hieher gerufen, um zuzuschauen, was hier vielleicht geschehen könnte."

„Gewiß nicht," sagte die Gestalt, „ich bin nicht mit Worten gerufen worden, aber es zog mich auf eigenthümliche Weise daher, und da ich nun einmal da bin, möchte ich nicht lange mehr vergeblich warten; die Sache könnte wohl vor sich gehen, das Vorspiel war lange genug."

„Und wer bist du?" fragte Herr Beil mit gesteigertem Entsetzen, „daß es dir ein teuflisches Vergnügen macht, zuzuschauen, wie ein unglücklicher Mensch, dem das Dasein zur Last wurde, seinem traurigen Leben ein Ende macht?"

„Wer ich bin, thut nichts zur Sache," entgegnete die Gestalt, „vielleicht bin ich der Schutzengel der Selbstmörder und habe die Macht, ihnen ein sanftes Ende zu geben, vielleicht bin ich auch sonst ein Wesen, das besonderen Geschmack an den Narrheiten der Menschen findet."

„An den Narrheiten der Menschen!" wiederholte der Andere; „kann man wohl eine That Narrheit nennen, deren Beweggründe man nicht kennt und begreift?"

„Jeder Selbstmord ist Narrheit und Feigheit," antwortete das Phantom, indem es sich abermals behaglich an die Brüstung lehnte. „Nur ein Narr und ein Feiger verläßt freiwillig diese Welt: der Erstere, weil er seine Verhältnisse Herr über sich werden ließ, der Andere, weil er nicht den Muth hat, ein vielleicht trauriges Leben bis an sein natürliches Ende zu tragen."

„Ah! du fühlst es nicht, wie schwer es ist, von dem Licht der Sonne, von einem Dasein, selbst dem ärmlichsten, Abschied zu nehmen, sonst würdest du eine solche That nicht feige nennen."

„Der Muth, der vor den Augen der gewöhnlichen Welt vielleicht dazu gehört, eine Pistole vor seiner eigenen Stirne abzubrennen, oder in's Wasser zu springen, ist kein wirklicher Muth; es ist das mehr ein Ausbruch der Verzweiflung, unterstützt von Nervenaufregungen, der so mit einem Schlage ein ganzes Leben hinter sich wirft, weil der Selbstmörder, wie schon gesagt, zu schwach war, um eine lange Reihe von traurigen Jahren zu durchleben."

„Und du glaubst, es sei kein Fall denkbar, wo der Selbstmord zu entschuldigen sei?" meinte Herr Beil mit bitterem Lachen.

„Zu entschuldigen nie," entgegnete die Gestalt, „zu verzeihen nur in einem einzigen."

„Und dieser einzige Fall —?"

„Es ist nicht der deinige."

„Aber nenne ihn mir."

„Du wirst ihn vielleicht nicht einmal begreifen, ja du kannst ihn unmöglich verstehen."

„Wer weiß! Nach den harten Worten, die du vorhin zu mir gesprochen, möchte ich wohl wissen, unter welchen Bedingungen du den Selbstmord entschuldigen würdest."

„Nun meinetwegen," sagte die Gestalt, indem sie sich wieder etwas empor richtete; „man solle einem Sterbenden keine Bitte abschlagen, und da du ein solcher bist, so will ich dir meine Ansicht mittheilen. — Das Verbrechen, von dem wir eben sprachen, könnte ich, wie gesagt, nur in einem einzigen Falle entschuldigen, das wäre nämlich, wenn ein Selbstmörder wieder in's Leben zurückgerufen würde und er dann von neuem Hand an sich legte, um so dem Schlimmsten, was einen Menschen treffen kann, dem allgemeinen Hohne, der allgemeinen und verdienten Verachtung zu entgehen."

„Dem Hohne und der Verachtung!" versetzte der Andere, und seine Zähne klapperten auf einander. — „Aber nein, nein!" rief er nach einer Pause leidenschaftlich, „ich weiß, wer du bist, du bist der Teufel! Du willst mich von meinem Glücke zurückhalten, um die Lust zu haben, mich noch Jahre lang quälen zu können."

Nach diesen Worten lachte das Phantom laut auf, aber es war ein gellendes, unheimliches Gelächter. — „Nein, nein," sagte es, „ich bin nicht der Teufel, — vielleicht mit ihm verwandt; die trüben Leidenschaften, die sich deines Gehirns bemeistert haben, lassen dich völlig unklar denken; wenn ich der Teufel nach euren Begriffen wäre, so müßte ich an deinem Schritt meine Freude haben, denn deine Seele wäre mir gewiß und ich bekäme sie bald. — Aber beruhige dich: für euch Selbstmörder gibt es weder Teufel noch Engel, weder Belohnung noch Strafe, und das ist gerade eure Strafe; mit dem Sprung in's Wasser laßt ihr all' eure Hoffnung hinter euch. Diesseits könnt ihr nicht mehr Buße thun, um ein ewiges Leben, an das wir ja Alle glauben wollen, zu erringen; denn ein ewiges Leben, wenn auch voll Noth und Qual, aber doch mit einem Schimmer von Hoffnung, ist nicht für euch: ihr habt das Anrecht daran freiwillig weggeworfen."

„Ah!" machte der Andere, „das ist eine seltsame Ansicht. Ich hoffe sehr auf eine bessere Zukunft."

„Aber vergeblich; was du diesseits verachtungsvoll wegwirfst, wird man dir nicht jenseits entgegenbringen. — Aber nun laß uns den unnützen Wortstreit enden. Mache dein Geschäft ab; ich möchte gern nach Hause."

„So geh' deiner Wege!" rief Herr Beil mit schmerzlichem Tone. „O, wärst du nie gekommen, um mich zu belauschen, Alles wäre nun vorüber, während so —"

„Dein Entschluß wankend geworden ist?" fragte die Gestalt.

„Deine Augen, die so starr auf mich geheftet sind, beunruhigen mich. Ich glaube, während ich in's Wasser spränge, würden sie schrecklich, entsetzlich immer näher auf mich eindringen."

„Da hast du Recht; das wird auch der Fall sein, denn ich habe mir einmal fest vorgenommen, deinem Ende beizuwohnen, ich interessire mich dafür und werde nicht von der Stelle weichen."

„Das will ich erwarten," sprach Herr Beil zähneklappernd, indem er sich an das Geländer lehnte, und, wie es vorhin die

Gestalt gemacht, ebenfalls seine Arme, die aber heftig zitterten, über einander schlug.

Es entstand eine längere Pause; endlich sagte der im Mantel mit einem Anflug von Heiterkeit in seiner Stimme: „Mir scheint, wir haben hier Beide vor, eine seltsame Soirée zu begehen. Du bist der Wirth, ich bin zur Komödie eingeladen oder meinetwegen auch unberufen erschienen. Nehmen wir also an, ich sei der Gast, so finde ich es doch nicht mehr als billig, daß du für meine Unterhaltung Sorge trägst. Und dazu will ich dir ein gutes Mittel vorschlagen: erzähle mir deine Geschichte so kurz oder so lang du magst, erzähle mir vor allen Dingen, was dich hieher getrieben, und ich will dir nachher meine offenherzige Meinung sagen, wie groß deine Narrheit eigentlich ist."

„Und wenn du meine Narrheit, wie du es nennst, alsdann nicht übermäßig groß findest," entgegnete Herr Beil, „willst du dann ruhig deiner Wege gehen und mich meinem Schicksal überlassen?"

„Das ist eine Bedingung," versetzte nun wirklich lachend das Gespenst, „und wenn ich sie eingehe, so kann ich das nur thun, indem ich dir ebenfalls eine stelle."

„So laß hören!"

„Wenn ich zugebe, daß deine Narrheit klein ist, so will ich mir also das Vergnügen versagen, dich in den Kanal springen zu sehen; ist aber deine Narrheit groß, so schiebst du dein Vorhaben auf, bis — wir uns wieder gesehen."

„Es gilt," sprach Herr Beil nach längerem Ueberlegen.

Und darauf wandte er sich, obwohl zögernd, gegen die sonderbare Gestalt, die wieder unbeweglich wie vorher an dem Geländer lehnte, und erzählte mit geflügelten Worten seinen traurigen Lebenslauf, wie er schon als Kind mit seiner schwächlichen halbverwachsenen Gestalt der Spielball aller Launen seiner Kameraden gewesen, wie seine Eltern ihn nicht geliebt, sondern gegen die andern Geschwister zurückgesetzt, und wie bei all' den Kränkungen, die er erduldet, das Schlimmste gewesen sei, daß er ein weiches, fühlendes Herz erhalten, das alle Menschen mit

inniger Liebe umfaßt, und das nun doppelt schmerzlich empfunden, wie man ihn überall zurückgestoßen. — Seine Leiden vermehrten sich mit den Jahren, man brachte ihn mit großer Mühe als Lehrling unter, und als er ausgelernt hatte, fand sich lange keine Stelle für ihn, er mußte Jahre lang in seinem Geschäfte die niedrigsten Arbeiten versehen, und als er endlich die Stelle erhielt, in der wir ihn kennen gelernt, mußte er sich mit einem Gehalt begnügen, der zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben war; er mußte dabei alle Launen des Prinzipals ertragen und er that das wohlgemuth, bis jene beiden Kinder in das Haus kamen, bis ihm Marie erschien, bis sein Herz durch die Liebe zu ihr so namenlos unglücklich wurde.

Als er in seiner Erzählung an diese letzte Zeit seines Lebens kam, zitterte seine Stimme und die Thränen tropften ihm langsam aus den Augen. Er schilderte mit glühenden Farben seine Liebe zu dem Mädchen und die thörichten Hoffnungen, die er genährt, — Hoffnungen, die er aber gern unterdrückt hätte, wenn sie glücklich geworden wäre. Nun aber kamen jene Vorfälle, und davon sprach er dem Phantome gegenüber mit fieberhafter Hast; es drängte ihn, über diese schrecklichen Stunden hinüber zu kommen. Er erzählte von dem vergangenen Abend, von seiner Unterredung mit ihr, von seinem festen Entschlusse, das Leben endigen zu wollen, von seinem Gange durch die dunklen Straßen, von seiner Ankunft hier am Kanale und sogar von der Melodie, die ihm das Wasser vorgesungen, von dem alten Wiegenliede — schlafen — schlafen — Ruhe! —

„Und nun bin ich fertig," sagte er, als er geendet; „aber die Ruhe, mit der ich hierher ging, ist aus meinem Herzen verschwunden. Ich war nicht mehr unglücklich, jetzt bin ich es wieder, o namenlos, namenlos unglücklich! — Und nun sprecht nach Eurer Ueberzeugung, bin ich thöricht oder bin ich es nicht?"

Bei diesen letzten Worten schlug er die Hände vor's Gesicht und beugte den Kopf tief hinab auf das Geländer.

Einige Augenblicke hörte er nichts als das Rauschen des

Wassers, dann vernahm er die Stimme des seltsamen Wesens neben ihm; und diese Stimme, bis jetzt hart und scharf, klang nun weich und milde. „Ich habe deine Geschichte angehört,“ sagte es „und muß gestehen, daß allerdings viel Unglück darin vorkommt, aber nicht genug, daß ich dir, wie wir bedungen, mit einem Worte die Erlaubniß geben dürfte, dein Leben zu endigen. Denk' daran, was du mir versprochen, lebe, bis wir uns wieder sehen, und glaube mir, wir sehen uns bald wieder. Sei auch versichert, daß du meinem Blicke nicht entgehst, und wenn du je dein gegebenes Wort brechen und doch zum Selbstmörder werden wolltest, so schaue vorher auf die Seite, du wirst meine Augen auf dich gerichtet finden, dich warnend und zurückziehend, wie ich es in dieser Stunde gethan. — Und nun lebe, und lebe so gut du kannst!“ —

Damit schwieg die Stimme, und als sich der junge Mann ein paar Minuten nachher empor richtete, um einige Worte zu entgegnen, bemerkte er zu seinem größtem Entsetzen, daß die Gestalt neben ihm verschwunden und nirgends mehr zu sehen war. Und doch hatte er weder einen Tritt noch das Rauschen des Mantels vernommen. Er war wieder ganz allein in der Nacht, Alles um ihn her in tiefe Finsterniß gehüllt, nur der Himmel über ihm sah etwas lichter aus, und der glänzende Stern mit dem bläulichen Lichte strahlte in heller Pracht auf ihn hernieder.

Zu gleicher Zeit schlugen die Kirchenglocken klar und deutlich ein Uhr nach Mitternacht.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Spaziergänge des Herrn Sträuber.

Noch in der letzten Hälfte der Nacht, von der wir im vorigen Kapitel erzählten, änderte sich das Wetter; der Wind war nach Osten herumgesprungen, hatte die trüben Wolken vor sich hergejagt

und Alles frisch und blank gefegt für eine blitzende Wintersonne, die wenn auch in diesem Monat spät, doch klar und freundlich aufging. — Wie sah in ihrem Lichte Alles ganz anders aus, als gestern im Schatten der Nacht! Da war der Kanal, da die Barrièren, an welchen Herr Beil jene Gestalt gesehen, die ihn glücklicherweise von seinem traurigen Vorhaben abgebracht; aber heute Morgen hatte das Alles durchaus nichts Unheimliches, und wenn jetzt auch noch so viele Wesen in schwarzen Mänteln und mit noch blitzenderen Augen dort gelehnt hätten, es würde sich Niemand weiter um sie bekümmert haben.

Auf dem Wasser des Kanals lag ein heller, freundlicher Schein; seine Ufer hatten sich mit Reif bedeckt, auf welchem die Sonnenstrahlen zahllose Brillanten hervorzauberten. Die kahlen Aeste der Bäume waren auf einer Seite wie vergoldet, während die andere eine bläulich unbestimmte Farbe hatte. Auch die Barrière war hell angestrahlt und warf einen koketten Schatten auf den Weg, der an ihr vorüber führte. Die einzelnen Häuser, die in der gestrigen Nacht so sehr entfernt zu stehen schienen, — denn man sah durch Dunkelheit und Nebel kaum ihre Umrisse, — waren jetzt im hellen Lichte näher gekommen und standen frisch und wohlgemuth da mit ihren glänzenden Fensterscheiben, mit den hohen rothen Dächern, die wie eine Morgenmütze aussahen, und aus deren Spitze der hellblaue Rauch empor wirbelte, — eine lustig aufgesteckte Feder.

Auch an mannigfaltiger Staffage fehlte es nicht: kleine Buben sprangen sich scheu umsehend und eilfertig dem Wasser zu, um nachzuschauen, ob nicht bald für eine solide Eisdecke Hoffnung sei; Hunde aller Rassen machten ihren Morgenspaziergang und trieben sich namentlich in der Nähe der Barrière herum, an der sie jeden Pfuhl beschnüffelten und hierauf zarte Erinnerungszeichen zurückließen; Weiber mit großen Körben voll Wäsche auf dem Kopfe drängten sich an die Treppen, die zum Kanal hinab führten, und hatten einander, ehe sie ihre Arbeit begannen, wichtige Begebenheiten mitzutheilen. Von draußen herein kamen Bäuerinnen und brachten Eier und Butter auf den Markt, sie hatten meistens schon

einen weiten Weg zurückgelegt, sahen etwas übernächtig und verschlafen aus, und wenn sie zuweilen tiefaufathmend einen Augenblick stehen blieben, so kam der Hauch aus ihrem Munde wie eine blaue Wolke hervor. — Das ging aber Alles an einander vorüber und Keines bekümmerte sich viel um die Begegnenden; die Buben liefen in das Haus zurück oder auf ihre Spielplätze, die Hunde suchten den warmen Ofen wieder auf und die Wäscherinnen begannen, immerfort plaudernd, ihr Geschäft.

So mochte es vielleicht neun Uhr geworden sein, als von draußen herein gegen die Stadt zwei Leute kamen, die in eifrigem Gespräch neben einander gingen. Es war ein Mann und eine Frau, letztere in der Tracht der Bauernweiber, und daß wir es dem geneigten Leser nur gestehen, Beide gehören bereits zu unserer Bekanntschaft: sie war jene Bauersfrau, welche wir bei Madame Becker gesehen, wo sie der unglücklichen Nähterin den Tod ihres Kindes angezeigt; und wenn wir von dem Manne, der neben ihr ging, sagen, daß er trotz der Kälte des Morgens einen ziemlich dünnen, abgeschabten schwarzen Frack trug, hohe, etwas gelbe Hemdkragen hatte, dazu einen fuchsigen Hut, und daß er mit großem Anstande daher schritt, so wird Niemand mehr im Zweifel sein, daß es der sehr ehrenwerthe Herr Sträuber war, den wir in jener Nacht im Fuchsbau kennen zu lernen das Vergnügen hatten.

Herr Sträuber trug heute zur Vervollständigung seiner Toilette graue baumwollene Handschuhe, auch dampfte in seinem Munde eine Cigarre. Er ging mit großer Würde neben der Frau her, und wenn er so zuweilen im Gespräche steif und wichtig mit dem Kopfe nickte, so gab er sich das Ansehen eines vornehmen Herrn, der zufällig mit einer ganz geringen Person spazieren geht und sich vorgenommen hat, dabei sehr herablassend zu thun. Zuweilen blieb er auch stehen, stemmte beide Arme in die Seite und hob seine Nase gewaltig hoch empor, und dann stellte sich die Frau vor ihn hin, sprach eifrig mit ihm, und je ärger sie mit den Händen gestikulirte, desto ruhiger und würdevoller sah er auf sie herab; dann erfolgte ein abermaliges ernstes Kopfnicken und sie zogen weiter.

Als sie so an die Barrière kamen, wo gestern Nacht der Herr Beil gestanden und wo jetzt die Wäscherinnen lachten und plätscherten, versuchte es Herr Sträuber, einen großen Bogen zu machen, um nicht zu nah bei diesen Damen vorbei zu müssen. Die Bauersfrau achtete aber nicht darauf, daß sie in diesem Augenblicke besonders lebhaft erzählte, sondern sie ging so hart an der Schranke vorbei, daß sie im Eifer ihres Vortrags zuweilen ihre Hand auf dieselbe legte und den darauf gefallenen Reifen herab wischte, der sprühend auf die Erde fiel.

„Bst! bst!" machte eines der Waschweiber, als die Beiden näher kamen, mit leiser Stimme zu den andern, „schaut euch den an, der da kommt, das ist ein Seelenverkäufer, ein Sklavenhändler."

„Ei der Tausend!" meinte eine andere, die sehr stämmig aussah, „sollen wir ihn nicht ein wenig unter die schmutzige Wäsche tauchen und sauber waschen?"

„Das wäre vergebliche Mühe," entgegnete die erste; „wenn man den hundert Jahre in den Kanal versenkte, so käm' er doch wieder schwarz wie eine Kohle an Leib und Seele heraus."

Die Bauersfrau, die diese Worte gehört, ging absichtlich langsam und zuckte verächtlich mit den Achseln. Ihr Begleiter dagegen machte einige lange Schritte, eilte ihr voraus, und als sie ihn in kurzer Zeit darauf wieder eingeholt, spuckte er grimmig aus und sagte: „Diese Bestien!"

„Es weiß aber auch der Teufel," meinte die Bauersfrau, „woher es kommt, daß Ihr in ein so schlechtes Renommée gerathen seid, und daß Euch alle Welt kennt wie einen bunten Hund."

„Ich weiß es wohl," entgegnete er mit zorniger Stimme; „ich kann mich nun einmal mit dem Pack nicht gemein machen; es ist eine Leidenschaft von mir, auf mein Aeußeres was zu halten. Ginge ich in einer schmierigen Jacke einher wie die Anderen, so wäre es freilich besser; aber dazu kann ich mich nun eben nicht entschließen."

„Ja, ja," erwiderte die Bauersfrau, indem sie ihn lächelnd

von der Seite ansah, „Euer Aeußeres ist schon von dem unsrigen verschieden; aber ich möchte aus Eitelkeit nicht so frieren wie Ihr."

Herr Sträuber zuckte mit den Achseln, während er entgegnete: „Das versteht Ihr nicht. Leider Gottes! kann ich wohl sagen, bin ich auf einer anderen Stufe als Ihr geboren, und kann das nun einmal nicht verleugnen. Und dann glaubt mir auch, es ist für uns Alle besser, daß auch Jemand, wie ich bin, da ist, mit dem honette Leute ein vertrauliches Wort sprechen können." — Damit strich er sanft seinen Hemdkragen, zupfte darauf an den Handschuhen und drückte den Hut etwas näher an's rechte Ohr, ehe er fortfuhr: „Deßhalb halte ich es auch für Pflicht, etwas auf meine Reputation zu sehen, und darum wäre besser, Frau Bilz, wenn wir uns hier, wo die Straßen anfangen, für kurze Zeit trennten; in einer kleinen halben Stunde komme ich zu Meister Schwemmer und da sehen wir uns wieder."

„Mir ist das auch schon recht," sprach die Frau lachend; „aber haltet Euch nicht zu lange bei Euren vornehmen Bekanntschaften auf und kommt pünktlich."

Herr Sträuber nickte statt aller Antwort nur, steckte die rechte Hand unter den zugeknöpften Frack und lenkte mit erhobenem Kopfe in eine der breiteren Straßen ein, die hier anfingen; die Frau dagegen verlor sich in eine Seitengasse.

Er schritt mit ruhiger Behaglichkeit weiter, schaute rechts und links an die Häuser, blieb hier vor einem Laden stehen, betrachtete dort einen Augenblick die Leute, welche in's Kaffeehaus gingen oder heraus kamen, und gewann darauf immer wieder die Mitte der Straße, namentlich wo andere Gassen seinen Weg kreuzten. Da blieb er auch wohl einen Augenblick stehen, sah sich forschend nach allen Seiten um und veränderte hierauf nicht selten seine Richtung.

So that er auch jetzt wieder und schoß mit großer Geschwindigkeit in eine Seitenstraße, wobei er den Blick nicht von einer Stelle auf dem Pflaster verwandte. Als er sie erreicht, schaute er um sich her, bückte sich und griff Etwas vom Boden auf, das

er hierauf lächelnd in seine Tasche steckte. Es war ein kleines Portemonnaie, das Jemand da verloren haben mußte. Und so war es auch, denn kaum hatte Herr Sträuber einige Schritte weiter gethan, so stürzte aus einem Hause ein junges Mädchen heraus, das sich überall auf dem Boden umsah, und dann auch den im schwarzen Frack im Vorübergehen fragte, ob er nicht Etwas gefunden, worauf dieser begreiflicherweise die Achseln zuckte und bedauernd verneinte.

„Das ist kein schlechter Anfang," sprach er zu sich selber, als er wieder in eine belebtere Straße eingebogen war, „und da uns der Zufall so günstig ist, so könnte auch am Ende mit leichter Handarbeit Etwas zu verdienen sein."

So denkend, stellte sich Herr Sträuber wenige Augenblicke nachher vor einen großen Bilderladen, vor dem sich schon eine Menge Personen befanden, und schien sich angelegentlich die Kupferstiche und Lithographen zu betrachten, in Wahrheit aber erforschte er genau die Physiognomien seiner Nachbarschaft, und mochte endlich seinen Mann gefunden haben, denn er schob sich leise hinter einen jungen Herrn, der eine Dame am Arme hatte und eifrig bemüht war, derselben die Schönheit irgend eines großen Blattes zu erklären. Die Dame trug einen mit Pelz besetzten Sammetmantel und einen grauen Muff, aus welchem ein zierlich gesticktes Sacktuch hervor sah.

Herr Sträuber, der voll Enthusiasmus für eine büßende Magdalena zu sein schien, die sich in Kupferstich ebenfalls an dem Fenster befand, drängte sich, dabei sehr um Entschuldigung bittend, zwischen die junge Dame und einen dicken Herrn, der auf der andern Seite stand, worauf denn auch geschah, was er sich gedacht: die Dame in ihrer Artigkeit, wahrscheinlich befürchtend, mit ihrem vorgehaltenen Muff zu viel Platz für sich wegzunehmen, zog die rechte Hand heraus und nahm ihn leicht in die linke, worauf sich Herr Sträuber augenblicklich tief herabbückte, um am Kupferstich der büßenden Magdalena den Namen des Künstlers, der das Blatt gestochen, lesen zu können, zu gleicher Zeit aber auch, um durch einen unbemerkbaren Ruck das reichgestickte

Taschentuch an sich zu bringen, worauf er nichts Eiligeres zu thun hatte, als, sich zurückziehend, dem Gedränge zu entschlüpfen und mit möglichster Schnelligkeit in einen benachbarten Laden zu treten, wo er sich von dem gefundenen Gelde eine neue Cigarre kaufte.

Er zündete diese mit äußerster Langsamkeit an, dann fragte er nach dem Preise verschiedener Artikel, ließ sich auch einige Sorten feinen Tabak vorlegen, sprach über dies und das mit dem einfältig aussehenden Ladendiener, und als er fast eine Viertelstunde nachher den Laden verließ und wieder auf die Straße trat, er hatte natürlicherweise vorher auf's Sorgfältigste nach dem Bilderladen hinüber gespäht, — fand er zu seinem größten Erstaunen, daß sich ein ganzes Paket Cigarren zufällig unter die Schöße seines Fracks verirrt hatte und nun freiwillig mitgegangen war. Er hielt aber die Sache für zu geringfügig, um deßhalb nochmals in den Laden zurückzukehren.

Hierauf verließ Herr Sträuber die Hauptstraßen und wandte sich den stilleren und entlegeren Stadtvierteln zu. Er schritt gedankenvoll durch eine enge Gasse, die auf einen freien Platz mündete, wo sich eine Kirche befand. Es war dies ein altes Gebäude mit dicken Strebepfeilern, zwischen denen man kleine Kramladen eingebaut hatte. Die Kirche stieß mit dem Chor an ein altes Kloster, das den Platz absperrte, und in welchem sich nur ein langer und finsterer Thorweg befand, der die einzige Verbindung zwischen hier und den hinten liegenden Straßen war. Diesem Eingange schlenderte Herr Sträuber zu, mit außerordentlich langsamen Schritten und zwar so langsam, daß er ein kleines Mädchen von acht bis zehn Jahren, welches mit einem Körbchen in der Hand vor ihm ging, nicht einmal überholte; doch blieb er dicht hinter ihr und betrat fast zu gleicher Zeit mit der Kleinen das einsame halbdunkle Gewölbe. Dann blickte er scharf ausspähend vorwärts und rückwärts, und als er kein menschliches Wesen weder auf dem Platze noch in der anderen Straße gewahrte, hatte er mit einem Schritt das Mädchen erreicht, faßte

es mit raschem Griff fest an ihrem Hals und sagte: „Sobald du schreist, bring' ich dich um!“ — Das arme Geschöpf war wie vom Schlage gerührt, und wenn sich auch ihr Mund krampfhaft öffnete, so brachte sie doch keinen Laut hervor, fing aber an leise zu weinen, als er sie nun bis in die Mitte des Thorwegs schleppte, ihr dort mit großer Geschicklichkeit die kleinen goldenen Ohrringe entriß, und dann, ihr nochmals mit der Faust drohend, in raschen Sprüngen entschwand. Hinter dem Gewölbe bog er rechts in eine kleine Gasse, dann links in eine andere, und beeilte sich soviel als möglich, in ein anderes Stadtviertel zu kommen, was ihm auch nach einer kleinen Viertelstunde ungefährdet gelang.

Hier ging er langsamer, zog ruhig seinen Frack in die Taille herab, der ihm bei dem raschen Laufe etwas in die Höhe gerutscht war, richtete auch seine Vatermörder auf und schob den Hut wieder auf die Mitte des Kopfes. Als dies geschehen, betrachtete er die Straße, in der er sich befand, und schlug dann eine neue Richtung ein, die ihn bald in die Nähe des Fuchsbaues brachte. Doch ging er hier vorüber, durchschritt noch einige kleine Gäßchen und kam so in die Nähe der alten Stadtmauer, wo die Häuser lichter wurden und hie und da kleine Gärten zwischen ihnen zerstreut lagen. Auf einen der letzteren schritt er zu; dieser war mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben und hatte ein kleines Thor, das nur angelehnt war. Er öffnete es und ging zwischen den kahlen Gartenbeeten einem kleinen und baufällig aussehenden Hause zu, welches eigentlich das Ansehen hatte, als sei es unbewohnt und werde nur von dem Gartenbesitzer als Scheune benutzt. Die Fundamente dieses Hauses mußten auf einer Seite gewichen sein, denn es stand vollständig schief und sah deßwegen sowie auch, weil sämmtliche Fensterladen verschlossen waren, recht trostlos aus. Wenn man es betrachtete, so drängte sich Einem unwillkürlich die Idee auf, es habe sich dort einmal ein Selbstmörder aufgeknüpft, und sei da lange, lange Jahre vergessen hängen geblieben.

Dies Haus wurde in seinen unteren Theilen auch nur zum

Aufbewahren von Stroh und alten Geräthschaften benützt, oben schien nur noch ein einziges Zimmer praktikabel zu sein, und das war die Wohnung unseres Bekannten, des Theaterschneider-Gehilfen Schellinger. Von der Treppe existirten nur noch einige halbmorsche Balken und Bretter, die in ihrer traurigen Gestalt nur sehr undeutlich anzeigten, wo es für einen Wagehals möglich sei, hinauf zu steigen.

Herr Sträuber öffnete dieses Haus, trat hinein und schloß die Thüre wieder sorgfältig hinter sich zu, dann schritt er durch den öden Gang und zu einer hinteren Thüre wieder hinaus auf einen kleinen Hof, an dessen Ende sich ein anderes und besser erhaltenes Gebäude befand.

Augenscheinlich bildete das verlassene Haus vorn eine Art von Schutz und Schirm für das hintere, denn dieses, in einem Winkel der Stadtmauer gelegen, und vorne gedeckt, verbarg sich so vollkommen vor den Blicken aller Unberufenen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Hehlerei.

Nachdem Herr Sträuber durch den Hof geschritten war, klopfte er leise an die Thüre des anderen Hauses; diese wurde augenblicklich geöffnet und er trat in einen Gang und von da in ein Zimmer, in welchem eine sehr unangenehme warme Atmosphäre herrschte. Der Ofen schien übermäßig geheizt zu sein, und es roch hier nach kleinen Kindern, mit deren Reinlichkeit man es nicht gerade sehr genau zu nehmen pflegt.

Frau Bilz saß am Fenster, sie hatte ihren Kopf in die Hand gestützt und sprach mit einem Manne, der neben dem Ofen in einem alten ledernen schmutzigen Lehnsessel ruhte. Dieser Mann war nicht über vierzig Jahre, sah aber aus wie ein kranker Sechziger; er war angethan mit einem dunkeln Schlafrock von nicht

mehr zu erkennender Farbe, und seine Füße, die in dicken Filzschuhen staken, lagen über einander auf einen kleinen Fußschemel; auf seinen Knieen hatte er ein rothkarrirtes Schnupftuch ausgebreitet, mit dem er sich häufig die Nase putzte und das er oft vor seinen Mund hielt, wenn er nämlich anfing zu husten, was alle Augenblicke geschah. Es war ein schlimmer Husten, der ihn sehr zu plagen schien; er brachte ihn ganz außer Athem und röthete dann auf Sekunden seine tief eingefallenen bleichen Wangen.

Auf diesen Mann ging Herr Sträuber zu, reichte ihm nachlässig seine Hand und begrüßte ihn, wobei er aber seinen Hut auf dem Kopfe behielt. Jener dagegen nickte ihm lächelnd zu und nahm dann eine Schnupftabaksdose, die neben ihm auf dem Tische stand, öffnete sie und bot dem eben Eingetretenen eine Prise. Herr Sträuber nahm einige Körner und that nur so, als schnupfe er, indem er seine Finger leicht hinauf an die Nase warf, in Wahrheit aber ließ er den Tabak auf den Boden fallen und schnüffelte dazu auf eine unangenehme Art.

„Aber es ist hier verdammt heiß," sagte er hierauf, während er sich auf einen Sitz am Fenster niederließ, seinen Hut abnahm und mit dem bewußten feinen Spitzentuch, das er aus der Brusttasche gezogen, seine Stirne abtrocknete.

Die Frau neben ihm sah diese Bewegung, und da sie wohl wissen mochte, welcher Art Taschentücher sich der Herr Sträuber gewöhnlich zu bedienen pflegte, so lächelte sie verschmitzt und streckte die Hand nach dem kostbaren Spitzengewebe aus, indem sie sagte: „Was soll der Lappen kosten?"

„Ich habe Euch den Lappen noch gar nicht angeboten," entgegnete der Andere, während er Miene machte, das Tuch wieder in seine Brusttasche zu stecken. „Ihr seid ein furchtbar rohes und habgieriges Weib, Frau Bilz; aber ich will Euch verzeihen, da Ihr nicht eine Spur von Bildung genossen habt, sonst müßte offenbar dies zudringliche Fragen nach Sachen, die Euch durchaus nichts angehen, mit einem stolzen Stillschweigen beantwortet werden. — Im Uebrigen kostet das Tuch zwei Gulden, nicht einen Kreuzer weniger."

„Zwei Gulden!“ lachte die Frau mit geringschätzender Miene, erfaßte aber eifrig einen Zipfel des fraglichen Gegenstandes, um ihn näher zu betrachten.

„Halt da!“ sprach Herr Sträuber mit großer Gelassenheit, „zwei Gulden und dann das Tuch.“

„Aber ich darf es doch vorher ansehen?“

„Nicht die Idee einer Tertie vorher; das Tuch hat zehnmal so viel wirklichen Werth. — Dann kommt es auch,“ setzte er seufzend hinzu, „von einer schönen Herzogin, die —“

Der Mann am Ofen wollte laut hinaus lachen, brachte es aber nur zu einem gräßlichen Hustenanfall; worauf sich der Andere geringschätzend nach ihm umwandte und verächtlich die Achseln zuckte.

„Nun, ich will Euch was sagen,“ meinte Frau Bilz, „für das Tuch gebe ich Euch einen Gulden, und lege noch dreißig Kreuzer darauf für das Andenken an die schöne Herzogin. — Hier ist klingendes Geld, nehmt es, denn ich weiß, daß Ihr sehr auf dem Trockenen seid.“

„Da irrt Ihr Euch,“ entgegnete gelassen Herr Sträuber und zog das gefundene Portemonnaie heraus. „Seht her, wie ich bei Kasse bin, — das Honorar eines Clienten, für den ich einen schwierigen Prozeß gewonnen; es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als die ersten Advokaten des Gerichtshofes total hinter das Licht zu führen. — Ich that es.“

„O weh! er hat Geld,“ rief die Frau; „da kostet mich das lumpige Tuch zwei Gulden.“

„Und vierundzwanzig Kreuzer,“ sagte gravitätisch Herr Sträuber; „sein Werth steigt mit jedem Zaudern.“

„Nun denn, in's Teufels Namen, gebt her!“ versetzte ärgerlich das Weib, warf einen Fünffrankenthaler auf den Tisch und zog dann das Tuch hastig an sich. — „Das sind vier Kreuzer weniger, das hält uns an einander.“

Bei diesen Worten breitete sie das Tuch gegen das Licht aus, und als sie sah, daß es vollkommen unversehrt war, steckte sie es schmunzelnd ein.

„Braucht Ihr auch Ohrringe?“ fragte Herr Sträuber nach einer kleinen Pause, während welcher er aus seiner Cigarre mächtige Züge gethan. — „Fast neue goldene Ohrringe.“

„Auch von einer Herzogin?“

„Nein, Herzoginnen tragen nur Brillanten. Doch wie solltet Ihr das wissen? Diese Ohrringe ließ ich für ein Pathchen von mir machen, sie waren aber etwas zu groß ausgefallen, und nun will der Spitzbub von Juwelier sie nur für den Goldwerth zurücknehmen. — Da sind sie.“

„Ei!“ rief der Mann am Ofen, „Goldsachen! — Das ist mein Geschäft; laßt die Finger davon, Frau Bilz, und begnügt Euch mit Euren Lumpen. — Gebt mir die Ohrringe einmal her!“

„Hier sind sie,“ sagte die Frau; worauf sie dem Meister Schwemmer die Ringe gab. „Aber Euer Pathchen,“ wandte sie sich hierauf an Herrn Sträuber, „muß ein recht ungewaschenes Ding sein: von einmaligem Anprobiren sind die Ohrringe schon ganz angelaufen! — Da ist auch ein Blutflecken.“

„Laßt mich aus mit Euren Dummheiten!“ schnauzte sie Herr Sträuber an. — — „Blut, Blut! Mit Eurem miserablen Gewäsch! Ihr wißt wohl, daß ich das nicht leiden kann.“

„Richtig,“ sprach der Mann am Ofen, „er kann das nicht leiden, kann's auch weder sehen noch riechen, das hat er bei vielen Veranlassungen bewiesen. — Nun, ihr braucht Euch nicht zu ärgern, es ist einmal Eure Art so, Ihr habt Sympathien für schöne Herzoginnen, aber nicht für das Dreinschlagen.“

Meister Schwemmer hustete hierauf gewaltig, dann erhob er seinen Knotenstock und klopfte damit auf ein Blech hinter dem Ofen, worauf eine Weiberstimme aus dem Nebenzimmer sogleich fragte: „Was gibt's denn?“

„Bring' mir den Probirstein und die Goldwage.“

Bei dem Schlag auf das Blech war der Herr Sträuber erschrocken zusammen gefahren. Wahrscheinlich hatte das Gespräch von Blut seine Nerven irritirt, denn er warf hastig seinen Kopf herum und murmelte alsdann etwas von rohem Volk, von Mangel an Erziehung und Bildung und vom Unglück eines honetten

Menschen, der durch Ungunst der Verhältnisse gezwungen sei, unter solcher Canaille zu leben.

„Das Gold ist gut," sagte Meister Schwemmer, „sechzehnkarätig; ich zahle Euch dafür einen Gulden und dreißig Kreuzer; und wahrhaftig nur so viel, weil der Blutflecken daran ist; seit ich meinen Bluthusten habe, macht es mir doppeltes Vergnügen, dergleichen auch von Anderen zu sehen. — Wollt Ihr einen Gulden und dreißig Kreuzer?"

„Meinetwegen! meinetwegen!" versetzte hastig Herr Sträuber, „obgleich ich den bittersten Schaden daran habe, denn mich kosten sie sechs Gulden."

Beide Theile schienen indessen mit dem gemachten Handel wohl zufrieden zu sein. Herr Sträuber strich sein Geld ein und Meister Schwemmer polirte mit dem rothkarrirten Taschentuch eifrigst an den Ohrringen, bis sie wieder in hellem Glanze strahlten.

Es trat hier eine Pause ein, nur zuweilen unterbrochen von einem leisen Husten des Mannes am Ofen, oder von einem Geklapper im Nebenzimmer, wo das Weib, welches vorhin die Goldwage gebracht, mit allerlei Kesseln und Eisenwaaren herumhantirte; dazwischen hindurch vernahm man zuweilen, aber aus weiterer Entfernung, das halb unterdrückte Geschrei von kleinen Kindern, bald ein lautes Aufkreischen, bald leises Wimmern derselben.

„Ich bin auf neun Uhr herbestellt," sagte endlich Herr Sträuber; „jetzt ist es wenigstens halb Zehn. Was soll ich eigentlich und warum muß ich unnütz warten? Ihr wißt, daß meine Zeit kostbar ist."

„Wir wissen das," entgegnete ruhig Meister Schwemmer, „und da Ihr nichts umsonst thut, so braucht Ihr auch nicht aufzubegehren."

„Aber was soll ich denn?"

„Der Mathias wird gleich herkommen; es ist wieder ein artiger Transport bei einander, und den soll er in den nächsten Tagen fortführen. Ihr wißt, daß wir immer was Schriftliches mit einander machen, und da wir Eure geübte Feder kennen, so sollt Ihr das Nöthige aufsetzen und nebenbei wieder einige Briefe schreiben über die Gesundheit und das Wohlergehen der Kostkinder."

„Das Erstere meinetwegen," versetzte finster Herr Sträuber, „aber die Briefe zu schreiben ist mir unangenehm; ich lüge nicht gern. — Auch muß ich sagen, daß ich mit jedem Anderen gerner zu thun habe als mit dem Mathias; wir passen nicht zu einander."

„Das ist wahr," lachte Frau Bilz, „Ihr lebt immer wie Hunde und Katzen mit einander."

„Sagen wir lieber, wie Katze und Maus," meinte Meister Schwemmer hustend, „denn wenn Ihr den Mathias erblickt, so seht Ihr Euch gleich nach einem Schlupfwinkel um."

Herr Sträuber wollte etwas Heftiges erwidern, doch hielt er sich im nächsten Augenblick die Ohren zu, zuckte zusammen und verzog das Gesicht auf eine höchst unangenehme Art. Seine zarten Nerven waren durch das erneuerte Kindergeschrei unangenehm berührt worden, das sich jetzt in den verschiedensten Tönen und wahrhaft ohrenzerreißend vernehmen ließ.

Meister Schwemmer klopfte wieder auf das Blech und rief hinüber: „Was ist denn das heute Morgen für ein niederträchtiges Geheul? Schaff' doch in's Teufels Namen einmal Ruhe! — Wo ist denn die Katharine, das schlampige Weibsbild?"

„Ich habe sie ausgeschickt," entgegnete die Stimme im Nebenzimmer. „Kann ich doch den Bestien da draußen nicht beständig eine eigene Magd hinstellen; ich möchte wissen, wo das herein kommen sollte!"

„Geh' Sie einen Augenblick hinaus, Frau Bilz," sagte Meister Schwemmer, „bring' Sie die Rangen zur Ruhe!"

Die Frau am Fenster erhob sich und trat in das Nebenzimmer, wo sich Madame Schwemmer befand, ein altes, schmutzig aussehendes Weib; sie hatte einen abgeschossenen Rock an, eine gelb gewordene Schlafjacke, ihre bloßen Füße staken in niedergetretenen Schuhen, und auf dem Kopfe hatte sie eine alte Haube, unter der nach allen Richtungen das graue, zerzauste Haar hervorstand. Das Gesicht der Dame paßte vollkommen zur ganzen Erscheinung, das einzige Lebhafte in demselben waren ihre unheimlich glänzenden Augen, die aber in einigem Rapport zu der stark gerötheten Nase zu stehen schienen, — einer Röthe, die erklärbar war, wenn

man die Schnapsflasche betrachtete, die vor der Frau stand, und wenn man die Düfte roch, die ihrem Munde entströmten, wenn sie sprach.

Madame Schwemmer stand in diesem Augenblicke vor einer Fallthüre, die sich im Boden befand und die in irgend einen Keller oder sonstiges Gelaß führte, und war beschäftigt, dort hinunter allerlei alte Geräthschaften, namentlich Eisen- und Kupferwaaren, zu werfen.

„Geh' Sie einen Augenblick in den Stall!“ rief sie der eintretenden Frau Bilz entgegen, „nehm' Sie aber die Peitsche mit, dort hängt sie am Nagel; hau' Sie drunter wie unter altes Eisen, da verdient Jedes seine Schläge; — kann das Volk nicht einmal eine halbe Stunde allein und ruhig sein!“

„Aber die kleinsten Kinder schreien auch,“ entgegnete die Frau, „und da hilft das Prügeln nicht viel.“

„So schaut einmal dort auf dem Herde nach, da muß die Katharine ihren Mohnblumenthee stehen haben. Gießt ihnen davon etwas in's Maul, damit sie wieder einduseln.“

„Aber wenn sie heute Morgen schon bekommen haben, so könnte es ihnen doch zu viel werden.“

„Ach! denen wird's nicht zu viel,“ entgegnete Madame Schwemmer; „ich sage Euch, Frau, je weniger man sich aus dem Zeug macht, und je schlechter man es behandelt, um so besser gedeiht's. Nehmt nur die Peitsche und den Thee!“

„Na, was das Gedeihen anbelangt, da wollen wir lieber still schweigen.“

„Gedeihen?“ erwiderte Madame Schwemmer verwundert. „Allerdings gedeiht's, das heißt, wie es für uns gedeihen muß, so langsam in den Himmel hinein. Man wird die Geschöpfe doch nicht aufziehen sollen bis sie groß sind? Da käme man weit mit seinem Geschäft; da muß eins dem andern Platz machen, das gibt neues Eintrittsgeld; und an den Begräbnißkosten ist auch was zu verdienen.“

Frau Bilz ging achselzuckend nach der Thüre, drehte sich aber unter derselben herum und sagte: „Und das Eine ist auch drüben? — das, welches ich vor acht Tagen hergeliefert?“

„Allerdings,“ versetzte Madame Schwemmer, indem sie ihre Schnapsflasche hastig verbarg, die sie an den Mund führen wollte, sobald ihr Jene den Rücken gewendet. — „Das ist zäh wie Eisen, sieht auch nicht viel schlechter aus wie damals, als Ihr es hergebracht; Ihr hattet es offenbar zu gut gehalten. Ich weiß wohl, Ihr könnt nicht anders, deßhalb taugt Ihr auch zu dem Geschäft gar nicht.“

„Ich habe es auch gänzlich aufgegeben,“ sagte Frau Bilz mit einem seltsamen Blick. Und damit ging sie zur Thüre hinaus, in der einen Hand die Peitsche, in der andern den gewissen Thee, der auf arme kleine Kinder betäubend wirkt und mit welchem gewissenlose Wärterinnen dieselben in einen unruhigen und nervenzerstörenden Schlaf versenken.

Die Frau ging durch den halbdunkeln Gang, wobei sie die Hausthüre in ihrem Rücken ließ und am Ende desselben rechts an eine Thüre kam, an der von außen ein großer Riegel vorgeschoben war.

Dies war der Stall, wie sich Madame Schwemmer ausdrückte. Und gewiß, er verdiente diese Benennung.

Es war ein viereckiges, ziemlich niederes Gemach mit einst weiß gewesenen Kalkwänden, die aber nach und nach von all' dem Duft, der hier herrschte, eine gelblich graue Farbe angenommen hatten. Da nur ein einziges Fenster in diesem Zimmer war, dessen wenige Scheiben noch obendrein trüb angelaufen hie und da in gelbem und grünem Schimmer spielten, so war das Gemach verhältnißmäßig ziemlich dunkel, aber hell genug, um all' das Elend übersehen zu können, welches sich hier dem Blicke darbot.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Eine Kleinkinderbewahranstalt.

In diesem Zimmer waren sechs Kinder, von denen drei kleine im Alter von nahe an einem Jahr auf elenden, zerrissenen und

durchfeuchteten Strohsäckchen lagen, die sich im Hintergrunde auf einem Schragen befanden. Eine einzige geflickte Decke war über alle drei ausgebreitet und zu beiden Seiten mit Bindfaden festgebunden, was verhindern sollte, daß die Kinder, die sehr, sehr oft allein waren, ihre Bedeckung nicht von sich strampelten. Das war ihnen denn auf diese Art allerdings unmöglich, dafür aber hatten sich die zwei außenliegenden, vielleicht von Schmerzen geplagt und ohne Hilfe allein gelassen, nach allen Richtungen herum geworfen, und so war es denn gekommen, daß sie auf beiden Seiten so weit heruntergerutscht waren, daß ihre nackten, entsetzlich mageren Füße und Beine über den Strohsack herabhingen und der Kopf unter der Decke stak, wodurch die armen Geschöpfe Gefahr liefen, erstickt zu werden.

Das mittlere dieser unglücklichen Kinder lag aber um so ruhiger, und zwar so regungs- und bewegungslos, daß die eingetretene Frau, nachdem sie die beiden anderen etwas zurecht gelegt, sich eifrig um dieses beschäftigte. Es durchzuckte sie seltsam, als sie ihre Hand auf die Stirne des Kindes legte und darauf unter das zerrissene Hemdchen fuhr, um nach dem Herzschlag zu forschen. Die Stirne war feucht und kalt, und das Herz schlug wohl noch, aber oftmals machte es lange Pausen, und dann öffnete das Kind die bläulichen Lippen und zog gurgelnd eine Idee von Athem in die kleine Brust.

„Da ist nichts mehr zu machen," sprach die Frau zu sich selbst, indem sie die Hände übereinander schlug und das arme Wesen einige Sekunden lang betrachtete. „Du hast nächstens ausgelitten."

Bei ihrem Eintritte in das Zimmer hörte das Geschrei der drei größeren Kinder plötzlich auf. — Es waren dies zwei Buben und ein Mädchen. Der älteste der Buben, vielleicht sechs Jahre alt, hatte im Verein mit dem anderen, der fünf zählen mochte, den vergeblichen Versuch gemacht, die beiden Kinder auf den Seiten aus ihrer erstickenden Lage zu befreien, und da dies nicht gelungen war, hatten sie beide ein großes Geschrei erhoben.

Das Mädchen war vielleicht etwas über zwei Jahre alt und gekleidet in ein blaues, verschossenes und zerrissenes Wollenkleid-

chen; es saß neben der Thüre am Boden, hatte den Kopf auf die fast unkenntlichen Ueberbleibsel eines hölzernen Pferdes gelegt, dessen Hals es mit seinen Aermchen umklammerte. Es zitterte, wahrscheinlich zugleich vor Angst und Kälte, und duckte sich tief herab, als es die Frau mit der Peitsche hereintreten sah. Im nächsten Augenblicke aber mußte das Kind wohl bemerkt haben, daß es nicht das rothe Gesicht der Madame Schwemmer war, welches sie anblickte, sondern ein ihr bekanntes, ja befreundetes. Es erkannte wohl die Frau Bilz, welche es bisher gepflegt, ehe es in diesen schrecklichen Aufenthaltsort gekommen, und nun zuckte in seinen matten Augen ein seltsamer Blitz empor; vielleicht war es die Erinnerung an bessere Tage, vielleicht war es die Hoffnung, es werde wieder von hier fort genommen werden, genug, — das Kind hob seinen Kopf empor, öffnete die Augen so weit als möglich und fing dann an bitterlich zu weinen.

„Ja, ja, ich bin es," sprach Frau Bilz, deren Herz eine augenblickliche Rührung durchzuckte, indem sie sich zu dem Kinde niederbeugte. „Sei ruhig, ich bin's ja, es soll dir auch nichts zu Leide geschehen."

„Aber du hast doch die Peitsche mitgebracht," sagte der ältere Knabe, während er sich trotzig vor die Frau hinstellte und sie keck ansah.

„Vielleicht für dich," entgegnete diese, „denn du bist wohl nicht anders zu zwingen."

„Hier nicht," versetzte trotzig das Kind. „Früher that ich Alles, was man von mir haben wollte."

„Aber du siehst, wie es dir alsdann geht," fuhr Frau Bilz fort; „sie haben dir zur Strafe deine guten Kleider genommen, und jetzt mußt du in den Lumpen da einher gehen."

„Das ist wahr," entgegnete der Knabe, indem eine augenblickliche Bewegung seine Züge überflog, „meine Kleider haben sie mir gestohlen, geschlagen werde ich ebenfalls, auch friert's mich und ich habe Hunger, aber das wird Alles noch einmal aufhören, wenn ich groß bin, und dann wartet nur!"

„Und was geschieht dann?" fragte die Frau und erhob ein

klein wenig ihre Peitsche, aber nur zum Drohen, nicht zum Schlagen.

„Was dann geschieht? — Das will ich dir sagen: dann gehe ich hinaus auf die Straße und suche meinen Vater und dann wehe euch Allen!"

„Ja, das würde ich auch thun," entgegnete die Frau achselzuckend; „aber bis die Zeit kommt, rathe ich dir, dich ruhig zu verhalten, sonst wirst du noch viel mehr Schläge kriegen."

„Dann wehre ich mich," sagte trotzig der Knabe.

„Und womit?"

„Ich beiße," erwiderte er. Und damit öffnete er den Mund und zeigte seine kleinen weißen Zähne, die vor Zorn zusammen klapperten.

Der andere Knabe hatte sich scheu in eine Ecke gedrückt. Es war das eine wahre Jammergestalt mit dem Aussehen eines alten Zwerges. Spärliches Haar bedeckte seinen spitzen Schädel, seine Augen waren tief eingesunken, und die Unterlippe seines großen Mundes hing schlaff herab. Er blickte ängstlich auf die Peitsche und kroch, ohne ein Auge davon abzuwenden, langsam rückwärts, bis er unter dem Schragen verschwand, auf dem die kleinen Strohsäcke lagen.

Frau Bilz hatte sich zu dem Mädchen niedergekauert und zuerst das Kleidchen betrachtet, das noch vor kurzer Zeit gut und frisch gewesen war, dann hatte sie kopfschüttelnd weiter untersucht, seine Haare, sein Hälschen, in dem sich tiefe rothe und wunde Streifen zeigten, und dann seine Füße, die aufgeschwollen zu sein schienen.

„Zieht man dich Abends nicht aus?" fragte sie zögernd nach einer Pause.

Das Kind blickte sie überrascht an und schien ihre Frage nicht zu verstehen.

„Mich hat man nur ein einziges Mal ausgezogen," sagte der Bube, indem er näher trat und die Hände und Arme heftig über einander schlug, um sich zu erwärmen, „nur ein einziges Mal, als man meine Kleider gestohlen. Die aber haben sie noch gar nicht

ausgezogen; ich habe wohl versucht, ihr die Stiefel aufzuschnüren, aber es ging nicht, die Knoten an den Riemen sind mir zu fest. Die Frau da drinnen mit der rothen Nase hat's auch einmal probirt, aber sie ließ es ebenfalls bleiben, denn sie sagte: es ist nicht der Mühe werth, man bekommt doch nichts für das schlechte Schuhwerk."

„Das hätte ich gesagt, du Galgenstrick?" rief in diesem Augenblick Madame Schwemmer, die leise eingetreten war. Darauf stemmte sie ihre Arme in die Seiten und fuhr fort, indem sie sich an Frau Bilz wandte: „Habt Ihr je ein so böses kleines Thier gesehen? Ein völlig wildes Thier, — er beißt!"

„Ja, er beißt," entgegnete der Knabe, „aber nur Euch."

„Wart, ich will dir's vertreiben!" schrie das halb betrunkene Weib und ergriff die Peitsche, welche Frau Bilz neben sich gelegt hatte. Doch faßte sie unglücklicherweise den Riemen statt des Griffs, und da sie nun in blinder Wuth auf das Kind losschlug, so traf sie es mit dem ersten Streiche so heftig auf den Kopf, daß ihm das Blut augenblicklich über eine Seite des Gesichts herab lief.

Der Knabe stand einige Sekunden wie angedonnert, vielleicht auch von dem Hiebe etwas betäubt, dann aber zuckte er auf einmal zusammen, sprang in die Höhe und schoß wie eine wilde Katze auf das Weib los, ergriff plötzlich deren Hand, hielt sie fest und biß so stark hinein, daß sogleich das Blut heftig floß.

Jetzt erhob Madame Schwemmer ein mörderisches Geschrei und tobte in ihrer Wuth um so ärger, als sie sich mit Hilfe der Frau Bilz vergeblich bemühte, den wüthenden Knaben von sich abzuschütteln. Dieser ließ ihren Arm nicht los, sondern er hatte sich mit seinen Fingern und Nägeln fest daran geklammert und bleckte immerfort die Zähne, während er mit dem Kopfe bald hierhin bald dorthin fuhr. Dabei flammten seine Augen, sein Mund schäumte, und es war zu gleicher Zeit schrecklich anzusehen, wie das Blut aus seiner Kopfwunde langsam über sein zerrissenes graues Wamms herabrieselte.

Auf das Zetergeschrei der Weiber ließen sich bald im Gange, der zu der vordern Stube führte, schwere Tritte vernehmen, die eilig näher kamen, und im nächsten Augenblicke trat ein großer breitschultriger Mann unter die Thüre, der kaum gesehen, um was es sich handelte, als er mit einem lauten: „Hollah, Bursche, was gibt's denn da?“ den Knaben am Nacken faßte und in die Höhe hob.

Dieser, die mächtige Faust fühlend, ließ augenblicklich seine Hände los und schaute scheu auf die Seite, um seinen Angreifer zu erkennen.

„Nun,“ fuhr dieser fort, „was ist denn hier wieder für eine Teufelswirthschaft? — Zwei erwachsene Weibsbilder, und können nicht einmal mit einem einzigen Knaben fertig werden! — Ah! der Kopf des Buben da sieht gut zugerichtet aus. — Was hat's wieder gegeben? — He, Hexe!“ Damit wandte er sich an Madame Schwemmer, nachdem er vorher den Knaben ruhig auf den Boden niedergesetzt.

„Was wird's gegeben haben!“ entgegnete die Hauswirthin und hielt ihre verwundete Hand empor. „Das Thier da hat mich gebissen.“

„Nachdem Ihr ihn vorher so über den Kopf gehauen?“ sagte der Mann, indem er die Arme über einander schlug und das Weib mit einem finsteren Blick fest ansah. „Ihr bringt's doch noch so weit, daß es wahr wird, was die Leute von diesem verfluchten Hause sagen: es sei dies eine Mördergrube. — Pfui Teufel!“ fuhr er mit leiser Stimme fort, während er dicht an sie hintrat, „Ihr miserables, betrunkenes Weibsbild!“

Die Finger der Madame Schwemmer krallten sich vor Wuth zusammen, und sie zuckte mit der Hand, als wollte sie dem Mann in das Gesicht fahren.

Doch hob dieser verächtlich die Achseln und sprach nach einer Pause: „Nun möchte ich aber doch wissen, was es denn eigentlich wieder gegeben hat?“ — Sprecht Ihr, Frau Bilz!“

„Na, was wird's gegeben haben!“ versetzte diese in einiger

Verlegenheit, „der Bube sagte allerlei garstige Dinge über die Frau.“

„Und was hast du gesagt, Bube? — Ich rathe dir, sprich die Wahrheit!“

„Das thu' ich immer,“ erwiderte trotzig der Knabe. „Und auch vorhin habe ich es gethan, als ich erzählte, man habe mir meine Kleider gestohlen und man würde dem kleinen Mädchen da am Boden auch seine Schuhe genommen haben, wenn es der Mühe werth gewesen wäre. Und das hat das Weib mit der rothen Nase selbst gesagt.“

Madame Schwemmer wollte bei dieser ungebührlichen Schilderung ihrer Person abermals mit der Peitsche auf das Kind losfahren.

Doch streckte der Mann seinen Arm dazwischen und sprach: „Seid jetzt ruhig,“ worauf er sich wieder an den Knaben wandte: „das sind häßliche Reden; wenn du dergleichen aussagst, so wird man dich prügeln, bis du kein Glied mehr rühren kannst.“

„Und wenn man mich so arg schlägt, werde ich abermals beißen,“ entgegnete der Knabe.

„Mich auch?“ fragte der Mann, indem er einen Schritt näher auf ihn zutrat.

„Euch nicht, aber das Weib; denn das Weib mit der rothen Nase schlägt auch auf uns los, wenn wir Alle nichts gethan haben, und nicht blos auf mich, sondern auch auf die andern Kinder, die nie ein Wort sprechen. — Seht mich nur so an und hebt Eure Peitsche, es ist doch wahr und ich sag' es auch. — Wenn sie herein kommt und hat eine rothe Nase, so schlägt sie gleich auf uns los, und wenn wir ganz ruhig in einer Ecke bei einander sitzen und ganz stille sind. — Wir dürfen nicht sagen, daß wir Hunger haben, und auch nicht, daß uns friert.“

„Ja, ich glaub's,“ murmelte der Mann zwischen den Zähnen.

„Und dann,“ fuhr der Knabe fort, indem sich seine kleinen Finger vor Wuth öffneten und schlossen, und seine Stimme wie vor dem Ausbruch eines heftigen Weinens zitterte, „was habe ich gethan, daß man mich hier einsperrt? Habe ich nicht in der Schule gelernt

wie die andern Kinder auch, und bin ich unartiger gewesen als diese? — Nein! nein! nein! Der Lehrer hat mich belobt und hat gesagt, ich sei fleißig und könne meine Sache mit am besten machen. — Nun bin ich schon vier Wochen hier eingesperrt, habe keinen von meinen Kameraden gesehen und kein Lesebuch, keine Rechentafel und nichts. — Aber ich weiß schon, was ich hier soll: sie will mich todt machen, wie — wie —"

„Wie was?" schrie Madame Schwemmer, welche einen neuen vergeblichen Versuch machte, auf den Knaben loszustürzen. „Wie was? — du Thier!"

„Ja, todt machen will man mich," sagte der Knabe ermuthigter, denn er sah, daß ihn der Mann schützte. „Todt machen will man mich, wie dort das kleine Kind."

Das Weib warf einen schrecklichen Blick um sich, und Frau Bilz schlug die Augen zu Boden.

„Wie — was?" fragte der Mann im höchsten Erstaunen, indem er sich dem Holzschragen näherte, wo allerdings das Kind in der Mitte in den letzten Zügen zu liegen schien. — „Das sieht jammervoll aus," sagte er zu Frau Bilz, die ihm gefolgt war. — „Teufel auch! Ihr hättet doch wohl ein besseres Gelaß finden können als dies Loch hier, es ist ja nicht einmal ein Ofen da. — Und dann der Geruch! Ich bin doch mein Lebtag schon in viel Spelunken gewesen, aber so was habe ich doch noch nicht erlebt. — Nehmt Euch in Acht! nehmt Euch in Acht! Erfährt er von der Geschichte einmal ein Wort, so ist es um Euch geschehen, darauf könnt Ihr Gift nehmen. — Hier muß freilich Alles zu Grunde gehen; und dazu Euer elendes Essen und Trinken, da braucht kein Mensch nachzuhelfen und den armen Würmern sonst etwas thun."

„Aber sie thut's doch," flüsterte der Knabe dem Manne zu, als er sah, daß ihn Madame Schwemmer nicht beachtete, sondern das verscheidende Kind anblickte. „Gestern, wie es fortfuhr zu schreien und nicht stille sein wollte, hat sie es mit der Peitsche in die Seite gestoßen."

„Bst!" machte ebenso leise der Mann, indem er mit der Hand

herum fuhr und dem Knaben den Mund zuhielt. — — „Dort ist nichts mehr zu helfen," sagte er achselzuckend mit lauter Stimme. „Aber laßt jetzt das Schlagen sein und gebt wenigstens für heute Ruhe."

Er wandte sich nach der Thür, um fortzugehen.

„Und ich muß hier bleiben?" rief der Knabe mit einem herzzerreißenden Tone der Verzweiflung; „ich werde wieder eingeschlossen und soll nicht wieder nach Haus dürfen zu der alten Frau Fischer, die ich so lieb gehabt?"

„Wir wollen sehen, was sich machen läßt," entgegnete der Mann. „Heute kann ich nichts für dich thun, aber sei ruhig und verständig, so will ich an dich denken, das verspreche ich dir." — Damit winkte er der Frau Schwemmer, ihm zu folgen, und verließ das Gemach.

Draußen auf dem Gange blieb er stehen und sprach zur Hauswirthin, die gefolgt war: „Ich will Euch nur sagen, daß ich öfters hier Inspektion halten werde; das ist ja eine wahre Schande, wie Ihr Eure Sachen betreibt. Habt Ihr denn keine Furcht, daß Euch einmal der leibhaftige Teufel holt? — Weib! Weib! so was ist mir noch nie vorgekommen. Nehmt Euch in Acht! — Und jetzt laßt die Bilz da bei dem Kinde und sorgt ihr Beide für den armen Wurm, was zu sorgen ist; nehmt Euch aber in Acht, daß ich von dem Zimmer kein lautes Wort mehr vernehme, keinen Schrei oder dergleichen. Glaubt mir, ich habe feine Ohren und will sie offen halten."

Damit ging er in die vordere Stube.

Das Weib blickte ihm einen Moment mit unsicherem Blicke nach, dann schwankte sie zurück in den Stall und sagte dort zu der Frau Bilz, die sich über das Kind niedergebeugt hatte: „Ihr solltet eine Stunde da bleiben und nach ihm sehen. Wenn Ihr was braucht, so könnt Ihr's meinetwegen haben. Aber macht mir keine unnöthigen Kosten, da ist doch nichts mehr zu helfen, das müßt Ihr selbst einsehen."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer wieder und taumelte in ihre Küche.

Die Frau Bilz, die zurück blieb, schüttelte den Kopf und sagte still für sich, indem sie das Kind betrachtete: „Nein, nein, da ist mit allen Schätzen der Welt nicht mehr zu helfen.“ Doch sah sie umher, und als sie am Ende des Schragens ein altes wollenes Tuch erblickte, nahm sie es auf, faltete es zusammen und schob es dem Kinde unter das Köpfchen, das noch einmal seine Augen aufschlug und die Frau mit einem seltsamen Blicke anstarrte. Das kleine Kind hatte schöne blaue Augen, und als es so in die Höhe sah, waren sie von einem eigenthümlichen Ausdrucke beseelt; es war das letzte Aufflackern der Lebensgeister, welche noch einmal in den bis jetzt so matten Blicken glänzten und unendlich viel sagen zu wollen schienen. Es war wie eine schmerzliche Anklage über sein elendes, armes Leben, oder auch wie ein Dank für die Hilfe, welche ihm die Frau in diesem letzten Augenblicke geleistet. — Das dachte diese sich auch, als sie es betrachtete und diesen ersterbenden Blick bemerkte. Er drang in ihr Herz und preßte es krampfhaft zusammen. Sie seufzte tief und schmerzlich auf, als nun das Kind zum letzten Male den Athem von sich blies und darauf die Augen gläsern wurden und aussahen, als habe die Hand des Todes plötzlich einen weißen Staub darauf gestreut; da beugte sie sich tief herab auf die kalte Stirne, und nachdem sie lange so gelegen, glaubte sie, es erwärme sich wieder. Aber es waren nur ihre eigenen heißen Thränen, die über die kalten Wangen und blauen Lippen der kleinen Gestorbenen herab rannen. — — — —

Sie kannte dieses Kind wohl, aber bis zu dem jetzigen Moment war ihr das kleine Geschöpf gänzlich bedeutungslos gewesen, wie so viele dieser armen Kinder, die schon durch ihre Hände gegangen waren. Nun aber trat vor ihr inneres Auge der Anfang und das Ende dieses kleinen armseligen Lebens. Und der Kontrast desselben war fürchterlich. — Ja, sie hatte dieses Kind gekannt, sie hatte es gesehen, hatte es in ihren Armen gewiegt, nachdem es erst wenige Tage alt war. — Es war das eine eigenthümliche Geschichte, die, obgleich sie nicht neu ist, doch Jedem, der sie hört, das Herz erbeben macht, — namentlich Anfang und Ende. Die Mutter dieses Kindes war ein reizendes, frisches, blühendes Mäd-

chen, die Tochter bemittelter Eltern; der Vater war ein reicher und vornehmer junger Mann. Beide sahen sich zufällig, er zeichnete sie aus, er ritt auf prächtigen Pferden bei ihrem Fenster vorbei, und sie, ohne auf die Ermahnung ihrer Eltern zu hören, lächelte ihn an, blickte ihm nach und gewährte ihm endlich heimliche Zusammenkünfte, wie das in der Welt so der Brauch ist, und wie man es anfänglich als nichts Schlimmes betrachtet. — Da kam eines Tages der Fasching mit seiner tollen Lust und Freude, mit seinen Bällen, Maskeraden und sonstigen Vergnügungen, welche das Herz betäuben und die Sinne aufregen, und in einer Nacht besuchte das Mädchen im reizenden Maskenanzug einen jener Bälle, wohl unter der Aufsicht einer befreundeten Familie, aber sehr entschlossen, sich dieser Aufsicht so bald als möglich zu entziehen. — Und das that sie denn auch; er hatte für ein heimliches Winkelchen in der Nähe gesorgt, wo sie unbemerkt zusammen sitzen, wo sie über Liebe plaudern und feurige Küsse austauschen konnten. — Sie befanden sich in einem reichen Kabinete und saßen neben einander auf schwellenden Kissen von schwerem krachendem Seidenstoffe; des Mädchens Augen blitzten, ihre Wangen waren sanft geröthet von einem Trunke feurigen Weines, den sie aus seinem Glase nehmen mußte; Spiegel und Vergoldungen bedeckten die Wände, — es war das ein Moment der Herrlichkeit und der höchsten Lust, während in dem nicht weit davon entfernten Tanzsaale die tolle, begeisternde Musik ertönte, während man das Lachen der Tanzenden vernahm und laute Rufe des wildesten Vergnügens. — — Da begann dieses arme kleine Leben, da begann es in Glanz und Pracht auf seidenen Kissen, um hier zu endigen unter Noth und Elend, um hier auszulöschen auf einem hölzernen Schragen, auf einem halb verfaulten und vermoderten Lager von Stroh. — Die unglückliche Mutter hatte das freilich nicht erlebt: sie war zur rechten Zeit gestorben, und er hatte die Stadt verlassen, achselzuckend, aber bald getröstet über das kleine Unglück, das er angerichtet; er hatte allerdings seinen Geschäftsmann beauftragt, für die gute Unterkunft des Kindes zu sorgen, ohne sich aber weiter um dieses zu bekümmern, — und nun war es, so vortrefflich untergebracht — elend gestorben. Gewiß

aber dachte er noch zuweilen an jenen Maskenball und an das unglückliche, unschuldige Mädchen, das ihm Alles und sich selbst geopfert. Gewiß tönte noch zuweilen in seinen Ohren jene rauschende Musik, die ihm zur höchsten Lust aufgespielt. — Gewiß aber drang auch manchmal ein seltsamer, schrecklicher Ton durch diese Melodieen; gewiß sah er zuweilen, wenn er an jene Nacht dachte, einen kleinen Schatten langsam vor sich aufsteigen, ein kleines, bleiches, verkümmertes Wesen, das mit geschlossenen Augen bis dicht vor ihn hinschwebte und ihn dann plötzlich mit seinem starren, glänzenden Blicke gespensterhaft anschaute. — — — —

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Sklavenhandel.

Herr Sträuber hatte unterdessen im vorderen Zimmer einige Korrespondenzen besorgt, deren Inhalt ihm Meister Schwemmer oft nur mit wenigen Worten, manchmal aber sehr ausführlich vorgesagt. Der Letztere zog bei diesem Geschäfte häufig einige vergilbte Papiere zu Rath, die auf seinen Knieen und dem rothkarrirten Sacktuch ausgebreitet lagen. Diese Schreiben waren meistens an Angehörige und Bevollmächtigte, welche der Madame Schwemmer für Rechnung Anderer Kostkinder anvertraut hatten, gerichtet, und sehr verschiedener Art, der Zweck sämmtlicher aber, für den Unterhalt der armen Geschöpfe so viel Geld als nur immer möglich herauszupressen. Bald mußte eine neue nahrhafte Kost angewendet werden, bald sogar eine eigene Amme oder Wärterin; und da man genau wußte, was die Empfänger der Schreiben am liebsten hörten, so hieß es darnach auch: „Die Gesundheit des Kindes bessert sich mit jedem Tage," oder: „Es siecht langsam dahin und scheint uns trotz der sorgfältigsten und kostbarsten Pflege rettungslos verloren." — Es ist traurig, das sagen zu müssen: aber die meisten Schreiben waren in letzterem Sinne abgefaßt.

Während diese Korrespondenz geführt wurde, stand jener Mann, der vorhin im Kinderzimmer Ruhe gestiftet, mit gespreizten Beinen an einer Seite des Ofens und pfiff zuweilen eine Melodie leise vor sich hin, horchte auch wohl hie und da, wenn Herr Sträuber las, ohne aber bei dieser Veranlassung dem Leser selbst einen Blick zu schenken. Dies war Mathias, den man, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, vorhin erwartet.

„Jetzt kommt das wichtigste Schreiben," sagte Meister Schwemmer, „und es ist am besten, wenn ich das Wort für Wort in die Feder diktire. Es betrifft das Mädchen, welches, wie mir heute Morgen meine Frau sagte, recht schlecht sein soll."

„O, der ist in diesem Augenblick gewiß sehr wohl," meinte Mathias.

„Wie so?"

„Weil sie wahrscheinlich jetzt ausgelitten hat. — Schade, da entgeht Euch ein gutes Kostgeld."

Meister Schwemmer machte eine Bewegung der Ungeduld und schaute den Anderen von der Seite an, als wenn er sagen wollte: was bekümmerst du dich darum? Dann entgegnete er mit mürrischem Tone: glaubt das nur nicht, die kleine Kreatur ist seit einem halben Jahre so; alle Augenblicke glaubt man, sie werde sterben, und auf einmal ist sie wieder fidel wie ein Wiesel, hat sie doch schon einmal vierzehn Tage wie todt gelegen."

Mathias zuckte stillschweigend die Achseln und pfiff einig Takte des Jungfernkranzes.

„Die hat uns Alle zum Besten," fuhr Meister Schwemmer fort, „das kann ich Euch versichern; gebt Acht, die reißt sich noch durch."

„Oder Ihr sorgt dafür, daß Ihre Stelle bald besetzt wird."

„Pfui, Mathias!" versetzte Meister Schwemmer, indem er lachte und dann in einen mächtigen Husten gerieth. — „Geschäfts-Geheimnisse! Wer wird darüber sprechen; über die schweigt man."

„Nur Eins begreife ich nicht," fuhr Mathias fort, ohne auf diese Bemerkung zu achten, „wie es Euch immer so gelingt, andere Kinder unterzuschieben. — Wie macht Ihr das eigentlich? — Na, geht mit der Sprache heraus!"

Meister Schwemmer rückte auf seinem Stuhle ungeduldig hin und her, dann sagte er: „Das ist Sache der Weiber; was geht das mich an!"

„Nun, mich geht's im Grunde auch nichts an," erwiderte Mathias; „es war nur so eine Frage."

„So gebt denn Achtung, Sträuber," unterbrach Meister Schwemmer hastig diese unangenehmen Erörterungen. — „Schreibt also: Verehrtester Herr Doktor! — Das Geld für den letzten Monat habe ich richtig empfangen und danke Ihnen noch besonders für die Zulage, — im Namen des armen Kindes —"

„Im Namen des armen Kindes," wiederholte Herr Sträuber, indem er sein linkes Auge zukniff.

„Der Gesundheitszustand desselben," fuhr Meister Schwemmer fort, „ist immer noch derselbe: das Kind ist ein kränkliches und sehr schwaches Wesen, dessen Dasein nur gefristet werden kann durch die sorgfältigste Pflege und Behandlung."

„Durch die sorgfältigste Pflege und Behandlung," sagte Herr Sträuber.

„Sie können sich gar nicht denken, welche Mühe und Sorgfalt meine brave Frau darauf verwendet. — Aber trotz allem Dem muß ich Ihnen mit schwerem Herzen gestehen, daß dem Kinde ein langes Leben unmöglich prophezeit werden kann; es sei zu schwächlich auf die Welt gekommen, behauptet unser Arzt, der mehrere Mal in der Woche kommt."

„Der mehrere Mal in der Woche kommt, — Punkt," sprach lachend Herr Sträuber.

„Ganz richtig: Punkt," fuhr der Andere fort. „Wir wissen ja, hochverehrtester Herr Doktor, daß Ihnen Alles daran gelegen ist, dem Kinde eine gute Existenz zu verschaffen, und daß hiezu nach Ihren öfteren Schreiben keine Kosten gespart werden sollen. Deßhalb sah sich denn meine Frau veranlaßt, dem Kinde ein eigenes Zimmer zu geben —"

„Ein eigenes Zimmer."

„Und eine Wärterin," fuhr Meister Schwemmer ärgerlich fort, denn er bemerkte, wie sonderbar Mathias lächelte.

„Und eine Wärterin," wiederholte Herr Sträuber.

Mathias lachte laut auf und wandte sich nach dem Mann um, der neben ihm saß, wobei er demselben auf eine recht unverschämte Art in's Gesicht sah.

„Zu allem Dem nun," diktirte Meister Schwemmer weiter, „reicht das gewöhnliche Kostgeld lange nicht hin, und müßten wir schon ganz gehorsamst bitten, uns die Zulage, die wir schon seit zwei Monaten erhalten, auch fernerhin zukommen zu lassen. Sich damit ganz ergebenst und gehorsamst zu empfehlen."

„Ganz ergebenst und gehorsamst zu empfehlen," sagte Herr Sträuber, indem er mit einem großen Schnörkel schloß und sich alsdann weit in seinen Stuhl zurücklehnte, um die Wirkung der ganzen Schrift aus der Entfernung beurtheilen zu können. Darauf reichte er den Brief ohne aufzustehen nach dem Ofen hinüber, und da ihn der Mann auf seinem Stuhle nicht gut erreichen konnte, so machte Mathias die Mittelsperson, indem er ihn dem Herrn Sträuber abnahm und dem Anderen einhändigte.

„Aber Eins erklärt mir doch," sprach er kopfschüttelnd. „Es muß doch hie und da vorkommen, daß irgend Einer, dem Ihr solche Wische schreibt, nun auf einmal absichtlich herkommt, um zu sehen, wie so ein Kind gehalten ist. Wie redet Ihr Euch nun da heraus? — Schaut mich nur nicht so mißtrauisch an, Ihr kennt mich ja und ich Euch; wir verrathen uns nicht, wollen auch nichts von einander erpressen, und noch viel weniger wird es mir je in den Sinn kommen, selbst ein Kosthaus für kleine Kinder anzulegen. Ich habe an dem Transport meiner halbgewachsenen vollauf genug, obgleich das Volk bei mir immer lustig und guter Dinge ist, denn sie bekommen zu fressen, was in sie hinein geht. — Aber wie gesagt, laßt mich hören, wie bringt Ihr das hinaus?"

Meister Schwemmer kannte seinen Mann und wußte wohl, daß da keine Ausreden helfen und er mit der Sprache heraus müsse. Deßhalb sagte er: „Nun ja, was wird da zu machen sein! Solche Nachforschungen finden wohl zuweilen statt, aber meistens gehen sie in die dritte und vierte Hand, und da hilft man sich so

durch." — Er machte die Bewegung des Geldzählens. — „Kommt aber irgend Jemand, der Einem geradezu auf den Leib geht, so hat man seine Leute in der Nachbarschaft, die für ein Billiges recht gern erlauben, ein anständiges Zimmer und ein gut aussehendes kleines Kind zu zeigen. — Ja, ich versichere Euch, die kommen oft mit Vorurtheilen zu uns, denn sie haben allerhand munkeln gehört von schlechter Behandlung unserer Kostkinder, und führt man sie dann in ein solides Haus, da sind sie gleich vor den Kopf geschlagen."

„Diese Kniffe sind nicht schlecht," entgegnete der Andere. — „Aber wenn zufälligerweise eine Mutter kommt, um sich nach ihrem Kinde umzusehen? Der werdet Ihr doch in aller Ewigkeit nicht ein fremdes Kind für ihr eigenes unterschieben wollen."

„O mein lieber Mathias," erwiderte der Mann am Ofen, nachdem er sich mit dem Sacktuch langsam den Mund abgewischt, „das kommt bei den Kindern selten oder nie vor, daß sich die Mutter nach ihnen erkundigt. Entweder ist die schon längst gestorben, ist in schlechten Verhältnissen, wo unsere Behandlungsweise vollkommen genug für das geringe Kostgeld ist, oder sie befindet sich in einem glänzenden Leben, und da ist sie froh, wenn sie von der Vergangenheit nichts zu hören und zu sehen bekommt."

Mathias hatte nachdenkend die Hände auf den Rücken gelegt und wiegte seinen Oberkörper hin und her.

„Ei, sagt mir doch," begann er nach einer längeren Pause, während welcher Herr Sträuber den Brief zusammen gefaltet und Meister Schwemmer die Adresse geschrieben hatte, „da war ich vorhin hinten in Eurer — Kinderstube und sah da ein recht flottes Bürschlein — einen netten trotzigen Kerl; er hatte gerade Euer Weib in die Finger gebissen, weil sie ihn mit dem Peitschenstiel über den Kopf gehauen. Und das Blut schien ihn gar nicht zu geniren —"

„Es floß Blut?" unterbrach ihn erschrocken Herr Sträuber.

„Blut genug, mein Schatz," entgegnete der Andere trocken. — „Aber trotz seines unbändigen Betragens gefiel mir das Kerlchen. — Hat's mit dem eine eigene Bewandtniß, oder ist er auch da

wie die anderen, zum Fortschicken? — Das Letztere sollte mich freuen, und da käme es mir auf ein paar Thaler nicht an."

Meister Schwemmer zuckte die Achseln und versetzte: „Den gäbe ich Euch gern umsonst, das ist ein unbändiges Geschöpf. Ich fürchte immer, er zündet uns noch einmal das Haus über dem Kopfe an. — Aber ich darf nicht, ich muß ihn behalten!"

„Wie so?" fragte Mathias. „Was hat's da für einen Haken?"

„Das läßt sich nicht gut sagen, und ist das eine ganz eigenthümliche Geschichte, über die ich selbst noch nicht recht im Klaren bin. Der Bube da hinten hat, so viel ich merke, eine sehr vornehme Mutter; Ihr könnt das auch wohl dem ganzen Gestell des Kindes ansehen; sein kleiner geschmeidiger Körper ist allerliebst gewachsen, sein Gesicht hat eine schöne Form und seine Hände und Füße sind zart und klein."

„Das ist wahr," sagte Mathias nachdenkend. „Und dabei hat die Kröte schon eine erstaunliche Kraft; ich habe das vorhin gemerkt."

„Wißt Ihr, unsereins," fuhr Meister Schwemmer fort, „dem so viel dergleichen Bälge durch die Hand gehen, merkt gleich am Ganzen, ob etwas dahinter ist oder nicht. Man sieht's an der Figur, am Gesicht, ja an der Art des Schreiens. Das Meiste nun, was zu uns kommt, ist Halbblut, wißt Ihr: vornehmer Vater oder vornehme Mutter. Der Bube aber ist Vollblut, darauf könnt Ihr schwören."

„Wenn aber beide Eltern vornehm und reich wären, warum nehmen sie sich des Kindes nicht an und wollen es hier bei Euch elend verkümmern lassen? — Nehmt mir nicht übel, aber das ist doch das Ende von all' den armen Teufeln hier."

„Die Mutter dieses Kindes," versetzte Meister Schwemmer, „war, wie Ihr Euch wohl denken könnt, noch ein Mädchen, als es auf die Welt kam. Der Vater konnte sie vielleicht nicht heirathen, — was weiß ich? — genug, sie beschlossen auch, den Buben sehr gut und anständig erziehen zu lassen, setzten ihm, glaube ich, ein kleines Vermögen aus, endlich aber heirathete die Mutter dieses Knaben einen anderen, aber sehr vornehmen Herrn."

„Aha!“ machte Mathias.

„Das sind aber schon einige Jahre her, und anfänglich ging Alles gut. Weiß aber der Teufel, zuletzt muß der Gemahl dieser Dame etwas über die Geschichte erfahren haben, legte sich auf Nachforschungen, ließ wahrscheinlich viel Geld springen und kam der Sache so ziemlich auf die Spur. Das erfuhr die Mutter, sie that ihrerseits ebenfalls Schritte, nahm den Buben aus dem Hause weg, wo er bisher verwahrt war, und da wurde er nun, um mich meines früheren Ausdrucks zu bedienen, durch die dritte und vierte Hand hieher zu uns gebracht.“

„Aber man zahlt doch ordentlich für ihn?“

„O ja, recht ordentlich; aber man knüpfte daran die Bedingung, ihn fest verwahrt zu halten und —“ schloß Meister Schwemmer hustend und lachend — „das thun wir redlich, wie Ihr gesehen habt.“

„Hol' Euch der Teufel!“ erwiderte der Andere, „das thut Ihr freilich. Aber wie schon gesagt: nehmt Euch mit dem Knaben in Acht! Der bricht Euch einmal aus, rennt in die Stadt und plaudert die ganze Wirthschaft aus.“

„Seid unbesorgt,“ meinte der Hausherr, „wir wollen ihn schon mit Hunger und Schlägen mürb machen, und wenn es nicht anders geht, so lege ich ihn an die Kette wie einen tollen Hund. Oh! solchen Burschen sind wir noch gewachsen!“

Herr Sträuber hatte während dieser Unterredung anscheinend theilnahmlos zum Fenster hinaus geschaut, doch war ihm nicht ein Wort entgangen. — „Eine reiche und vornehme Frau,“ dachte er, „die den Buben zu verbergen trachtet, und ein ebenfalls vornehmer und reicher Mann, der ihn finden möchte, — das sind ein paar Kunden, die für eine thätige Hilfe gewiß tüchtig bezahlen werden. Da wäre nur noch zu überlegen, wer am meisten springen läßt; — und dann thäte man dabei ein gutes Werk,“ tröstete er sich selber, „denn es ist doch unverantwortlich, ein Kind, das bisher gut erzogen wurde, bei solchem Schandvolke zu lassen. — Pfui Teufel!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und die Frau

Bilz trat herein. Sie sah blaß und niedergeschlagen aus, und ein aufmerksamer Beobachter hätte auf ihrem Gesichte Spuren von Thränen bemerken können und vielleicht darnach geforscht. Aber da hier Niemand war, der sich um solche Kleinigkeiten bekümmerte, so setzte sie sich stillschweigend auf ihren alten Platz an das Fenster hin, blickte gedankenvoll in die Stube und legte die Hände in den Schooß.

„Jetzt können wir auch an unser Geschäft gehen," sprach Mathias. „Ich habe nur warten wollen, bis die Frau kam, denn sie muß mich dieses Mal eine Strecke Wegs begleiten."

„Richtig! richtig!" versetzte Meister Schwemmer; „wir haben Mädchen bei dem Transport, so ein Stück vier. — Also laßt hören, Mathias, was braucht Ihr noch?"

„Der von C. schrieb mir vor einigen Tagen, es sei eine passende Gelegenheit da, eine größere Anzahl hinüber zu bringen, auch könnte er sehr gut im Ganzen ein Stück zwanzig plaziren, natürlicherweise über die Hälfte Buben; sechs, höchstens acht Mädchen dürfen darunter sein."

„Doch nur Mädchen unter zehn Jahren," sagte Herr Sträuber, der unterdessen ein Papier aus der Tasche gezogen hatte.

„Versteht sich," entgegnete der Hausherr, „die über sechzehn gehören in ein ganz anderes Register und können viel vortheilhafter in der Nähe untergebracht werden."

„Davon nachher!" versetzte Mathias. — — „Um nun den Transport vollzählig zu machen, fehlen mir noch ungefähr zehn Buben, aber es müssen ansehnliche Kerle sein. — Was habt Ihr nun für mich im Auge, und welche Preise wollt Ihr machen? Seid aber billig, denn wir leiden doch alles Risiko: wenn wir abgefaßt werden, ist nicht nur alles Geld hin, sondern es könnte uns auch leicht an den Kragen gehen."

Meister Schwemmer nahm ruhig eine Prise, dann nickte er mit dem Kopfe und sagte pfiffig lächelnd: „Ja, ja, die Gefahr ist groß, aber nicht so sehr für Euch, wie für mich. Ihr seid gedungen worden, mit den Kindern zu reisen, — was wißt Ihr mehr von der Sache? Ihr thatet nur, was man Euch befohlen,

aber an Unsereinem bleibt's hängen. Ihr, Mathias, seid ein rüstiger Mann, ohne Anhang: Ihr schlagt Euch im Nothfalle durch ein halbes Dutzend Polizeidiener durch, gewinnt das Freie, haltet Euch ein halbes Jahr versteckt und seid ein Mann bei der Stadt wie vorher. — Aber seht mich an: ich bin ein armer kranker Kerl, der sich kaum vom Stuhle rühren kann, habe auch noch eine große Wirthschaft am Hals, eine Wirthschaft, bei der es mir sehr unangenehm wäre, wenn die da droben einmal ihre Spürnase hinein steckten."

„Wozu das Gefasel!" erwiderte Mathias ärgerlich. „Sagt, was Ihr habt und Eure Preise, ich brauch' es ja nicht zu nehmen, wenn es mir nicht ansteht. Und daß Ihr mich schindet, wo Ihr könnt, weiß ich ohne Eure Vorrede. Also heraus mit der Sprache! Könnt Ihr mir ein Stück zehn Buben verschaffen?"

„Seid nur nicht immer so stürmisch!" sagte der Andere. Und dabei zog er unter seinem Sitze ein Papier hervor. „Man meint immer, wir wollen uns am Halse fassen, und scheiden doch meistens als die besten Freunde. — Hier ist eine artige Liste," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher er in das Papier geblickt, „aber da nicht viele Kinder dabei sind, die keine Eltern mehr haben, so kommt die Sache etwas höher zu stehen."

„Gebt her," sprach rasch Mathias, indem er das Papier in die Hand nahm und durchflog. — „Die vier Ohren hier kosten nicht viel, aber für die andern sechs finde ich den Preis unverschämt gestellt. — Da Einer mit vierzig Thalern."

„Dessen Stiefmutter ein tüchtiges Geschenk verlangt hat."

„Da Einer sogar mit sechzig Thalern."

„Ist schon zehn Jahre alt und hat eine Schwester, die an ihm den Narren gefressen hat. Kostet mich an zwanzig Thaler für Briefe und Zeugnisse, um zu beweisen, daß der Bube in eine gute Lehre kommt."

„Wird sich wundern," brummte Mathias, während er an den Fingern rechnete. Dann ließ er die Hand mit dem Papiere sinken und sagte: „Aber daß sie Alle gerade gewachsen sind, dafür steht Ihr mir natürlich ein."

„Versteht sich von selbst,“ erwiderte Meister Schwemmer. „Ihr zahlt überhaupt nicht eher, als bis der ganze Transport bei einander ist und Ihr Alles durchgemustert habt. — Na, macht kein so finsteres Gesicht; es ist und bleibt doch ein gutes Geschäftchen.“

Mathias hatte die Hände auf den Rücken gelegt und blickte gedankenvoll durch das Fenster in den kleinen Hof.

Frau Bilz, welche gerade vor ihm saß, schaute aufmerksam in seine düsteren Züge, und ihre Hände, die bis jetzt über einander lagen, falteten sich langsam zusammen.

„Ich muß überhaupt schon gestehen,“ sagte Mathias nach einer Pause, „daß mir dieses Geschäft vollkommen entleidet ist; es ist doch das Niederträchtigste, was ich kenne, — ein förmlicher Sklavenhandel, und ein Sklavenhandel, weit schlimmer wie der, den sie drüben in Amerika betreiben. Dort wechselt so ein armer Teufel von Schwarzem oder so ein Kind nur seinen Herrn; der eine ist ein bischen besser, der andere ein bischen schlimmer, aber ihr Leben bleibt sich im Allgemeinen gleich; sie müssen freilich arbeiten, sie bekommen auch wohl ihre Schläge, doch an Leib und Seele werden sie darum nicht schlechter, und wenn sie auch durch ein Dutzend der verschiedenartigsten Hände gegangen wären. Aber bei dem Sklavenhandel, den wir betreiben, ist es ganz, ganz anders.“

„Ja, ja,“ sprach die Frau beistimmend.

„Was wird aus den Geschöpfen, die wir in ein fremdes Land hinüber führen? Bekommen sie vielleicht einen Herrn, der für sie sorgt, der sie zur Arbeit anhält, der sie lehrt und im Nothfalle auch nährt? — Nein! nein! gewiß nicht! Die Buben werden nach und nach Bettler von Profession, Halunken, Spitzbuben, Räuber und Mörder, und die Mädchen — na! Denen geht's noch viel schlimmer. — Das versichere ich Euch, Meister Schwemmer, alle Thaten unseres Lebens, die wir im Dunkeln verübt, alle die zusammen genommen werden einmal nicht so schwer wiegen, wie der Jammer eines einzigen dieser unglücklichen Geschöpfe, wenn es am Ende eines elenden, sündhaften Lebens verkommen und jammervoll hinter irgend einer Hecke zum Teufel fährt.“

Die Frau nickte stumm mit dem Kopfe, und Herr Sträuber, der, so lange Mathias in der Nähe war, außerordentlich wenig sprach, schien ihn trösten zu wollen, indem er sagte: „Man muß das nicht so genau nehmen bei dem Mathias; er hat seine schwachen Augenblicke, nachher hat er doch wieder Alles vergessen.“

Für diese Worte warf ihm Mathias einen nichts weniger als freundschaftlichen Blick zu, dann steckte er die Hand auf die Brust unter seinen Rock und erwiderte: „Leider ist es wahr, daß mir solche Gedanken nur auf Augenblicke kommen, aber auch das ist schon was werth, und ich bin mir gerade recht wie ich bin. Wenn ich auch zuweilen im Schmutz wate, tief bis an die Kniee, so ist es mir doch auch wieder einmal behaglich, trockenen Fußes über einen hohen Berg zu marschiren und ein bischen schöne Aussicht nach vorwärts zu genießen. Das nennt Ihr freilich hie und da solche Gedanken haben, aber es ist doch, beim Teufel! besser, auch nur bisweilen solche Gedanken zu haben, als immer und ewig im feuchten Dreck daher zu schlampen, der Euch freilich nie recht beschmutzt, aber auch nie nur eine Sekunde lang reinlich erscheinen läßt. — Doch was werfe ich Perlen vor die Säue, wie es in dem Sprichwort heißt!“ — Damit schlug er das Papier zusammen, griff nach seinem Hute und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren, zum Zimmer und zum Hause hinaus.

Herr Sträuber blickte ihm nach, bis er über den Hof verschwunden war, dann gewann er mit einem Male seine ganze Redseligkeit wieder. — „Es ist hart,“ sagte er, während er seinen Hemdkragen hervor zog, „mit solchen Menschen umgehen zu müssen, für einen Mann von Erziehung, wie ich, mit einem Kerl wie dieser Mathias. Würde sich vielleicht kein Gewissen daraus machen, Jemand für ein paar Gulden niederzustechen, und nimmt sich da heraus, vor uns von besseren Gefühlen zu reden. — Das käme mir vielleicht zu, wenn ich an meine Jugend und früheren Tage denke.“

„Er spricht nicht nur zuweilen etwas Gutes,“ sagte die Frau, „sondern er thut es auch.“

„Da wäre ich neugierig,“ meinte Herr Sträuber.

„Draußen in der Vorstadt, wo wir wohnen, wurde vorgestern ein armer Weber mit sechs lebendigen Kindern und wenigem armseligem Hausrath bei dem scheußlichsten Wetter auf die Straße gesetzt. Ihr könnt Euch den Jammer gar nicht denken.“

„Ja, ich weiß es,“ bemerkte lächelnd Meister Schwemmer.

„Das Weib,“ fuhr Frau Bilz fort, „hatte ein kleines Kind an der Brust, und Beide waren blau vor Kälte. Da kam Mathias und verschaffte ihnen in einem Hinterhause ein ganz ordentliches Unterkommen.“

„Aber er stellte Bedingungen dabei?“ fragte besorgt der Hausherr.

„Nein,“ entgegnete die Frau, „davon weiß ich nichts. — Im Gegentheil: er rieth dem Manne, Bedingungen, die ihm ein Anderer gestellt haben mußte, um keinen Preis einzugehen.“

„Soll ihn der Teufel holen!“ rief Meister Schwemmer.

„Und was waren das für Bedingungen?“ fragte Herr Sträuber.

„Wieder ein Menschenhandel,“ sagte achselzuckend die Frau.

„Und also der Mathias rieth ihm wirklich davon ab?“ fragte der Mann am Ofen, der sein Taschentuch zusammen knitterte und es dann schnell an seinen Mund drückte, um einem Hustenanfall zuvor zu kommen, den augenscheinlich der Zorn bei ihm erregt. — „Ja, — ja,“ sagte er nach einer Weile, als er wieder etwas zu Athem kam, — „soll — ihn — lothweis — der Teufel — holen! — Verdirbt Einem — den saubersten — Handel.“

„Seht Ihr wohl,“ sprach Herr Sträuber, „ist das kameradschaftlich? Das nenne ich unter Freunden Verrath. Und paßt nur einmal auf, wir können uns noch Alle vor dem Kerl in Acht nehmen; auf einmal wird man unsere Schliche kennen, wir sind gefaßt und er spaziert hohnlachend umher.“

„Davon ist kein Gedanke,“ versetzte Meister Schwemmer, „Mathias ist treu und redlich wie Gold. — Sträuber, wie könnt Ihr so Etwas denken!“

„Nehmt Euch ja in Acht,“ sagte ruhig die Frau, indem sie

ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, „daß Eure Gedanken nicht außer diesem Hause laut werden und ihm zufällig zu Ohren kommen. Das wäre eine scharfe Ecke für Euch; an der könntet Ihr Euch blutig stoßen.“

„Und Blut ist nicht seine Leidenschaft,“ sprach achselzuckend Meister Schwemmer. — „Doch gehen wir an unser weiteres Geschäft. — Was wir sprechen, bleibt ja unter uns,“ fuhr er lächelnd fort, als er sah, daß sich das Gesicht des Herrn Sträuber bedeutend verlängerte. „Da habe ich zwei Aufträge von unserer Freundin, der Madame Becker.“

„Aha! die in der alten Kaserne!“ sagte Frau Bilz.

„Dieselbe. — Das ist ein verfluchtes Weibsbild und verdient Geld wie Heu; sie hat, wie sie mir sagte, in D. und F., vier Stunden von hier, zwei junge Mädchen aufgespürt, zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, frische, schöne, saftige Landpomeranzen, die gern einen Dienst in einer großen Stadt haben möchten. Hier ist es nun zu nah; deßhalb will ich sie an einen Geschäftsfreund nach B. senden, wo eine starke Nachfrage nach solch' unberührter Waare ist. Die Becker hat den beiden Mädchen vorgeschwindelt, sie kämen dort in ein ganz anständiges Haus, erhielten einen bedeutenden Lohn und brauchten sich nur mit feiner Arbeit zu beschäftigen. — Und das ist ja Alles wahr,“ fuhr der alte Sünder kichernd fort, indem er sich die Hände rieb. — „Sie fürchtet aber nun, wenn die beiden Mädchen auf der Eisenbahn hieher fahren, so könnten sie am Ende zu Leuten zu sitzen kommen, die ihnen die ganze Geschichte verdächtigen und ihnen — es könnten ja sogar welche von B. sein — geradezu sagen würden, die Adressen seien falsch und die Häuser existiren dort gar nicht. — Versteht Ihr mich?“

„Vollkommen,“ entgegnete Herr Sträuber.

Und die Frau nickte stillschweigend mit dem Kopfe.

„So, nun paßt auf!“ fuhr der Hausherr fort. „In circa acht Tagen werden die beiden Mädchen von D. und F. abreisen. Man wird Euch Alles das noch genau mittheilen; dann fahrt Tags vorher Ihr, Frau Bilz, nach D. und der Sträuber nach F. Ihr, Frau,

bekommt ein genaues Signalement des einen Mädchens, setzt Euch zu ihr hin und plaudert mit ihr; in F. nun kommt zugleich mit dem andern Mädchen dort Euer Bruder auf die Bahn."

„Welcher Bruder?" fragte mißtrauisch Herr Sträuber.

„Nun, Ihr stellt den Bruder vor. O ich weiß schon, was Ihr sagen wollt, Frau Bilz zieht sich ein bischen städtisch an, darauf könnt Ihr Euch verlassen. — Also Ihr steigt mit dem anderen Mädchen in F. ein, habt wo möglich schon im Wartsaal ein paar Worte mit ihr gewechselt, findet Eure Schwester, und setzt Euch nun, wenn es geht, alle vier zusammen. — Verstanden?"

„Natürlicherweise," entgegnete Herr Sträuber. „Wir lassen uns dann von den beiden Mädchen erzählen, wohin sie wollen."

„Richtig, richtig! Ihr erfahrt, daß sie nach B. gehen, Ihr, Beide seid auch daher, und könnt Ihnen nun über die Häuser, wohin sie adressirt, die allerbeste Auskunft geben. — Sobald Ihr mit den Beiden hier ankommt, so seid Ihr ihnen augenblicklich behilflich, daß sie Plätze nach B. nehmen. Ihr, Sträuber, habt nun hier Geschäfte und bleibt da, die Frau aber begleitet die Mädchen und bringt sie in B. nach einem gewissen Hause, das man ihr bezeichnen wird. — So, das wäre im Reinen. Ihr habt doch keinen Zweifel mehr?"

Frau Bilz zuckte mit den Achseln und sagte: „Ich wußte schon um die Geschichte; ich war gestern bei der Becker, die mit mir davon sprach."

„Nun, da werdet Ihr auch gehört haben, daß ich Euch sogleich vorschlug," erwiderte der Hausherr, nachdem er eine starke Prise genommen. „Ja, Ihr seht, Frau Bilz, daß ich immer an Euch denke, wo es Etwas zu verdienen gibt."

Die Frau gab hierauf keine Antwort, sondern ließ den Kopf auf die Brust sinken und spielte mit den Bändern ihrer Schürze.

Herr Sträuber erhob sich von seinem Stuhle, strich sein Haar zurück, setzte den Hut auf und zog seine baumwollenen Handschuhe an.

„Und werden wir Geld zu dieser Fahrt von Euch bekommen?"

fragte er, während er die Briefe, die er vorhin geschrieben, in die Tasche steckte.

„Allerdings," antwortete vergnügt der Hausherr, der heute gute Geschäfte gemacht hatte, „kommt nur am Samstag, da sollt Ihr Alles haben: Geld, Adresse und die genaue Beschreibung von einem Paar sehr hübscher Mädchen."

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Weihnachtsfreuden.

So war denn auch wieder einmal Weihnachten gekommen, diese frohe und glückselige Zeit für Alt und Jung, — für erstere zum Geben, für letztere zum Empfangen; und wer dabei die größte Freude hat, ist noch unentschieden. Wie bemühen sich die Kleinen vor diesem festlichen Abend, alles Unangenehme, das sie den Eltern zugefügt, vergessen zu machen und sich nur darzustellen in ihren guten und schönen Eigenschaften. Ja, schon vier Wochen vor Weihnachten geht es in den Schulen und zu Haus ungleich stiller her als das ganze Jahr; man hört nicht das verdächtige Klopfen des Lineals, man vernimmt wenig Scheltworte, und wozu früher eine ganze lange Ermahnungspredigt nothwendig war, das thut jetzt ein einfaches Achselzucken und die hingeworfene Bemerkung: „Nun ja, es ist ja nächstens Weihnachten, da wird sich alles Das schon finden."

Aber nicht blos die Kinder freuen sich unbeschreiblich auf diesen Abend, auch für Manchen der Erwachsenen ist das eine Zeit, wo man gegenseitig auf so ungenirte Art anonyme Geschenke empfangen und machen kann, wo sich so plötzlich auf dem Teller dieser oder jener jungen Dame, oder mit einer zierlichen Aufschrift am Baume hängend, ein kleines elegantes Etui findet, und wenn man es öffnet, darin ein Ring, ein Armband oder dergleichen. — Freilich wird Mama selbst an diesem heiligen Abend die Augenbrauen

etwas in die Höhe ziehen, und die jüngeren Schwestern, die noch keine Armbänder bekommen, oder auch die ältere, die keine mehr erhält, verächtlich die Näschen rümpfen und mit Absicht leicht darüber hinweg zu blicken versuchen. — Das thut Alles nichts; wie schon bemerkt, an dem Abend wird Manches verziehen oder Manches geglaubt.

„Ach! dies schöne Geschenk wird von Onkel Karl sein!“ sagt die Betreffende, indem sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit ein kleines Papierchen verschwinden läßt, das unter dem Armband gelegen. „Ach! Onkel Karl, das ist zu viel! Nein, das ist zu viel!“

Onkel Karl, ein alter geiziger Hagestolz, steht daneben mit einem höchst dummen und verblüfften Gesicht; und befindet er sich augenblicklich unter dem Einfluß von einiger Geistesgegenwart, die ihm aber gewöhnlich mangelt, so macht er grinsend ein breites Maul, lächelt ziemlich blödsinnig und ist unverschämt genug, die warmen Küsse seiner lieblichen Nichte für Rechnung eines Anderen in Empfang zu nehmen.

Du erinnerst dich gewiß, theurer und geneigter Leser, so lebhaft wie wir dieser herrlichen schönen Weihnachtszeit. Du kannst das nicht vergessen, nicht einmal in dem schlimmen Falle, wenn du selbst lange, lange Zeit hindurch Niemand etwas Gutes mehr bescheert hast, oder wenn dir ein böses Schicksal während vieler Jahre nur Fußtritte oder Ohrfeigen gab. Ja, auch dann wirst du dich, wenn auch wehmüthig, jener Zeit erinnern, wo du zum letzten Male etwas Angenehmes bescheertest oder wo dir etwas Angenehmes bescheert wurde. —

Ach! es ist etwas so Köstliches um die Erinnerung, um eine angenehme Erinnerung, und wenn wirklich deine Seele schon lange mit dickem Staube bedeckt ist oder sich dein getäuschtes und verrathenes Herz mit einer festen Schale umzogen — an diesem Abend steigt jener auf, zerschmilzt diese, und du fühlst, wie dich ein süßer Schauer durchzieht — wenn du das nämlich fühlen willst — seltsame Töne, bunte, glänzende Bilder, und alles Das eingehüllt in den wohlbekannten Duft der Tannennadeln und des herabträufelnden Wachses.

Dann eile hinaus auf die Straße, um dich unter den Glücklicheren umzuschauen, selbst wenn es nebelt oder sogar einzelne Schneeflocken vom dunkeln Himmel herab dich in großen Kreisen umflattern und zuletzt auf deiner Nase oder deiner Wange zerschmelzen. Das gehört mit zum heiligen Christtag, und ist das wilde Wetter zuweilen liebend den Tausenden von Tannenbäumen nachgezogen, die man aus dem finstern Wald hieher versetzt.

Wer achtet aber dieses Wetters? — Niemand. Selten siehst du einen Regenschirm aufgespannt, und die Damen behelfen sich sogar, indem sie dichte Kaputzen über den Kopf ziehen und von unten mit soliden Ueberschuhen verwahrt sind. Man hat auch keine Zeit, nach dem Wetter zu sehen oder den Regenschirm zu balanciren; man muß nur dafür sorgen, daß man nicht an die Begegnenden anstoßt und daß man seine kostbaren Waaren unversehrt nach Hause bringt.

Die schönste Stunde an diesem Abend ist gleich nach der Dämmerung, wenn die Ladendiener eilfertig die Gaslampen angezündet haben, und wenn es nun wie ein Aufschrei höchster Lust durch die Glasschränke zieht, wenn Alles heller wird als am Tage; denn die Sonne vermag nicht in den dunkeln Winkel zu dringen, wo die Schaukelpferde stehen, oder dort hinten in die Ecke neben dem Ofen, wo sich die hölzernen Gewehre, die Säbel, Schwerter und Peitschen befinden.

Jetzt aber strahlt Alles von Licht und Glanz.

Es glänzt das Gold auf den Helmen und Harnischen der Rittersmänner, man sieht die Mähnen der Rosse flattern, und hell strahlen die Fenster dieses Schlosses oder jener Burg.

Wie galoppiren die Pferde dort vor der reichen, bunten Karosse, wie anmuthig lächelt die Dame in derselben, und wie greulich verzieht der edle Nußknacker sein häßliches Gesicht! Sollte man doch glauben, er schiele ordentlich links hinüber nach jener großen schönen Puppe in weißem gesticktem Atlaskleide mit wirklichen Schuhen an den Füßen und ächtem Haar auf dem Kopfe. Dieses Gesicht ist aber auch der Mühe werth, betrachtet zu werden: die runden, schneeweißen Wangen, angetupft mit einem zarten Roth,

der zusammengezogene Mund, so klein, daß er gar nicht in Betracht kommt, die unbedeutende Nase und hauptsächlich die großen blauen Augen von unaussprechlichem Glanze und einem Ausdruck, der über alle Beschreibung geht. Sie blickt verwundert vor sich in das Gewölbe und, wie in tiefe Gedanken versunken, schaut sie keine Menschenseele an, sondern starrt weit, weit hinaus in die unmeßbare Ferne. —

Jeder aber ist wie gesagt an diesem Abend eilig und hat für den besten Freund keine Zeit; Der hat dies, Jener das vergessen, und da heute Abend Mägde und Knechte alle Hände voll zu thun haben, so muß er selbst rennen und laufen, um das Versäumte herbei zu holen.

„Da wäre ich schön angekommen,“ sagt ein dicker Herr im Laden zu einem sehr dürren, der Wachslichter aufsucht, „meine Frau hat sich ein Portemonnaie gewünscht, wie sie es vor acht Tagen bei der Staatsräthin gesehen. Wissen Sie, von dänischem Leder mit Stahlschloß; ich versichere Sie, bester Freund, es ist gut, daß es mir jetzt noch einfiel, ich hätte böse Feiertage gehabt.“

„So kann man Unglück haben!“ ruft ein anderer Herr, der eilig in den Laden tritt. — „Bitte um neue Glaskugeln,“ sagt er zu dem Ladendiener, der mit offenem Munde herbeieilt. „Da sehen Sie die Bescheerung!“ wendet er sich an den dicken Herrn, „gehe ich noch von hier aus zur Putzmacherin — sie hat die Sammetmantille für Madame noch nicht geschickt — und da ich warten soll, setze ich mich nieder auf einen Stuhl und auf die Glaskugeln. Es ist nur ein Wunder, daß mir kein Scherben irgendwo eingedrungen ist. — So. — Wie viel macht's?“

„Einen Gulden und zwölf Kreuzer.“

„Hier sind sie. — Gute Nacht, ihr Herren, vergnügte Weihnachten!“

Wer aber auch nicht im Stande ist, Glaskugeln, Sammetmantillen oder Portemonnaies zu kaufen, wie sie die Staatsräthin hat, ja wer es kaum zu einem verkrüppelten Tannenbaume und zu einigen vergoldeten Nüssen zu bringen vermag, freut sich des Lebens und ist mit den Seinigen heiter und guter Dinge. Das hölzerne

Pferd, das der Vater geschenkt erhielt, wird auf's Künstlichste wieder hergerichtet, die Mutter macht einen neuen Zaum, der Vater einen superben Schweif von Baumwolle, der aus der Dintenflasche schwarz gefärbt wird. Am Baume hängen ein paar Brezeln oder einige Wecken an Schnüren, auf dem Tische liegen die neuen Höschen und das neue Wamms mit glänzenden Knöpfen besetzt, und mit weit aufgerissenen Augen wird alles Das betrachtet, bis auf die Ruthe, die am Baume schwebt, und die verstohlene, ehrerbietige Blicke auf sich zieht.

Selbst die Armen, denen zu Haus kein Weihnachtsbaum glänzt, denen Vater und Mutter nichts zu bescheeren im Stande sind, erfreuen sich am heutigen Abend der allgemeinen Pracht und Herrlichkeit und es muß schon ein besonderer Segen in der heutigen Nacht über alle Menschenkinder ausströmen, der Neid und Mißgunst nicht aufkommen läßt; denn die Kleinen da draußen vor dem Fenster, die soeben noch frierend durch die Straßen zogen, bleiben jetzt plötzlich stehen, wenn sie den herrlichen Lichterglanz erblicken, klettern an das Fenster des Erdgeschosses empor und blicken mit leuchtenden Augen so lange in die hellbestrahlte Stube auf den Tannenbaum mit den vielen Lichtern, auf all' die seltsamen Spielsachen, bis der Hauch ihres eigenen Mundes die Scheibe trübt und Alles in einen dichten Nebel verschwimmt.

Wenn aber ein gutes Kind drinnen im Zimmer sieht, daß vor dem Fenster so arme kleine Geschöpfe stehen, denen der heilige Christ am heutigen Abend nichts bescheert als Hunger und Kälte, so erbittet es sich von den Eltern etwas Spielzeug und Backwerk, öffnet leise das Fenster und reicht es den armen Kindern hinaus. Die nehmen es, und geblendet von dem Lichterglanz glauben sie vielleicht, es sei am Ende das Christkind selbst gewesen, das ihnen bescheert, und eilen mit dieser frohen Botschaft nach Hause, indem sie das, was sie erhalten, freudestrahlend vorzeigen.

Dazu läuten die Glocken der Kirche, die tiefen Töne der Orgel dringen aus den geöffneten Thüren hervor, und die Menge strömt ab und zu, um die Krippe mit dem heiligen Christus zu sehen, die am Hochaltar enthüllt wird. Der Boden der Kirche ist feucht und

die Fußtritte hallen wider auf dem Steinpflaster; die Regenschirme und nassen Mäntel verbreiten einen sonderbaren Geruch, und dazu duftet der Weihrauch so bekannt und angenehm. Man verrichtet sein Gebet, eilt wieder hinaus, und vor der Kirchenthüre blickt man aufwärts, ob der Himmel ein freundliches Gesicht mache und gute Feiertage verheiße. — Ah! es sind da viele schwarze Wolken: doch wird es über uns an einer kleinen Stelle heller und es erscheint ein schöner blauer, sanft strahlender Stern. Der ist vielleicht ein Prophet für gutes Wetter, oder es ist auch jener Stern, der sich immer über der Krippe des kleinen Christkindes zeigt und dem die heiligen drei Könige nachgegangen. — Ja, der muß es sein, — geschwind nach Hause, das muß man den Kindern erzählen! —

Wenn an einem solchen Christabende die Menge der Käufer und Käuferinnen anfängt, in den Gewölben nachzulassen, — das geschieht nun nach sechs Uhr, — so werden die meisten der Läden geschlossen, damit auch die den ganzen Tag so beschäftigten Leute jetzt schon ihren Feiertag beginnen können; oder man läßt vielleicht noch zur Beaufsichtigung des Ganzen eine der Ladenjungfern zurück, die sich alsdann verdrießlich an den Tisch setzt, den Kopf auf die Hand stützt und wohl an ihre Heimath denkt, wo jetzt Alles heiter und vergnügt um den Christbaum steht, während sie hier noch ein paar Stunden allein sitzen muß. Das Geschäft darf noch nicht geschlossen werden: es könnte vielleicht noch ein verspäteter Kunde etwas brauchen.

Diese Vorsicht war denn auch in einem der größten Läden der Hauptstadt nicht unnöthig, und die junge Dame, welche hier saß, hatte sehr Unrecht, als sie soeben einen kleinen Monolog hielt, worin sie von hartem Dienste sprach und von überflüssigen Quälereien, die darin beständen, noch hier sitzen zu müssen, nachdem schon Alles längst auf seine Zimmer gegangen; — denn kaum hatte sie ihn beendigt, so fuhr ein Wagen dicht vor die Ladenthüre, und ein Herr, der darin saß, öffnete den Schlag selbst, sprang heraus und trat in das Gewölbe.

„Schon dachte ich, es wäre auch hier geschlossen,“ sagte er laut und lustig, „und das wäre mir äußerst unangenehm gewesen,

denn ich muß Sie noch bei spätem Abend bemühen und Sie um das Neueste bitten, was es in kleinen seidenen Halstüchern für Damen gibt."

„Ah! Herr Doktor!" versetzte das Mädchen, das eifrig aufgesprungen war. „Wir werden nur heute Abend bei Licht die Farben nicht recht unterscheiden können, das nimmt sich Alles bei Tage anders aus."

„Sie haben vollkommen Recht, mein Kind," entgegnete der Herr; „aber meine Zeit am Tage ist außerordentlich kostbar, namentlich im Winter, wo es so viele Kranke gibt. — Und dann verlasse ich mich auf Ihren Geschmack. — Bringen Sie auch sogleich einen Carton mit Damenhandschuhen, davon kann ich auch etwas brauchen," rief er dem Mädchen nach, das nach dem Hintergrunde gegangen war, um das Verlangte zu holen. — „Gott! ich hätte beinahe den ganzen Weihnachtsabend vergessen!"

„Das würde der Frau Doktorin nicht lieb gewesen sein," sprach lächelnd die Ladenjungfer, indem sie die beiden Schachteln auf den Tisch stellte. — „Aber das ist Ihr Scherz, und Sie haben gewiß schon seit mehreren Tagen prächtige Sachen für die lieben kleinen Kinder bereit liegen."

„Ah! das will ich meinen!" erwiderte der Herr; „den Kindern eine Freude zu machen ist leicht; man findet da immer Geschichten, die ihnen gefallen. Aber bei den Erwachsenen — ist das oft unendlich schwer," setzte er leise hinzu.

„Sehen Sie, Herr Doktor, diese kleinen Shawls sind das Neueste, was wir haben — und sehr elegant."

„Ja, — nicht übel. Nehmen wir zwei: einen rothen und einen blauen, ich weiß nicht, welche Farbe meine Frau am liebsten hat. — Nun zu den Handschuhen!"

Während das Mädchen den Carton öffnete, der das Verlangte enthielt, und die zierlichen Pakete heraus legte, trat ein anderer Herr in den Laden, nahm unter der Thüre seinen Hut ab und schlenkerte ihn hin und her, um einige Schneeflocken zu entfernen, die darauf gefallen waren, da er keinen Regenschirm bei sich hatte. Dann bedeckte er sich wieder und trat an den Ladentisch.

Dieser Herr trug eine Brille, und da ihm die Gläser derselben plötzlich anliefen, als er in das erwärmte Gewölbe trat, so zog er sein Sacktuch heraus, nahm die Brille herunter und putzte sie sorgfältig rein, wobei er mit dem eigenthümlichen Blick, den die Kurzsichtigen gewöhnlich haben, vor sich hinstarrte.

Das Mädchen bot ihm freundlich einen guten Abend.

„Wählen Sie für mich," sagte der Doktor, der über die Handschuhpakete gebeugt stand, „nehmen wir meinetwegen zwei Dutzend, Numero sieben hat meine Frau; die Farbe will ich Ihnen überlassen."

Der andere Herr hatte seine Brille schnell wieder aufgesetzt, blickte den, der eben sprach, von der Seite an, und dann klopfte er ihm leicht auf die Schulter.

Der Doktor richtete sich in die Höhe.

„Ah! du bist es, Alfons," sagte er. „Was treibt denn dich so spät hier in den Laden?"

„Oh!" erwiderte dieser, „wahrscheinlich dasselbe, was dich hieher führt. Ich brauche ebenfalls noch ein paar Kleinigkeiten für heute Abend. — Ihr kommt doch auch zu uns?"

„Zur allgemeinen Bescheerung; das versteht sich von selbst. Ah! da haben wir noch nie gefehlt."

„Diese Farben sind schön," meinte das Ladenmädchen, indem sie die ausgesuchten Handschuhe vor den Doktor niederlegte, „es ist die gleiche Qualität, die Ihr Herr Schwager vorhin gekauft, nur habe ich andere Farben ausgesucht."

„So, du hast auch Handschuhe für deine Frau gekauft?" versetzte der Doktor mit gleichgiltigem Tone. Da er aber hiebei den Blick auf die seinigen warf, so bemerkte er nicht, daß Alfons in diesem Augenblicke auf höchst unangenehme Art sein Gesicht verzog.

„Ja, ich habe auch Handschuhe gekauft," erwiderte dieser nach einer Pause, „natürlich für Mariannen, aber — — nicht zum heutigen Abend; dafür habe ich schon andere Sachen. Ich werde ihr die Handschuhe gelegentlich nächster Tage geben. — Hast du denn schon zu Hause den Kindern bescheert?" fragte er darauf, um von etwas Anderem zu sprechen.

„Nein, nein," antwortete der Doktor lustig, „das kommt noch und ich freue mich darauf, als wenn ich selbst ein Kind wäre. Wenn man so den ganzen Abend wie ich, in den verschiedensten Wohnungen herumkommt, und bald hier bald dort jubelnde Kinderstimmen hört, oder den Lichterglanz sieht, wenn sich in irgend einem dunkeln Gange plötzlich eine Thür öffnet, und wenn man das Alles so aus der Ferne und eigentlich theilnahmlos mit ansehen muß, so ist man ordentlich begierig darauf, dies Fest auch bei den Seinigen zu feiern."

„Aber der Herr Doktor haben doch heute Abend schon bescheert," sagte lächelnd das Ladenmädchen; „als Sie Nachmittags vorbei fuhren, reichte man dem Kutscher von dem Hause gegenüber eine ganze Menge Sachen in den Wagen hinein."

„Ei, ei! der Herr Doktor!" sprach Alfons, indem er unangenehm lächelnd seine Augenbrauen in die Höhe zog.

„Es war nur Kinderspielzeug," fuhr das Ladenmädchen fort.

„Ei der Tausend! auch Kinderspielzeug?" meinte Alfons forschend. „Doch nicht für deine eigenen!"

„O nein," entgegnete unbefangen der Doktor, während er den listig aussehenden Schwager mit seinem offenen, ehrlichen Gesichte ruhig anblickte. „Ich habe so arme Kinder in meiner Kundschaft, die von keinem Menschen etwas erhalten, und da habe ich's mir angewöhnt, dieselben am heiligen Christabend ein wenig zu bescheeren; es schmerzt mich ordentlich, wenn ich so arme Geschöpfe bei ihrem Brod und ihren Kartoffeln, oftmals im kalten Zimmer sitzen sehe und dabei an mein Haus denke, wo Oskar und Anna sich in der behaglichsten Umgebung befinden und wenn sie kaum einen vernünftigen Wunsch ausgesprochen haben, dieser auch schon erfüllt ist."

„Aber, mein lieber Freund," antwortete Alfons, „diese Ungleichheiten im menschlichen Leben kann man unmöglich ebnen und es muß so sein."

„Es muß allerdings so sein," sagte der Doktor, „doch ist es an uns, so viel wir im Stande sind, dem Armen seine Armuth leicht zu machen."

„Amen!“ setzte Alfons spöttisch hinzu. — Dann nahm er noch ein kleines Halstuch, diesmal für seine Frau, wie er sagte, — er schien das vorhin bei dem Handschuhkauf ganz vergessen zu haben, dann wandte er sich an seinen Schwager und sprach: „Du kannst mich wohl an mein Haus führen, es ist für dich kein großer Umweg und draußen regnet und schneit es durcheinander.“

„Das versteht sich von selbst,“ erwiderte dieser und bezahlte seine Rechnung. — „Steigen wir ein!“

Die beiden Schwäger verließen den Laden, bestiegen die Droschke des Arztes, und die müden Pferde, die den ganzen Tag auf dem Pflaster herum gelaufen waren, gingen in einem ziemlich kurzen Trabe davon.

Bei dem Hause des Kommerzienraths setzte der Doktor seinen Schwager ab und rief ihm dann zu: „Also bis nachher!“

Jetzt schimmerten erst recht in allen Häusern die Weihnachtsbäume, jetzt konnte man erst recht das Jubeln der Kinder vernehmen; jetzt war Freude an allen Ecken.

Der Arzt blickte gern aus seinem Wagen heraus und freute sich jedesmal, wenn er bei einem so hellerleuchteten Fenster vorüber kam, wenn so die vielen brennenden Kerzchen wie kleine Blitze in seine Augen fuhren, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Er kam am Weihnachtsabend selten so spät wie diesmal nach Hause, doch hatten ihn einige wichtige Krankheitsfälle zurückgehalten; sonst war er es immer, der den Weihnachtsbaum arrangirte, anzündete und dann die Kinder herbei rief. Das Letztere mochte er sich auch heute nicht nehmen lassen, weßhalb er befohlen hatte, mit dem Anzünden zu warten, bis er käme; auch war es noch nicht so spät — erst sieben Uhr — und die Hoffnung auf bevorstehende Bescheerung ist schon im Stande, die kleinen Kinderaugen offen zu halten.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Weihnachtsleiden.

Endlich hatte der Doktor seine Wohnung erreicht; er sprang aus dem Wagen in's Haus und eilte die Treppe hinauf. Heute war es ihm lieb, daß die Glasthüre, obgleich gegen seinen Befehl, offen stand: brauchte er doch nicht lange zu klingeln und konnte gleich auf den Korridor gehen, wo ihn dann die Kinder am Tritte erkannten, und ihm, wie namentlich bei solchen Veranlassungen gewöhnlich, entgegen stürzen würden.

Aber diesmal kam Niemand, — er hustete, er stieß mit seinem Stock auf die Steinplatten, — umsonst! Weder Oskar noch Anna ließen sich sehen.

Kopfschüttelnd öffnete er die Thüre zum Speisezimmer, wo in der Regel der Christbaum aufgestellt wurde; da war Alles finster, aber es drang ihm ein Geruch entgegen von verbranntem Wachslicht und Tannennadeln, aber viel schärfer, als er gewöhnlich vom Anzünden des Weihnachtsbaums entsteht.

Eilig wandte er sich hierauf nach dem Kinderzimmer, öffnete hastig die Thüre und wollte mit seinem gewöhnlichen Schritte eintreten, doch kam ihm das Stubenmädchen entgegen, legte den Finger auf den Mund und sagte: „Bitte, Herr Doktor, etwas leise, sie schlafen."

„Wer schläft?" fragte er überrascht.

„Nun, die Kinder, wenigstens liegen sie ganz ruhig."

„Und schon so frühe, ehe ich den Weihnachtsbaum anzündete und ihnen bescheerte?"

„Ja, — ja — Herr Doktor —" erwiderte das Mädchen ziemlich verlegen, „es ist uns heute Abend ein kleines Unglück geschehen."

„Wem ist ein Unglück geschehen?"

„Eigentlich nicht uns, sondern der Frau Doktorin."

„So, ist meine Frau krank?" fragte der Doktor und wollte eilig das Zimmer verlassen.

„Nein, die Frau Doktorin sind ganz wohl, aber ich wollte nur sagen: ihr ist eigentlich das Unglück geschehen mit den Kindern.“

„Um Gotteswillen! was ist's mit den Kindern?“ rief erschreckt der Vater. Und dabei drückte er das Mädchen auf die Seite und eilte wieder hinaus in's Zimmer. — „Wo ist Frau Bendel?“

Die Aufgerufene kam zwischen den Betten hervor, in welchen die Kinder lagen und ging ihrem Herrn mit einem mehr verdrieß-lichen als verlegenen Gesichte entgegen.

„Mach' Sie doch keinen solchen Lärmen!“ sagte sie zum Stu-benmädchen; „man sollte ja glauben, hier läge Alles in den letzten Zügen. — O, es ist nicht so schlimm,“ wandte sie sich an den Doktor, „Oskar und Anna haben ein kleines Unglück gehabt, wie das bei Kindern häufig vorkommt. Wir wußten nicht, wo der Herr Doktor augenblicklich sei, sonst hätten wir Sie gleich rufen lassen; auch fuhr gerade der Herr Obermedizinalrath vorbei, als ich an der Hausthüre stand, um mich nach Ihnen umzusehen, und da rief ich diesen herauf.“

Jetzt schien die große Geduld des Arztes vollkommen erschöpft zu sein. Er schwenkte seinen Stock heftig in der Hand und sagte mit leiser, aber vor Zorn zitternder Stimme: „Wollen Sie nun endlich die Güte haben, Frau Bendel, mir gehörig der Reihe nach zu erzählen, was wieder in diesem Hause für Dummheiten und Unglücke vorgefallen sind?“

Bei diesen Worten warf das Stubenmädchen den Kopf in die Höhe und ging, heftig mit den Achseln zuckend, an den Tisch zu-rück, wo ihre Näherei lag.

„Nun?“ sprach der Hausherr ungeduldiger.

„So Fürchterliches ist gerade nicht geschehen,“ antwortete fin-ster Frau Bendel. „Und dann kann ich eigentlich nichts dafür, ich habe keine Dummheiten gemacht und man braucht nicht immer die Schuhe an mir abzuputzen. — Nun ja, der Christbaum stand im Eßzimmer fertig, alle Spielsachen darunter und sobald es dunkel wurde, wollte Madame die Bescheerung vor sich gehen lassen.“

„Ich hatte aber befohlen, damit zu warten, bis ich nach Hause käme!“

„Dafür kann ich nichts; Madame befahl mir, wie schon gesagt, sobald es dunkel würde, die Lichter anzuzünden.“

„Und Madame that das nicht selbst?“ fragte verwundert der Hausherr.

„Nein, Madame wollten später kommen, wenn die Kinder ihre Sachen erhalten hätten und der erste Lärm vorbei sei.“

Gerechter Gott! dachte der Doktor, und schlug die Hände über einander, das nennt die Frau einen Lärmen und will nicht sehen, wie die Kinder mit den weit offenen, glänzenden Augen in das Zimmer treten, wie sie überhaupt auf der Schwelle stehen bleiben, dann entzückt auf den leuchtenden Baum zustürzen, und nun nach und nach mit immer größerem Jubelgeschrei ein Geschenk um das andere entdecken! — Es macht der Frau kein Vergnügen, zu sehen, wie sie nun bei jedem neuen Stücke den Eltern dankbar in die Arme fliegen, sie herzlich küssen und darauf mit an den Tisch hinziehen, um ihnen dieß oder das zu zeigen! — — „Also Madame ließ den Baum anzünden?“ fuhr er nach einer Pause und zwar mit großer Ruhe fort, denn sein Herz durchzog ein eisiges Gefühl. „Nun, das Uebrige kann ich mir allenfalls denken. — Aber erzählen Sie, Frau Bendel, erzählen Sie es ganz genau!“

„Also wir zündeten den Baum an, und ich muß schon sagen, die Kinder hatten eine große Freude über Alles, namentlich Oskar sprang in Einem fort herum und war wie ausgelassen.“

„Das kann ich mir denken.“

„Nun ging ich einen Augenblick hinaus,“ fuhr Frau Bendel zögernd fort, „und dort die Nanette blieb bei den Kindern.“

„Nein, nein, Frau Bendel, das ist falsch,“ entgegnete eifrig das Stubenmädchen, „mir hatte Madame schon vorher geklingelt, ich mußte ihr ja helfen anziehen.“

„Ich weiß ganz genau, daß Sie im Zimmer war,“ sagte hartnäckig die Kindsfrau, „sonst wär' ich gewiß nicht hinausgegangen.“

„Bei Ihrem Diensteifer gewiß nicht,“ versetzte der Doktor mit einer erstaunenswerthen Ruhe; doch zitterte seine Hand mit dem Stocke und die Krempe seines Hutes drückte er ganz zusammen. —

„O ich kenne das ganz genau. Gebt euch deßhalb keine Mühe, die Schuld auf das Andere zu schieben, ich will nur einfach das Faktum wissen; — — die Thatsache, Frau Bendel, wie es auf deutsch heißt, oder, um mich noch deutlicher auszudrücken, was geschehen ist, nachdem die Kinder allein geblieben bei dem brennenden Baum. Denn daß sie allein geblieben, ist mir schon klar geworden."

„Das ist freilich nicht zu leugnen; aber gewiß ohne meine Schuld."

„Und ohne die meinige," sagte schnippisch das Stubenmädchen.

„Was geschah?" rief nun der Doktor ziemlich laut, indem er nach den Armen der Kindsfrau griff, die er wahrscheinlich fest gefaßt hätte, wenn sie nicht zurückgewichen wäre.

„Wir waren also noch nicht lange zur Thüre hinaus," erzählte diese weiter, und versuchte es, einen weinerlichen Ton anzunehmen, „da hörten wir ein großes Geschrei, und als wir nun augenblicklich in's Zimmer zurückstürzten, sahen wir, daß der Baum vom Tische herabgefallen war. Oskar hatte gewiß daran gezerrt —"

„Der brennende Baum war vom Tische gefallen?" rief erschrocken der Doktor. — „Und auf die Kinder?"

„Nur mit der Spitze auf Oskar; aber, bei Gott im Himmel! Herr Doktor, nicht bedeutend, er hat nur das Haar etwas versengt und das rechte Ohr —"

„Er hätte verbrennen können!" warf entsetzt der Vater dazwischen. — „Und Anna?"

„Sie wollte auf die Seite springen, stolperte über einen Schemel und ritzte sich im Fallen die Haut über dem einen Auge blutig."

„Jetzt wüßten wir die Thatsachen," meinte wieder mit auffallend ruhigem und stillem Wesen der Doktor. — „Nun wollen wir nachsehen, wie viel ihr verschwiegen habt."

Er legte Hut und Stock auf eine nahestehende Kommode und ging in das anstoßende Zimmer, wo sich die beiden Kinder in ihren Bettchen befanden.

Sie hatten sich Beide so sehr auf den heutigen Abend gefreut,

sie hatten immer darauf gewartet, der Vater werde kommen, den Weihnachtsbaum anzünden und sie nun wie gewöhnlich in das Zimmer führen. — Und der Vater blieb so lange aus, weßhalb Beide dachten, er hätte sie am heutigen Abend vergessen, denn sie wußten nicht, daß er befohlen, man sollte warten, bis er heim käme. — Und darauf hätten sie so gerne gewartet! Doch Mama ließ ihnen den Baum anzünden, ohne selbst dabei zu sein, und sie freuten sich auch wohl recht, aber nicht so, wie sonst. — Da wollte Oskar einen Reiter herab nehmen, der an dem Baume hing, und da er ein wenig zu heftig zog, so bekam der Baum, schwer an Zuckerwerk, Nüssen und Lichtern, das Uebergewicht, und statt der Freude mußte Oskar sowie Anna zu Bette gehen und dort viele Schmerzen aushalten; beide schliefen nicht, sondern warteten auf den Vater. Endlich hörten sie seinen Wagen anfahren, hörten ihn die Treppen herauf springen, dann in's Zimmer kommen, und vernahmen, wie Frau Bendel die ganze Geschichte erzählte. — Nun fürchteten sie sich, wagten nicht ein Wort zu sprechen, ja sie schlossen die Augen und so konnte man glauben, sie schliefen.

Als sich aber der Vater leise den Bettchen näherte, sich darüber hinbeugte und tief betrübt sagte: „Ihr armen, armen Kinder!" da fingen sie Beide an heftig zu weinen, streckten ihre Aermchen in die Höhe und riefen wie aus einem Munde: „Oh Papa, Papa, es ist gut, daß du endlich gekommen bist."

„Wir haben so lange auf dich gewartet," setzte Oskar hinzu.

„Und hätten gerne noch länger gewartet mit dem Anzünden des Baumes," meinte das kleine Mädchen — —

„Bis du nach Hause gekommen wärest, lieber Papa," unterbrach sie der Bruder. „Weißt du, wie gewöhnlich, wenn wir uns unter der Thüre beide Augen zuhalten mußten und du nun zähltest: eins — zwei — drei. Ah! das war immer so arg schön!"

„So wollen wir es auch wieder machen," versetzte beruhigend der Vater. „Jetzt müßt ihr aber recht ruhig sein."

„Wann wollen wir es wieder so machen, lieber Papa?" fragte Oskar.

„Vielleicht morgen Abend, mein Kind. Wenn du recht ruhig

bist, bringt dir das Christkindlein wohl heute Nacht einen neuen Baum."

„O, das wäre prächtig!" entgegnete Oskar, und ließ sich nun recht gern in seinem Bettchen aufsetzen, vom Vater den Verband abnehmen und nach seiner Verwundung sehen.

Die war nun wohl schmerzhaft gewesen, aber glücklicherweise nicht gefährlich. Der Obermedizinalrath hatte Umschläge von cullatischem Wasser befohlen, und die wurden fortgesetzt. Bei Anna, deren Schramme über dem Auge nicht tief war, legte man einfach kleine Kompreßchen auf, die mit kaltem Wasser angefeuchtet waren.

Der Doktor setzte sich zwischen die Betten seiner Kinder und ließ sich erzählen, welche Herrlichkeiten ihnen das Christkind bescheert. Das Meiste aber hatten sie in dem Schrecken und der Verwirrung wieder vergessen und der Vater freute sich darauf, ihnen morgen mit einem anderen Baum, der wohl anzuschaffen sein würde, eine neue Bescheerung zu veranstalten. Und hiezu gab er eine kleine Hoffnung, was sie mit vieler Freude erfüllte. Sie reichten ihm dann zur guten Nacht ihren kleinen rothen Mund, den er herzlichst und innigst küßte, Anna schlang dabei ihr Aermchen um seinen Hals und drückte ihn fest an sich. — „Gute Nacht, lieber, guter Papa," sagten sie; und hierauf ging dieser mit leisen Schritten in das Vorzimmer.

Frau Bendel und das Stubenmädchen saßen da tief gekränkt im Gefühle ihrer Unschuld; Beide hatten Recht, wie denn überhaupt die weiblichen Dienstboten bei jeder Veranlassung Recht zu haben pflegen, und Beide machten ihrem Herrn ein grimmiges, unverschämtes Gesicht, wie das so der Brauch ist in dieser verderbten Welt.

Der Doktor schien übrigens die unmuthig emporgezogene Nase des Stubenmädchens, sowie die verdrießlich herabhängende Unterlippe der Frau Bendel gar nicht zu bemerken, sondern nahm seinen Hut und Stock und sagte in bestimmtem Tone zu der Kindsfrau: „Feuchten Sie die Umschläge noch einmal an, ehe Oskar und Anna einschlafen, dann lassen Sie die Kinder ruhen." Hierauf ging er

der Thüre zu, blieb aber vor derselben stehen und fragte: „Wo ist meine Frau?“

Da er diese Frage an keine der Beiden schwer Beleidigten speziell richtete, so erhielt er auch keine Antwort, und mußte sie wiederholen; und zwar richtete er sie nun an das Stubenmädchen.

„Madame sind unten bei Oberjustizraths,“ antwortete sie kurzweg, „werden aber gleich herauf kommen.“

„Zur Vorsorge, daß sie auch gewiß kommt, können Sie ihr sagen, ich sei da,“ versetzte der Doktor, worauf er das Zimmer verließ und in den Salon hinüber ging.

Die Köchin, die draußen vor der Thüre, scheinbar um zu leuchten, in Wahrheit aber, um „den Spektakel“ nicht zu versäumen, gewartet hatte, folgte ihm.

Der Doktor befand sich immer noch in seinem Paletot, den er auf der Straße trug, er zog ihn aber, im Zimmer seiner Frau angekommen, sogleich aus; und als er ihn nun über die Stuhllehne hängte, bemerkte er in der Tasche die beiden Paketchen mit den Sachen, die er für seine Frau gekauft. Er warf sie auf den nebenan stehenden Tisch, dann legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte nachdenkend im Zimmer auf und ab.

Sein Zorn war verraucht; es war nichts übrig geblieben als ein tiefer Schmerz, ein wehmüthiges Gefühl, daß ihm auch dieser Abend, die Freude, die er an demselben zu genießen gehofft, durch die Gleichgiltigkeit seiner Frau verdorben worden. Würde er sie bei seinem Eintritt in das Kinderzimmer gesehen haben, so hätte es vornherein eine starke Scene gegeben, denn er war im ersten Augenblicke außer sich. So aber hatte er sich gefaßt, und er wurde kälter und kälter, je länger er in dem Salon auf und ab spazierte.

Madame ließ ihn ziemlich lange da spazieren, ehe sie erschien.

„Was hilft's mich,“ dachte er in seiner übergroßen Herzensgüte, „wenn ich ihr jetzt harte oder ernste Worte sage, wenn ich sie frage, warum sie meinen Befehl nicht befolgt und mit dem Anzünden des Baumes nicht gewartet, bis ich nach Hause gekommen? — Wird sie ihr Unrecht einsehen? — Gewiß nicht! Am allerwenigsten, wenn ich

es ihr ernstlich vorhalte. Und wenn sie es nicht einsieht, wird sie sich auch nicht bemühen, ihr Leben in so vielen Dingen zu ändern."

„Nein, nein! sie wird es nicht ändern," sprach er halblaut vor sich hin, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, „sie wird es nicht ändern, weil sie nie ihr Unrecht einsieht. — Auch ist es ja der heilige Christabend und da ist es besser, ich lasse Fünfe gerade sein, als daß ich einen Streit mit ihr anfange. — Hoffentlich wird sie mich heute Abend wenigstens mit einem freundlichen Gesicht empfangen, denn ihr Herz muß ihr doch sagen, daß sie schwer gefehlt, wenn sie das auch mir nicht eingestehen will. — Ach ja, sie wird zuvorkommend, vielleicht herzlich sein. — — Aber sie könnte jetzt ihren Besuch da drunten abbrechen," fuhr er nach einer längeren Pause fort, „sie muß doch lange wissen, daß ich da bin." —

Bald darauf hörte man Schritte auf der Treppe, die Glasthüre wurde geöffnet, dann die Salonthüre, und Madame trat herein. Ob sie ihren Gemahl mit einem Kopfnicken begrüßte, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben; daß sie aber sein freundliches „Guten Abend" mit keiner Silbe erwiderte, darauf können wir schwören. Sie drückte die Thüre etwas stark hinter sich in's Schloß, ging langsam in die Mitte des Zimmers, wo der Tisch stand, stützte ihre Hand darauf und sagte ziemlich laut: „Da bin ich denn. — Was soll es schon wieder?"

Wir müssen gestehen, daß der Doktor durch den Anblick seiner Frau sehr unangenehm überrascht war; von dem freundlichen Gesicht, das er zu sehen gehofft, war keine Spur zu bemerken, sie stand da, den Kopf ziemlich erhoben, mit den Augen zwinkend, und nagte an der Unterlippe, was Alles bei ihr ein Zeichen schlechter Laune war.

„Das ist eine seltsame Frage von dir," entgegnete er. — „Was du hier sollst, wenn dein Mann nach Hause kommt? — In der That seltsam für jeden Abend, aber doppelt seltsam für ein Fest wie das heutige. Da meine ich denn doch, es verstände sich von selbst, daß du, wenn du nicht auf deinem Zimmer bist und ich dich rufen lasse, freundlich kommen und mir einen guten Abend bieten könntest."

Madame warf den Kopf auf die Seite und gab keine Antwort.

Der Doktor rieb sich die Stirne, denn er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. — „Ich an deiner Stelle,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „hätte überhaupt am heutigen Abend meine Wohnung nicht verlassen, und das aus zweierlei Gründen: erstens, um nach meinen Kindern zu sehen, die ja krank zu Bette liegen, und zweitens, um mir, deinem Manne, sogleich sagen zu können, auf welche Art die Kinder, die heute Mittag noch so frisch und munter waren, von dem Unfalle betroffen waren.“

„Und dabei wohl um Verzeihung bitten?“ fragte sie mit einem bittern Lächeln.

„Wenn du etwas Unrechtes gethan hast, allerdings,“ versetzte er. „Und wenn du irgendwie gegen meine Befehle gehandelt, so würde es durchaus für dich keine Schande sein, wenn du ein Wort der Entschuldigung hören ließest.“

„Es ist leicht gegen deine Befehle handeln,“ antwortete die Frau, „denn du befiehlst den ganzen Tag, bald dies, bald das, bald rechts, bald links, bald so, bald so. Und diese Befehle kreuzen sich so hin und her, daß es sehr verzeihlich ist, wenn man täglich ein halbes Dutzend vergißt.“

„Gott sei Dank!“ dachte der Doktor, „sie antwortet doch wenigstens. Also wird die Scene nicht so schlimm werden.“

„Deinen Befehl für den heutigen Abend, auf den du anspielst,“ fuhr sie fort, „hatte ich übrigens keine Lust zu befolgen; ich sehe gar nicht ein, weßhalb ich immer warten soll, bis es dir einmal gefällt, nach Hause zu kommen.“

„Bis es mir einmal gefällt, nach Hause zu kommen?“ entgegnete schmerzhaft berührt der Doktor. „Du hast sehr Unrecht, das zu sagen, da du wohl weißt, daß ich nicht Herr meiner Zeit bin.“

„Ich will mit dir nicht streiten!“ sagte sie wegwerfend, „da komme ich doch zu kurz. Aber heute machte es mir nun einmal Spaß, sobald es dunkel wurde, den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden zu lassen, weil es alle vernünftigen Leute gerade so machten. — Ist das denn ein fürchterliches Unrecht?“

„Ja," sprach er fest und ruhig, aber ohne Zorn, während er sich gleichfalls dem Tische näherte und ihr gegenüber trat. „Und gerade in dem Anzünden lassen liegt ein doppeltes Unrecht; hätten die armen Kinder dich gebeten, ihnen doch jetzt schon die Freude zu machen, hätte dein Mutterherz diesen zärtlichen Bitten nicht mehr widerstehen und du nicht mehr erwarten können, bis die Kinder dir jubelnd in die Arme sprangen mit herzlichem Danke, so wäre es dir zu verzeihen, daß du meinen Wunsch, meinen Befehl nicht beachtet. — Aber da es dir, — auf deinem Fauteuil," fuhr er heftiger fort, „vollkommen gleichgiltig sein konnte, ob die Kinder jetzt oder später ihren Weihnachtsbaum erhielten, — denn du sahst nicht ihr Entzücken, ihre kindliche Freude, — so hättest du das, was ich angeordnet, respektiren sollen und mir dadurch neuen Verdruß und den Kindern den Unglücksfall ersparen können." —

„Ja, ja, es ist schon recht," entgegnete sie und wandte dabei den Kopf ab; „es kann in diesem Hause kein Tag ohne Streitigkeiten vergehen, und wenn nichts mehr da liegt, so suchst du etwas von weiter herbei."

„Ich suche was herbei!" sprach er im Tone des Vorwurfs.

„Was weiß ich, was dir am Tage Unangenehmes passirt ist; aber Alles, worüber du draußen deinen Zorn nicht auslassen kannst, das müssen wir hier entgelten, namentlich ich. — Ah, es ist am Ende sehr leicht, verdrießlich nach Hause zu kommen und alsdann ohne alle Ursache Scenen absichtlich herbeizuführen."

„Scenen absichtlich herbeiführen!" versetzte er mit zornigem Lachen; „und das ohne alle Ursache! — Sage mir, Frau, woher nimmst du die Stirne, um mir nach Dem, was vorgefallen, solche Dinge in's Gesicht hinein sagen zu können. — Scenen absichtlich herbeiführen! Ich war ruhig wie ein Engel, als du in's Zimmer herein tratst, — ich hatte mir auch vorgenommen, es zu bleiben, nicht weil es auf dich einen Eindruck machen würde, sondern hauptsächlich, weil es der heilige Abend ist, — einer unserer höchsten Festtage. — Hahaha! ein schöner Festtag für mich! — Nun also, ich wollte ruhig bleiben, und ich wäre es, bei Gott im Himmel! auch geblieben, wenn du — du, im Bewußtsein deines Fehlers gegen

mich, es nur der Mühe werth gefunden hättest, ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen. — O nicht einmal das! — Ein Wort der Entschuldigung? — So viel verlangt man nicht von dir; nein, nein! nur ein freundliches Gesicht hättest du mich sollen sehen lassen, mir nur die Hand entgegen strecken und zu mir sagen: ah! da bist du ja; ich freue mich. — Dann hätte ich dir in meinem Herzen gedankt, und wenn du mir den Unfall von dahinten erzählt hättest," — damit streckte er die Hand aus, — „so hätte ich dir liebreich gesagt: laß uns das eine Lehre sein, mein Kind, daß Eins des Andern Wünsche, wo es thunlich ist, erfüllt."

„Also eine Lehre hätte es doch gegeben! — Nun, das habe ich mir gedacht."

„Aber du willst keinen Frieden!" rief der Doktor laut, indem er vor Zorn zitterte, „du selbst willst nichts von Ruhe, und gönnst auch mir keine. — Nun wohlan denn, mir kann es recht sein; aber jetzt, da du mich auch wieder aus meinem stillen Frieden hinaus gejagt hast, so sollst du wenigstens hören, wie tief du mich verletzt. — Gott da oben weiß es, wie sehr ich mich den ganzen ermüdenden Tag über auf den heutigen Abend gefreut, auf meine Kinder und ihre Glückseligkeit, auf ein stilles Beisammensitzen mit euch. — Und nun ist Alles, Alles wieder dahin!"

„Im Gegentheil," erwiderte Madame, indem sie ihrem Manne recht dreist in die Augen sah, „jetzt erst hast du erreicht, was du gewünscht: du darfst nach Herzenslust schimpfen und toben."

„Ja, und das will ich!" schrie nun der arme Doktor im höchsten Zorne.

Und so leid es uns thut, können wir bei unserer Wahrheitsliebe dem geneigten Leser nichts verschweigen: er schlug dabei so heftig auf den Tisch, daß einige Flaschen und Gläser, die dort standen, in die Höhe fuhren.

Die Doktorin wich mit einem bösen Blick einen halben Schritt zurück, warf sich aber drohend in Positur und öffnete ihre Augen so weit als möglich.

„So höre denn auch mein Toben," fuhr er fort. „Wenn du eine Frau von Erziehung und Gefühl wärest, — o Gott! wenn du

nur allein ein fühlendes Herz hättest, so würdest du begreifen, wie sich ein Vater das ganze Jahr darauf freuen kann, am Weihnachtsabend seinen lieben Kindern die Bescheerung selbst zu veranstalten; da würdest du fühlen, daß die ganze Seligkeit dieses Gebens in dem Momente liegt, wo die armen kleinen Kinder dastehen, überrascht und sprachlos vor Entzücken. — Den Moment hast du mir leichtsinnig ge — — nommen. — Und hast du vielleicht für dich selbst diesen Raub an meinem Herzen begangen? — O, das wäre verzeihlich! — Aber nein! — nein! — nein! Du stahlst mir diese kostbare Stunde, um sie in höchster Gleichgiltigkeit fremden Leuten hinzuwerfen, die sie doch nicht zu würdigen verstehen."

Madame nagte heftig an ihrer Unterlippe, zwinkerte auch etwas stärker als gewöhnlich mit den Augen, sonst aber ließ sich auf ihrem leidenschaftslosen Gesichte keine Spur irgend einer Aufregung ersehen, ja sie lächelte sogar, als sie sagte: „Dein Humor von heute Abend übertrifft sich. Du sprichst von Bildung und Gefühl, und wirfst deiner Frau vor, sie raube und stehle."

Der Doktor zuckte heftig zusammen, denn das war eins ihrer gewöhnlichen Manöver, daß sie irgend ein Wort aus dem Zusammenhange oder dem Sinn des Ganzen heraus riß und ihm nun hartnäckig vorwarf.

„Also ich raube und stehle?" wiederholte sie. „Schön! das habe ich noch nicht gewußt."

„Eine kostbare Stunde hast du mir heute Abend wieder geraubt, wie schon früher unzählige, habe ich gesagt und sage es wieder," entgegnete der Doktor, indem er die geballte Faust auf den Tisch stützte und ihr, sich vorn überbeugend, fest in die Augen sah. — „Nur in der Beziehung, sprach ich dieses Wort; ich bitte — Frau — daß du die Gnade haben mögest, mich zu verstehen, mir nicht den Sinn meiner Worte zu verdrehen und mich jetzt einmal ohne Einwendung anzuhören, bis ich zu Ende bin."

„Wenn die Scene noch lange andauern soll," erwiderte sie, „so wirst du mir vielleicht erlauben, daß ich mich einen Augenblick niedersetze, denn ich kann das sitzend ebenso gut wie stehend genießen."

Damit wollte sie sich vom Tische entfernen, doch faßte der Doktor in höchster Wuth nach ihrem Handgelenke, nahm es fest zwischen seine Finger und hielt sie auf diese Art zurück.

„Nein," sagte er und seine Augen sprühten Blitze, „du sollst mich stehend anhören, denn meine Rede soll deine Strafe sein, und Strafen empfängt man nicht im weichen Fauteuil — Madame! — Wenn überhaupt nicht das Sitzen deine Leidenschaft wäre, so stände es anders um mein Haus, um mich und die Kinder. Aber was kann man von den Dienstboten verlangen, wo Madame zu — faul ist, — ja, ich habe es gesagt, — um sich auch nur im Geringsten ihres Hauswesens anzunehmen! Der Beweis ist der heutige Abend. Ist es nicht Faulheit und Gleichgiltigkeit, — von mangelndem Gefühl will ich gar nicht mehr reden, — daß sich Madame am heutigen Abend den Teufel um ihre Kinder bekümmert, sie fremden Leuten überläßt? — Fremden Leuten, die so wenig überwacht sind, daß sie sich ihrerseits ebenfalls unterstehen, die armen Geschöpfe ohne Aufsicht zu lassen, so daß nur der Schutz des guten Gottes daran schuld ist, daß nicht Brandunglück und Tod in meinem Haus eingekehrt sind."

Bei diesen letzten Worten ließ er ihre Hand los und faltete seine Arme auf der Brust, wobei er tief Athem schöpfte und die Frau mit einem festen Blicke ansah.

Madame war vorhin ein klein wenig erbleicht, doch faßte sie sich bald wieder, und als sich von ihrem Handgelenke die umklammernden Finger ihres Gatten gelöst, blickte sie die Röthe, die durch diesen Druck entstanden, einen Augenblick mit verächtlich aufgeworfenem Munde an, dann sagte sie achselzuckend: „Natürlicherweise, so muß man mich behandeln! Ich verdiene das, denn was kann Jemand, der raubt und stiehlt, und der an Brandunglück und Tod im eigenen Hause schuld ist, anders verlangen? — Aber ich habe diese Scenen satt," fuhr sie nach einer Pause fort, „vollkommen satt und ertrage sie nicht länger. — Ich sehe wohl, daß ich anfange hier überflüssig zu werden, und machen kann, was ich will, ohne daß ich im Stande bin, Streit, Zank — alles Mögliche zu verhüten. — Auch bin ich zu stolz, irgendwo geduldet zu sein; meine

Rechte als Hausfrau scheint man hier nicht anerkennen zu wollen, indem man mich wie eine Magd behandelt. Das will ich ändern und deßhalb heute noch zu meiner Mutter hinaus, um mich mit ihr zu besprechen, wie diese Sache auf die schicklichste Art und zur Zufriedenheit beider Theile geändert werden kann." — Sie warf den Kopf in die Höhe und stemmte die rechte Hand fest auf den Tisch. Dann schloß sie nach einer kleinen Pause: „Ich werde hoffentlich die Erlaubniß erhalten, über diesen Gegenstand mit meiner Mutter sprechen zu dürfen?" — Sie wartete einen kleinen Augenblick auf Antwort, dann wandte sie sich um und eilte zum Zimmer hinaus, wobei ihr Fuß hart auftrat und ihr Kleid aus schwerem Seidenstoffe heftig rauschte.

Draußen auf dem Gange stoben die drei dienstbaren Geister, die Köchin, die Kindsfrau und das Stubenmädchen, eilfertig auseinander und von der Thüre weg, als sie vernahmen, daß diese geöffnet wurde. Sie hatten es in ihrer Diensttreue für nothwendig gehalten, kein Wort von der kostbaren Scene im Salon zu verlieren, und die Dame der Küche ließ aus diesem wichtigen Grunde die Suppe verbrennen, Nanette vergaß ihre Stickerei, und Frau Bendel konnte es nicht sehen, daß Anna sich in ihrem Bettchen aufgerichtet hatte und sehnsüchtig nach der Wärterin rief, weil sie die Wunde am Kopfe wieder schmerzte.

Es ist schade, daß wir in diese wahrhaftige Geschichte keine Spukgestalten hinein bringen können, denn sonst würden wir, gewiß zum großen Vergnügen des geneigten Lesers, hier einen Prügelgeist erfinden, der unsichtbar hinter den Zuhörern auf dem Gange stände, um im geeigneten Momente eine Legion unsichtbarer, aber sehr kräftiger Ohrfeigen loszulassen. — O, wenn es nur solche Prügelgeister gäbe!

Der Doktor war an dem Tische stehen geblieben und hatte seiner Frau nachgeblickt, bis sich die Thüre hinter ihr geschlossen, dann ließ er die Arme sinken, seufzte aus tiefem Herzensgrunde und sagte: „Sie mag thun, was sie verantworten kann, ich will sie nicht zurückhalten."

Hierauf nahm er die Carcellampe vom Tisch, doch während er sie in sein Arbeitszimmer hinüber trug, zitterte seine Hand so heftig, daß Kugeln und Glas beständig zusammen klirrten.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Eine Mutter und ihr Kind.

Zwischen seinen Büchern und alten bekannten Möbeln und Geräthschaften ging der Doktor längere Zeit auf und ab und gedachte der eben vergangenen Scene. Der Anblick all' der bekannten und traulichen Gegenstände, die ihn schon seit langen, langen Jahren umgaben, — Manches stammte ja noch aus seiner Kinder= und Schulzeit her, — beruhigte allmälig seine Nerven und ließ sein Herz langsamer schlagen. — War er zu heftig gewesen? — Anfänglich gewiß nicht, und am Ende hatte sie ja mit Gewalt seine Geduld zerrissen. — Nein, nein! Diesmal konnte er sich nicht selbst anklagen; er hatte ihrem Kommen mit den besten Gedanken entgegen gesehen; hätte sie ihm nur die Hand gereicht und gesagt: es ist mir leid, daß das Alles geschehen, laß es gut sein! — o, dann hätte er einen heiteren Abend erlebt, anstatt daß er sich jetzt so trostlos und unglücklich fühlte. — Hatte sie doch ruhig auf eine Scheidung angespielt, und den Gedanken konnte er nicht fassen und ertragen bei allen Fehlern, die sie hatte; auch war sie ja die Mutter seiner Kinder, und er hatte noch immer gehofft. — Wenn sie aber an dem ausgesprochenen unglücklichen Gedanken festhielt, so war Alles für ihn verloren, denn er liebte sie immer noch.

Von diesen finsteren Gedanken überwältigt, warf er sich in seinen Lehnstuhl und vergrub den Kopf in beide Hände. Er verfiel in jenen Zustand, wo man nicht mehr denkt, sondern wachend träumt, wo traurige und heitere Bilder mit einander kämpfen, wo jener wilde Schmerz, der unser Innerstes empört, ruhiger wird, wo nur tief im Herzen die eben überstandenen Leiden bei jedem Athemzuge nachzittern.

Draußen an der Glasthüre wurde jetzt die Klingel sanft gezogen; die Köchin öffnete, eine leise Stimme flüsterte etwas und darauf antwortete Jene: „Der Herr Doktor sind nur zu sprechen

Mittags von Zwei bis Drei, sowie Mittwoch und Samstag Nachmittag zwischen sechs und sieben Uhr."

Die fragende Person schien nichts darauf zu antworten, wenigstens vernahm man im Zimmer nichts.

„Auch werden Sie wohl wissen, daß heute der Weihnachtsabend und schon acht Uhr vorbei ist. — Nein, ich kann dem Herrn Doktor Niemand melden, Sie müssen schon morgen Früh wieder kommen."

„Das kann ich auch," hörte man die andere Stimme sagen, „das kann ich auch, und bitte ich sehr zu entschuldigen."

Der Doktor fuhr aus seinen Träumereien empor und zog die Klingel, die neben seinem Schreibtische hing.

Da draußen war eine Leidende, die man eben abweisen wollte; ihm erschien es aber in diesem Augenblicke als eine Beruhigung, das Unglück Anderer zu hören, es vielleicht lindern zu können. Auch zog ihn der Klang der Stimme draußen an: er war so leise und klagend.

Die Köchin trat in das Zimmer.

„Wer war draußen? — Wer hat geschellt?"

„Eine unbedeutende Person, — ein ärmlich aussehendes Frauenzimmer; ich habe sie auf morgen früh wieder bestellt."

„Lassen Sie sie nur herein kommen."

„Ja, sie wird schon fort sein."

„So eilen Sie die Treppe hinab und holen sie herauf."

Die Köchin ging hinaus, schloß die Glasthüre hinter sich, man hörte sie in den untern Stock hinunter laufen, und wenige Augenblicke darauf kam sie wieder zurück, öffnete die Thüre zum Arbeitszimmer ihres Herrn und ließ ein Frauenzimmer eintreten, das schüchtern auf der Schwelle stehen blieb.

„Sie haben mich noch heute Abend sprechen wollen?" fragte sanft der Doktor.

„Ja, und ich bitte sehr um Verzeihung," entgegnete die Eingetretene; „ich weiß wohl, daß ich eine ziemlich unpassende Zeit gewählt habe."

„Wenn man krank ist, so kann man das nicht so genau neh-

men. — Womit kann ich Ihnen helfen? Sind Sie von Jemand anders zu mir geschickt oder selbst krank?"

Das Mädchen schwieg einen Augenblick still, dann aber näherte sie sich mit einigen schüchternen Schritten dem Arzt, faltete ihre Hände und sagte: „Beides ist nicht der Fall, Herr Doktor: ich bin von Niemanden geschickt und auch nicht selbst krank."

„So wollen Sie auf andere Art meine Hilfe in Anspruch nehmen?" entgegnete der Arzt, indem er die Hand an eine Schublade seines Schreibtisches legte, da er dachte: man will ein Almosen von mir haben.

Mochte nun das Mädchen die Bewegung des Doktors verstanden oder den Blick begriffen haben, den er zu gleicher Zeit über ihre ganze Gestalt hinlaufen ließ, genug, sie sagte eifrig: „Um Ihre Hilfe bitte ich wohl, Herr Doktor, das heißt, nur um Ihre Hilfe in Worten — um Ihren Rath."

„Aha! — Also doch eine Art ärztlicher Konsultation? — So bitte ich, Platz zu nehmen."

Dabei stand er auf, schob ihr einen Stuhl hin und hob alsdann den Schirm von der Lampe, so daß das volle Licht auf des Mädchens Gesicht fiel. Ein Blick auf diese Züge belehrte übrigens den Arzt, daß er doch eine Kranke vor sich habe, und zwar eine schwer Kranke, eine Unheilbare. — Es war Katharine, die Nähterin, die sich nun vor ihm auf den Stuhl niederließ, und deren Brust sich heftig hob und senkte, wobei sie den Mund leicht geöffnet hatte und die Nasenflügel zitternd jedem Athemzuge folgten. Die Wangen waren noch bleicher als vor einiger Zeit, und die Röthe auf denselben dunkler und brennender.

„Vor allen Dingen," sprach das Mädchen, „muß ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt, Sie am heutigen heiligen Abend zu stören; vielleicht hatte ich Unrecht, aber ich dachte mir, der Christabend mit seinen Freuden, mit den angenehmen Stunden, wenn man den Kindern etwas bescheert hat, mache Sie noch freundlicher gesinnt als Sie sonst wohl sind, und geneigter, etwas für mich zu thun."

„Wenn es in meiner Macht liegt, Ihnen zu helfen, so soll es geschehen," entgegnete der Doktor. — „Sprechen Sie!"

Katharine that einen tiefen Athemzug, dann zog sie ihr Umschlagtuch mit den zitternden Fingern etwas von der Schulter herab und sagte, indem sie die glänzenden Augen niederschlug: „Es wird mir recht schwer, anzufangen, Herr Doktor; aber dem Arzte kann man ja Alles sagen wie dem Pfarrer, und so will ich denn auch Ihnen beichten. — Ich hatte ein Kind, ein kleines, liebes Kind —"

Der Doktor wollte eine Frage thun, doch kam ihm Katharine zuvor, indem sie fortfuhr:

„Nein, nein, ich bin nicht verheirathet."

„Nun denn, so erzählen Sie weiter," sprach er mit gutmüthigem Tone.

„Dieses Kind hatte ich zu einer Frau gethan, die es recht ordentlich verpflegte; es gedieh auch, — so schien es mir wenigstens, — denn wenn ich Sonntags zu ihm ging, so konnte ich schon bemerken, daß seine Bäckchen dicker wurden, und auch die Aermchen und Hände. — Man sieht so was leicht."

„Und das Kostgeld bezahlten Sie aus eigenen Mitteln?" fragte der Doktor. — Er hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und betrachtete die Person vor sich mit aufmerksamen Blicken.

„Aus eigenen Mitteln," wiederholte sie. „Ich brauche ja für meine Person nicht viel, und wenn man für sein Kind arbeitet, so ist es gar nicht mühsam, vom Morgen bis in die Nacht zu nähen, — gewiß nicht."

„Aber der Vater dieses Kindes?" fragte der Doktor zögernd.

„O ich wollte nichts von ihm," erwiderte Katharine, indem sie die Hand ausstreckte, „nicht einen Kreuzer mehr, nachdem er mich verlassen."

„Ah so! — ich verstehe."

„Ich war so glücklich mit meinem kleinen Kinde, so glücklich, daß ich es gar nicht sagen kann. Ich muß Ihnen das gestehen, Herr Doktor, damit Sie auch begreifen, wie sehr mich der fürchterliche Schlag traf, als man mir eines Tages sagte, das Kind sei plötzlich gestorben."

„Und Sie wußten nichts von seiner Krankheit?"

„Nicht das Geringste."

„Und man rief Sie nicht, als das Kind im Sterben war?"

„Man rief mich nicht; man hatte es sogar schon begraben, als ich seinen Tod erfuhr und man mir diesen Todtenschein hier einhändigte."

„Lassen Sie sehen."

Katharine reichte dem Arzte das Papier, das er auseinander faltete und genau durchsah. „Nach diesem Schein," sagte er, „ist freilich kein Zweifel, daß bei einer Frau — Bilz ein Kind, Mädchen, von zwei Jahren in der Nacht von dem auf den gestorben ist. — Alles ist hier in Ordnung, jede Formalität erfüllt und die Unterschrift richtig."

„Aber das Kind ist darum doch nicht gestorben," sprach das Mädchen mit einem seltsamen Lächeln.

„Wie meinen Sie das?" entgegnete aufmerksam der Doktor. — „Meinen Sie vielleicht, nicht von selbst gestorben? — Vielleicht gar getödtet worden? — O seien Sie unbesorgt, die Leichenschau nimmt es, namentlich in diesen Fällen, sehr genau."

„O nein," antwortete das Mädchen, „es ist da nichts Schlimmeres geschehen, als daß man mein Kind heimlich fortgenommen und ein anderes untergeschoben hat, über welches dieser Schein ausgestellt wurde."

„Ich verstehe Sie nicht recht," sagte der Doktor; „es mußte doch Jemand einen Zweck dabei gehabt haben, Ihr Kind verschwinden und Ihnen als todt erscheinen zu lassen."

„O, an einem Zweck fehlt's nicht!" versetzte Katharine, nachdem sie leicht gehustet; „der Vater des Kindes, — er ist von sehr ordentlicher Familie," sprach sie mit einigem Stolze, — „steht im Begriff, sich zu verheirathen. Seine Verwandtschaft nun, der mein armes Kind schon lange im Wege war, hat endlich die Mittel gefunden, es auf die angegebene Art auf die Seite zu schaffen."

„Das ist ja ein Verbrechen!" rief der Arzt.

„Gott sei Dank, daß sie kein schlimmeres begingen, daß sie wenigstens das Kind am Leben ließen! — Sie haben es also fortgeschafft und ein anderes krankes Kind dafür hingebracht, das

nun gestorben ist und über dessen Tod jener Schein ausgestellt wurde."

„Möglich! — möglich!"

„Nicht nur möglich," entgegnete das Mädchen, während es sich mit seiner zitternden Hand über die Stirne fuhr, „es ist gewiß, wir haben Beweise dafür, die besten, vollgiltigsten Beweise; wir wissen, wo sich das Kind aufhält, können es aber nur mit großen Schwierigkeiten wieder erlangen."

„Das kann ich mir wohl denken," versetzte der Doktor. „Doch bitte, erzählen Sie mir das, wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt."

„O nein," erwiderte das Mädchen mit strahlenden Augen. „Diese Erlaubniß macht mich glücklich; ich kam auch deßwegen hieher, und weiß nicht, wie sehr ich Ihnen danken soll, daß Sie so freundlich sind, die Leidensgeschichte eines armen unbedeutenden Geschöpfes, wie ich bin, anzuhören."

„Das ist ja für uns nichts Neues," sagte freundlich der Arzt, „wir sind auch eine Art von Beichtigern, und da wir den Ursprung der äußerlichen menschlichen Leiden im Verlaufe der Krankheiten meistens erkennen, so ist es uns leicht, aus einzelnen Ausrufen des Schmerzes und der Verzweiflung eine ganze Lebensgeschichte zu erfahren. Und da hat ein Wort des Trostes aus unserem Munde oft schon besser gethan als die kräftigste Arznei; darum sprechen Sie ohne Rückhalt."

„Ich stehe ziemlich allein in der Welt," sprach das Mädchen hierauf mit einem trüben Lächeln; „es kümmert sich wohl Niemand um mich, und ich mich, seit das Kind verschwunden ist, leider auch nicht mehr so recht innig um irgend eine Seele. Früher war das anders und ich hatte die Menschen viel lieber. — Also das Kind war verschwunden, es sollte todt sein; man gab mir ja den richtig ausgestellten Schein darüber. Ich muß gestehen, daß ich damals so schwach war, in eine Ohnmacht zu fallen. Das war im Hause einer gewissen Madame Becker."

Der Doktor blickte nachdenkend in die Höhe und zog die Augenbrauen zusammen.

„Meine Eltern hatten diese Madame Becker gekannt," fuhr

Katharine schüchtern fort, da sie die sonderbare Miene des Arztes bemerkte. „Ich weiß, man sagt dieser Frau nicht viel Gutes nach, aber ich kenne besonders ihre Nichte, die ich auch früher häufig besuchte —"

„Ah! die Tänzerin! —"

„Dieselbe; — gewiß in jeder Beziehung ein braves und rechtschaffenes Mädchen."

„Ja, das soll sie sein," sagte der Dokter mit einem eigenthümlichen Lächeln. „In der That eine Tugend, die schon manchen bösen Winken widerstanden. — Ich habe davon gehört," setzte er mit dem Kopfe nickend nach einer kleinen Pause hinzu. — „Aber fahren Sie fort!"

„Ich verlor also die Besinnung," erzählte Katharine weiter, „als jene Frau, der ich mein Kind anvertraut hatte, mir bei Madame Becker so unverhofft die Todesnachricht brachte."

„Wie hieß diese Frau?"

„Frau Bilz."

„A — a — a — h!"

„Meine Freundin, die Tänzerin, die mein Schicksal außerordentlich interessirte, hörte nun ein paar Worte, welche jene beiden Frauen im Nebenzimmer zusammen sprachen, und glaubte daraus zu entnehmen, daß mein Kind nicht gestorben, sondern, wie ich schon früher sagte, mit einem anderen vertauscht worden sei. — Ich wandte mich an einen Polizeidiener, den ich kannte, dieser versicherte mir aber, wie eben der Herr Doktor, der Todtenschein sei richtig, und wenn man die Sache anhängig machen könne und das Kind wieder ausgraben lasse, so werde es mir dagegen schwer, ja unmöglich sein, Beweise dafür beizubringen, daß das verstorbene Kind nicht das meinige gewesen sei. Eine gleiche Antwort erhielt ich von einem Advokaten, an den ich mich wandte, welcher obendrein meinte, ich solle lieber die Sache auf sich beruhen lassen, möglich sei es ja doch, daß mein Kind wirklich gestorben, und ich sei dadurch bei meiner augenscheinlichen Armuth und Kränklichkeit einer großen Last überhoben. — Der Advokat aber hatte keine Kinder, Herr Doktor, und wußte nicht, wie lieb man ein solches kleines

Wesen haben kann, welche Seligkeit es ist, sein Gesicht, seine Aermchen und seine Hände mit Küssen zu bedecken und zu sehen, wie es täglich größer wird und erstarkt, — oder wenn es elend und schwach bleibt, wie wohl es ihm thut, wenn man es an's Herz drückt, und wenn man es in den Armen einschläfert. — Aber da schwätze ich wieder," unterbrach sie sich schmerzlich lächelnd, indem sie mit der Hand einige Schweißtropfen abwischte, die auf ihrer kalten Stirne standen. — „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, aber ich will jetzt ganz bei der Sache bleiben."

Ihr Zuhörer hatte den Kopf in die Hand gestützt, und er hatte die Worte des armen Mädchens wohl begriffen. „Ah!" dachte er seufzend, „noch ungleicher als die Glücksgüter sind in diesem Leben die schönen und zarten Gefühle vertheilt. Warum denkt nicht jenes Weib wie dies arme Geschöpf!"

„Da uns also der gewöhnliche Rechtsbeistand nicht helfen wollte," fuhr Katharine fort, „so besprachen wir unter uns mein Schicksal, die Tänzerin Marie, eine Andere vom Ballet, welche sie genau kennt, und die uns sagte, es gäbe in der Stadt mehrere Häuser, wo man kleine Kinder für ein Billiges in die Kost nimmt, und wo sie auch vielleicht mein armes Kind hingethan hätten. — Nicht wahr, Herr Doktor, es gibt solche Anstalten?"

„Leider, leider! Und wie sehr man sich auch bemüht, man ist nicht im Stande, sie aufzuheben, sie zu verbieten oder wenigstens unter Aufsicht zu stellen, denn ich kann am Ende meinem Nebenmenschen nicht befehlen, für sein Kind nahrhafte Speisen zu kochen oder ihm sorgfältige Wartung angedeihen zu lassen, wenn ihm das Geld hiezu mangelt. Zuweilen hebt die Polizei wohl auf Verdacht hin so ein Nest aus, aber sie sind verflucht schlau und nehmen sich in Acht."

„Und die Kinder haben es dort sehr schlecht?" fragte ängstlich das Mädchen.

„Meistens, ja," entgegnete der Doktor nach einigem Ueberlegen; „von zehn sterben sieben bis acht."

„Gerechter Gott! — Aber doch wohl nur von ganz kleinen Kindern müssen so viele sterben?"

„Ja, wenn sie älter sind, halten sie schon mehr aus. — Wie alt war das Ihrige?"

„Zwei Jahre vorbei."

Der Arzt schüttelte mit dem Kopfe und zuckte die Achseln, als er bemerkte, wie das Mädchen mit höchster Aufmerksamkeit, den Athem an sich haltend, ihn mit ihren unheimlich glänzenden Augen anschaute. — „Aber beruhigen Sie sich, wenn Ihre Angaben richtig sind und das Kind noch lebt, so kommt ja Alles darauf an, wo es sich befindet. Es gibt auch unter den Leuten welche, die ordentlich sind und ihre Pflicht erfüllen."

„Die Tänzerin Marie," fuhr Katharine zu erzählen fort, „kennt einen Zimmermann des Theaters, und dieser erfuhr, nachdem er sich umgehört, daß ein anderer Angestellter der Bühne, der Garderobegehilfe Herr Schellinger, draußen in der Vorstadt in einem Hause wohne, wo solche kleine Kinder aufbewahrt werden."

„Welche Vorstadt ist es und welches Haus?"

„Es ist, wenn man zum E'schen Thore hinaus geht, sich dann rechts wendet und zur Vorstadt des Flusses kommt; das Haus liegt zwischen Gärten an der alten Stadtmauer und ist so versteckt, daß die Nachbarschaft selten etwas von dem erfährt, was dort vorgeht."

„Aha!" machte der Doktor.

„Der Garderobegehilfe wohnt in einem kleinen, sehr baufälligen Vorderhause, und hinter demselben ist die Wohnung des Meister Schwemmer, dessen Frau die kleinen Kinder aufzieht."

„Ah! der Meister Schwemmer!" rief der Doktor, indem er sich aufmerksam empor richtete. „Ei! ei! — Und nun glauben Sie, daß da Ihr Kind sei?"

„Und ist das eine von den schlimmsten Anstalten?" fragte das Mädchen, erschreckt von dem Gesichtsausdruck ihres Gegenübers.

Dieser zögerte einen Augenblick, Antwort zu geben, dann aber sagte er: „Ich will Ihnen nicht die Wahrheit verbergen: man spricht von diesem Meister Schwemmer nicht viel Gutes; natürlicherweise bin ich noch nie dorthin gekommen; unsereins läßt man nicht da eindringen. — Aber es soll ein gar böses Hauswesen sein."

„Und wären die wohl im Stande, mein armes Kind umzubringen?“

„Mit offener Gewalt gewiß nicht, denn die Leichenschau nimmt es dort außerordentlich genau. Aber —“ er zuckte die Achseln und schwieg.

„O, ich verstehe!“ rief das Mädchen, dessen Augen flammten, während sie ihre Hände heftig auf die Brust drückte, als wollte sie es dadurch möglich machen, daß der pfeifende Athem leichter aus- und einzöge. — „O, ich verstehe Sie; nicht einen schnellen schmerzlosen Tod gönnen sie den armen Geschöpfen, sondern sie lassen sie langsam verkümmern durch elendes Leben, durch Frost und Hunger. Und da ist auch mein kleines unglückliches Mädchen!“

„Seien Sie ruhig! seien Sie ruhig!“ bat der Doktor, während er ihre Hände, die wild umher fuhren, sanft unterdrückte; „das geht nicht so schnell, daß so ein zweijähriges Kind vor Hunger und Frost umkommt; und wenn Sie wirklich auf der Spur sind, so muß man schnelle Hilfe zu bringen suchen.“

„Ja, Sie haben Recht,“ erwiderte Katharine, die nach einer Pause der Ermattung nun wieder ihre Kräfte zusammen nahm. „Herr Schellinger, dem wir also unser Leid mittheilten, — es ist das ein alter, sehr braver Mann, — versprach, sich auf Kundschaft zu legen und hat das gethan. — Richtig, Herr Doktor, das Kind lebt und befindet sich dort in dem Hause; er hat es gesehen, obgleich er so recht nicht mit der Sprache heraus und mir sagen wollte, wie es sich befände. Es hatte noch sein blaues Wollenkleidchen an, das letzte, welches ich ihm gemacht, und es saß auf dem Boden und spielte.“

„Nun, sehen Sie,“ sagte gutmüthig der Doktor, „es spielte. Da wird's denn doch nicht so schlimm mit ihm stehen.“

„Jetzt vielleicht noch nicht,“ entgegnete das Mädchen; „aber es ist mein Kind und ich soll es nicht sehen und küssen dürfen, ich soll es vielleicht nie mehr wieder haben, denn auf gütlichem Wege geben sie mir es nicht heraus.“

„Das glaube ich auch,“ meinte der Arzt; „denn sonst würden sie ja den Tausch eingestehen sowie den unterschobenen Todtenschein.“

„Aber was soll ich machen, wenn ich es nicht in Gutem heraus kriege? — Ich weiß dann nur ein Mittel, und das ist das gleiche, mit dem sie mir mein Kind entwendet, die Gewalt. Und so muß ich es auch wieder zu bekommen suchen."

„Das wird aber ein schwieriges Unternehmen sein; denn bei den Leuten Gewalt anzuwenden und mit Gewalt etwas zu erlangen, ist wohl kaum möglich."

„Vor den Schwierigkeiten, die es hat, schrecken wir nicht zurück," entgegnete Katharine, „aber vor etwas Anderem, und deßhalb bin ich auch eigentlich hieher gekommen, um darüber Ihren Rath zu hören. — Man hat mir also mein Kind gestohlen, und in der Absicht, es mir nicht zurückzugeben, hält man es verborgen und von mir entfernt. Glauben Sie nun, Herr Doktor, daß es von mir Unrecht oder, wenn Sie wollen, eine Sünde ist, wenn ich den Versuch mache, mein Kind wieder zu erhalten, sei es durch Güte, sei es durch Gewalt?"

„Das ist eine eigenthümliche Frage, und zur Beantwortung derselben sollten Sie sich eher an einen Pfarrer als an mich wenden, der kann Ihnen diesen Fall klarer und besser auseinander setzen."

„Ach mein Gott! das habe ich ja schon gethan," erwiderte das Mädchen, indem es kummervoll seine Hände faltete; „heute that ich es und trug einem Geistlichen die ganze Geschichte so vor, wie ich sie Ihnen soeben erzählte."

„Und der meinte — ?"

„Ach! wenn ich Ihnen das sage, so sind Sie vielleicht auch derselben Ansicht."

„O nein, gewiß nicht! Ich lasse mich nicht leicht durch anderer Leute Meinung bestimmen."

„Er meinte also," fuhr Katharine in einem dumpfen Tone fort, nachdem sie mit der Hand über die Augen gefahren, — „er meinte — fast dasselbe wie der Advokat, nur mit ganz anderen Worten. Ich soll auf das Heil meiner Seele denken, sagte er, und mich nicht so viel mehr mit dem Irdischen befassen. — Was das Kind anbelange, so fuhr er fort, der Herr habe es gegeben, der

Herr habe es genommen, und wenn es sein weiser Rathschluß wäre, es nochmals meinen Händen anzuvertrauen, so würde das gewiß auch ohne mein Zuthun geschehen. — Aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben sei Unrecht, und sündhaft, unserem Nebenmenschen Unrecht zu thun, weil er uns welches gethan. — Und damit entließ er mich, indem er versicherte, in diesem speziellen Falle durchaus nichts für mich thun zu können; er möchte wohl den Versuch machen, das Herz jenes Meister Schwemmer zu rühren und ihm vielleicht ein Bekenntniß zu entlocken, aber es sei ihm das jetzt unmöglich, weil er gerade im Begriffe stehe, zum allgemeinen Kirchentag abzureisen. — Sehen Sie, Herr Doktor, das macht mich zweifelhaft; denn ich will Ihnen nur gestehen, vor langen Jahren im Leichtsinne der Jugend, wo ich noch glaubte, die ganze Welt stände mir offen, hätte ich darauf nichts gegeben, jetzt aber, wo ich wohl fühle, daß meine Tage gezählt sind, hat mich diese Rede durchschauert und ich wußte nicht, was ich machen sollte. Wen konnte ich noch um Rath fragen? — Ich habe ja Niemand in der weiten Welt, der einen innigen Antheil an mir zu nehmen hätte. — — Da sah ich Sie heute, es war bei einer armen Familie in der unteren Stadt, wo ich öfters nähe, und wo auch Sie hinkamen am heutigen heiligen Abend, um nach der kranken Frau zu sehen und den Kindern dabei einige Weihnachtsgaben zu bringen. — Das hat mich so gerührt, daß ich Ihre Hand hätte küssen mögen und daß ich nachher noch lange geweint habe. — Und als die Frau Ihnen klagte, ihre Schwermuth nehme so überhand, sie könne sich wohl nimmermehr aus ihrer Krankheit und ihrem Elend emporraffen, und sie bitte nur Gott um ein sanftes Sterbestündlein, da sprachen Sie: diese Rede ist nicht recht, Frau; man muß freilich auf Gott vertrauen, aber dabei nicht die Hände in den Schoß legen, wer sich selbst verläßt, den verläßt auch er; Wunder geschehen nicht mehr heutzutage, und wenn man in eine schwierige Lage kommt, so muß man Hand und Fuß regen, um über dem Wasser zu bleiben. — Also Muth! Muth! — Dieses Muth! Muth! mit dem Sie das Zimmer verließen, Herr Doktor, klang auch in meinem Herzen wider und tönte dort immer fort. Ja, sagte ich zu mir, wer sich selbst verläßt, den

verläßt auch der liebe Gott. Und nun stand auf einmal der Wunsch in mir fest, Sie um jeden Preis zu sprechen, Ihnen meine Sache vorzutragen und um Ihren Rath zu bitten. — Und das habe ich nun nach meinen besten Kräften gethan."

Der Arzt hatte dieser längeren Rede aufmerksam zugehört, zuweilen mit dem Kopfe genickt und über den Unfall nachgedacht. — „Da wäre freilich zu überlegen, was zu machen ist," sagte er nach einer größeren Pause. „Mit Hilfe der Gerichte, denke ich mir wohl, ist nichts auszurichten, denn darin bin ich auch einverstanden, daß Sie nicht zu beweisen im Stande sind, jenes Kind, das Sie vielleicht finden, sei das Ihrige. Was nun aber List oder Gewalt anbelangt, so weiß ich nicht, welche Kräfte Sie zu Ihrer Verfügung haben und ob Sie wohl des Gelingens gewiß sind."

„Der Zimmermann, von dem ich mit Ihnen vorhin sprach," versetzte Katharine, „hat sich mit Mehreren vereinigt, und die wollen nun in einer Nacht mit Gewalt in das Haus des Meister Schwemmer dringen, nach dem Kinde sehen, und dieses, wenn sie es finden, mitnehmen."

„Das wäre offenbar Einbruch oder wenigstens Störung des Hausfriedens, und dazu könnte ich Niemand rathen."

„Aber sie wollen ja nichts stehlen," entgegnete unbefangen das Mädchen, „sie wollen ja nur mein Kind wieder nehmen."

Der Doktor schüttelte ernsthaft mit dem Kopfe.

„Oder," fuhr Katharine fort, „können sie es auch noch auf andere Art, mit List, versuchen."

„Das ginge eher. — Aber auf welche Art?"

„Der Garderobegehilfe, von dem ich Ihnen früher sprach, und der zuweilen den Meister Schwemmer besucht, will an einem gewissen Abend hingehen und ihnen von seinen Geschichten erzählen. Er thut das oft, und der Meister Schwemmer, sowie die übrigen Gesellen, die wohl da sind, machen sich alsdann über den alten Herrn Schellinger lustig, und es gibt bisweilen kleine Streitigkeiten, die aber, weil er als ein alter schwacher Mann natürlicherweise nachgeben muß, bald zu Ende gehen. An dem Abend aber will er einen ernstlichen Streit herbeiführen, will nicht nachgeben

und sich so lange mit Ihnen herumzanken, bis ihn Einer von den Leuten anfaßt, — dann schreit er um Hilfe, und der Zimmermann und seine Freunde, die schon lange um das Haus herum versteckt warten, eilen nun herbei, befreien ihn und halten dann ein klein wenig Haussuchung."

„Das ist schon eher etwas, was sich hören läßt," sagte lächelnd der Doktor. „Es ist freilich von dem alten Herrn ein gefährliches Unternehmen, in ein solches Wespennest hinein zu stechen; aber am Ende könnte die Sache auf diese Art doch gelingen."

„Und Sie, Herr Doktor, halten es für kein Unrecht, für keine Sünde, wenn ich einen solchen Versuch mache, mein Kind wieder zu erhalten? — Sie werden mir nicht davon abrathen?"

„Zwischen abrathen und Ihnen zugeben, daß ich es für kein Unrecht oder keine Sünde halte, ist ein großer Unterschied. Was das Letztere betrifft, so sage ich aus voller Ueberzeugung, daß ich es am Ende sogar für verzeihlich halte, wenn Sie alle Schritte thun, Ihr Kind wieder zu bekommen. — Aber Ihnen rathen zu einer That, die, wenn auch mit List begonnen, doch sehr gewaltthätig enden kann, das mag ich nicht."

„Das ist ja auch mein Hauptkummer," entgegnete Katharine nach einer kleinen Pause, „daß Andere, die ich eigentlich gar nichts angehe, für mich handeln, ja vielleicht für mich leiden sollen, denn Sie haben Recht: es könnte da eine schlimme Geschichte entstehen. Aber wenn ich bedenke, daß mein Kind in Kummer und Noth zu Grunde gehen soll, und daß ich es vielleicht auf diese Art zu retten vermag, — o Herr Doktor, da kann ich nicht lang überlegen; ich nehme die mir dargebotene Hilfe an."

„Wenn es gelingt," versetzte er nachdenkend, „so könnte es zu einer hübschen Strafe für jenes Volk werden. — Und ich will Ihnen etwas sagen," fuhr er lächelnd fort, „da Sie mich nun einmal um Rath gefragt und zum Vertrauten Ihres Geheimnisses gemacht, so will ich Ihnen dazu helfen, soweit meine Kräfte reichen und Ihren Plan etwas ändern, wenigstens, so denke ich, verbessern."

„O wie danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Worte!" rief das Mädchen und wollte seine Hand ergreifen, um sie zu küssen.

Doch zog er sie hastig zurück und sagte: „Thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich es ein paar Tage vorher wissen, wenn die bewußte Sache vor sich gehen soll. Ich will dann irgend Jemand veranlassen, in der Nähe zu sein, damit, wenn Ihr tapferer Schneider und seine Zimmerleute Hilfe gebrauchten, diese zur rechten Zeit nicht fehlt. Aber sprechen Sie jetzt mit Niemand mehr über diese Sache, gehen Sie ruhig nach Hause und wie gesagt, versäumen Sie es ja nicht, mich zur gehörigen Zeit zu benachrichtigen."

Damit erhob sich der Doktor, Katharine stand zu gleicher Zeit auf, sprach noch einige innige Worte des Dankes und versicherte, sie werde gewiß nicht vergessen, den Tag und die Stunde genau anzugeben. Sie wandte sich hierauf zum Weggehen, und der Doktor begleitete sie freundlich bis an die Glasthüre, die er öffnete und hinter ihr wieder verschloß. Dann ging er zu seinen Kindern, sah ihren Verband nach und befühlte ihnen Stirne und Hände; doch schliefen sie ruhig, alle Aufregung hatte sich gelegt, und nur die weißen Binden um den Kopf stachen seltsam ab von den frischen blühenden Gesichtern.

Als der Doktor die beiden Kinder so ruhig vor sich schlafen sah und bemerkte, wie behaglich sie in ihren warmen Bettchen ausgestreckt lagen, da dachte er wieder an jene arme Person, die ihn eben verlassen, und er begriff besser, als es der Geistliche gethan, daß eine Mutter, die sich vorstellen muß, ihr Kind, von fremden Leuten festgehalten, werde jetzt mißhandelt und müsse leiden unter Frost und Hunger, leicht zum Aeußersten zu bringen sei und sich gern zu den gewaltsamsten Maßregeln verstehe.

Nach diesen Betrachtungen schritt er kopfschüttelnd in sein Arbeitszimmer zurück, zog seinen warmen Paletot wieder an, nahm Hut, Stock und Hausschlüssel und ging die Treppen hinab, nachdem er vorher die Köchin beauftragt, es Madame, die noch nicht zurückgekehrt war, zu berichten, daß er den Rest des Weihnachtsabends bei seinen Eltern zubringen werde.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Reiche und arme Leute.

In dem Hause des Kommerzienrathes war es seit langen Jahren der Brauch gewesen, daß sich die ganze Familie am Weihnachtsabend zur Bescheerung dort versammelte. Als dies eingeführt wurde, hatte man auch an zukünftige Kinder gedacht, und sollten diese von der ganzen Familie ebenfalls mitgebracht werden. Nun aber beschränkte sich die Nachkommenschaft auf die beiden Sprößlinge des Doktors, welche wohl in den ersten Jahren erschienen, dann aber wegbleiben mußten, weil es, wie Marianne versicherte, ihren Mann, den Herrn Alfons, nie so schmerzlich berühre, daß er selbst keine Nachkommen habe, wie an diesem Abend, wo er die Lust und das Vergnügen der anderen mit ansehen müsse. Der Doktorin war es schon recht, daß sie ihre Kinder nicht mehr mitzubringen brauchte, denn hiedurch hatte sie nun auch zuweilen einen Vorwand, um zu Hause bleiben zu können.

Daß durch diese Maßregel die Weihnachtsabende im Hause des Kommerzienraths an großer Heiterkeit gewonnen, wollen wir gerade nicht behaupten. — Im Gegentheil! Die lustigen Kinderstimmen hatten anfangs doch einige Abwechslung in die feierliche und manchmal frostige Unterhaltung gebracht.

Die alte Räthin, welche die ganze Bescheerung, wie überhaupt fast Alles im Hause, leitete, ließ für jedes ihrer Kinder — darunter war diesmal auch der Schwiegersohn verstanden — einen sehr hübschen Baum machen, vor welchem ein Tischchen stand, worauf die Geschenke ausgebreitet waren.

Diese Bescheerung wurde im Wohnzimmer der Räthin abgehalten, und wenn Alles bereit war, so setzte sie sich in ihre Sophaecke, läutete nach einiger Zeit mit der Klingel, der Bediente öffnete die Thüre und die Kinder traten herein.

Der Kommerzienrath zählte sich an solchen Abenden auch mit

darunter, und er war es in der That allein, der seine Freude noch mit einem gewissen Anflug von Kindlichkeit kundgab. Gewöhnlich blieb er wie geblendet unter der Thüre stehen, und rief fast jedesmal aus: „Ah! das übertrifft heute alle früheren Jahre! — unbedingt alle früheren Jahre! Mama, du hast wahrhaft verschwendet in vergoldeten Nüssen und Wachskerzen. — Kinder,“ fuhr er dann lustig fort, nachdem er seiner Frau dem Herkommen gemäß zuerst die Hand geküßt, „bedankt euch bei Mama, denn die Tische scheinen mir sehr schön besetzt zu sein.“

Jedes wußte, wo sein Platz war, und nachdem alle dort die meistens sehr schönen Sachen flüchtig übersehen, folgten sie dem Beispiel von Papa und küßten der Kommerzienräthin ebenfalls die Hand.

Die Bescheerungen bestanden für die Damen aus schweren seidenen Stoffen zu Kleidern und Mänteln, oder aus kostbaren Schmucksachen, aus bisher noch fehlenden Stücken zum Silbergeschirr, aus einem Fußteppich, aus Bronzegegenständen aller Art oder aus Stickereien. Letzterer Artikel aber wurde von Jahr zu Jahr seltener.

Arthur, als der Jüngste, erschien natürlicherweise auch zuletzt, um Mama die Hand zu küssen, doch blickte die Räthin, als er heute vor sie hintrat, wie unabsichtlich in den leeren Raum hinaus, und mit ihrer Hand, statt sie dem Sohne darzureichen, faßte sie das Sacktuch und führte es an die Lippen, da sie gerade leicht hustete.

Der Maler ließ sich aber durch dieses Zeichen einer fortdauernden Ungnade nicht abschrecken, sondern wartete geduldig eine ziemliche Zeit, bis Hand und Sacktuch wieder auf dem Tische ankamen, dann ergriff er Beides zugleich und drückte seine Lippen auf die Hand der Mutter. Die Räthin warf ihm dabei einen Blick zu, der nicht übermäßig freundlich war, aber auch nicht mehr so finster und zornig, wie er es in den letzten Tagen nach jener unglückseligen Probe der lebenden Bilder gewohnt war.

„So ist's recht, Mama,“ flüsterte der Kommerzienrath seiner Frau über die Schultern zu, „laß den Groll fahren; man kann doch nicht immer so fort machen; und gewiß hat Arthur sein Unrecht eingesehen.“

Die Räthin hob ihren Kopf etwas empor, die spitze Nase und die grauen Augen wandten sich ziemlich drohend gegen den Gemahl, als sie erwiderte: „Das Letzte kann ich nicht glauben, denn wenn Jemanden seine Handlungsweise leid ist, so thut man Schritte, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Und das hat Arthur nicht gethan."

„Aber Mama ließen mich ja seit jenem Tage nie über diese Angelegenheit zu Worte kommen, so oft ich das auch versuchte," versetzte der Maler. „Sie wünschen ja beständig, ich solle darüber schweigen."

„Allerdings wünschte ich das," antwortete die Räthin, „denn alle deine Reden, die du an mich hieltest, zielten darauf hin, gegen mich den Beweis zu führen, daß du doch nicht so Unrecht gehabt und daß ich die Sache zu ernst genommen. — In solchen Fällen aber," fuhr sie strenger fort, „besonders wo es den Anstand des Hauses betrifft, den ich nie ungestraft verletzen lasse, verlange ich, wenn dies doch einmal geschehen, daß man rückhaltslos sein Unrecht einsehe."

„Ja, ja, Arthur," nahm der Kommerzienrath das Wort, „und daß man sich alsdann auf Gnade und Ungnade ergibt."

Die Räthin trommelte leise auf den Tisch, und ihre Blicke schweiften mit außerordentlicher Majestät durch das Zimmer.

„Du aber hast kapituliren wollen und sogar Bedingungen vorgeschrieben," bemerkte Herr Alfons lachend. „Mama war so gütig, dich für den begangenen faux pas nicht sogleich vor der ganzen Gesellschaft bloßzustellen, nun aber hättest du nach der Probe die Angelegenheit mit deiner schönen Doktorin bestens arrangiren sollen."

„Das konnte ich nicht," sagte Arthur bestimmt; „ich mag Niemanden, am allerwenigsten meine besten Freunde, vor den Kopf stoßen. Bin ich voreilig gewesen, so thut es mir leid; aber wenn Mama die lebenden Bilder zur Ausführung bringt, so kann das Decamerone von Winterhalter in der gleichen Besetzung wie bei der Probe nicht fehlen; wenigstens ich für meinen Theil kann nichts dazu thun."

„Wenn man aber mit dem Doktor spräche?" meinte Alfons.

„Hast du vielleicht Lust dazu?“ fragte Arthur.

„Es wäre das nicht meine Sache; aber wenn vielleicht Papa —“

„Nein; ich muß für solche Kommissionen danken,“ entgegnete der Kommerzienrath. „Der Tausend auch! was ich nicht eingebrockt, das esse ich auch nicht aus.“

Die Räthin hatte ihren Mund fest zusammen gezogen und schien das Gespräch ohne alle Theilnahme anzuhören; doch wer den Blick ihrer Augen kannte, wußte, daß dieß nicht der Fall war.

„Die Frau hätte aber leicht merken können, wie unangenehm es Manchen der Mitwirkenden war, als du ihr so unverhofft diesen ausgezeichneten Platz anwiesest.“

„Bah!“ sagte Arthur, „das freut Keine von einer Anderen, und ihr möchtet hinstellen, welchen Maler ihr wollt, er fände kein passenderes Gesicht für diese Königin, als gerade das der Doktorin F., umgeben von all' den schönen Mädchen, die wir zusammengelesen. — Ach, Mama,“ wandte er sich schmeichelnd an die Räthin, „seien Sie diesmal nachsichtig, lassen Sie meinetwegen, um mit Papa zu reden, Gnade für Recht ergehen. — Denken Sie doch nach, wer hat sich eigentlich über diese Geschichte beleidigt gefühlt? — Die alte Frau v. W., die es Ihnen, Mama, nie verzeihen kann, daß Sie so prächtige Soiréen zu arrangiren im Stande sind. Und dann vielleicht die Töchter des Oberregierungsraths D. mit ihrem schlackeligen Bruder, — eine hochmüthige Familie, die ja schon früher einmal mit uns im Unfrieden lebte, weil sie sich gegen uns so außerordentlich herausfordernd benommen.“

Arthur manövrirte ziemlich klug, und man sah, wie sich die Nase der Räthin bei der Erwähnung der Familie des Oberregierungsraths D. immer höher erhob. Die Anspielung auf eine Streitigkeit zwischen beiden Häusern war allerdings zutreffend und es konnte diesseits niemals vergessen werden, daß die Frau Oberregierungsräthin vor einigen Jahren in einer Soirée, als von Vorfahren die Rede war, die Frechheit gehabt hatte, zu behaupten, der Urgroßvater des Kommerzienraths sei wirklich ausübender Barbiergehilfe gewesen; wogegen derselbe in Wahrheit als wund-

ärztlicher Gehilfe bei einem renommirten Arzte seiner Zeit fungirt haben sollte, wie die Ueberlieferungen des Hauses des Kommerzienrathes deutlich besagten.

„Also ich unterwerfe mich auf Gnade oder Ungnade," fuhr Arthur lachend fort, „aber dann thun Sie mir für dieses Mal den Gefallen, Mama, belassen Sie die Sache, wie sie ist und bringen Sie mich nicht in den unangenehmen Fall, gegen den Doktor und seine Frau Schritte thun zu müssen, die von höchst ernsten Folgen sein könnten. — Gewiß, Mama, Ihre Soirée muß glänzend werden; man soll davon noch Jahre lang sprechen, und Sie können mir glauben, alle Bilder müssen superb gelingen, und das Decamerone wird sich nicht am schlechtesten ausnehmen."

„Würde sich vielleicht nicht am schlechtesten ausnehmen, willst du sagen," entgegnete streng die Räthin; „von wird kann nicht die Rede sein, da ich beschlossen habe, daß die ganze Soirée unterbleiben soll."

„Ah! das ist etwas Anderes," erwiderte Arthur mit kaltem Tone, indem er sich von dem Tische zurückzog; „dann habe ich freilich nichts mehr zu bitten. Verzeihen Sie, Mama!"

Es entstand jetzt eine unangenehme Pause, und obgleich sich alle Anwesenden mit dem Beschauen ihrer Sachen zu beschäftigen schienen, so hörte man doch keine Ausrufe der Freude, kein lautes gegenseitiges Mittheilen: Jedes sah stumm auf seinen Platz nieder und man vernahm während mehrerer Minuten nichts als das Picken der Standuhr oder das Knistern der kleinen Wachskerzen an den Bäumen.

„Wo ist denn deine Frau?" fragte endlich Mama ihren Sohn. — „Heute Abend hätte ich sie sicher erwartet. Soll ihr Tisch dort wieder unberührt stehen bleiben?"

„Ich muß um Verzeihung bitten," erwiderte der Doktor, während er an das Sopha trat, „daß ich Bertha nicht schon längst entschuldigte. Die Kinder hatten ein kleines Malheur, — ziemlich unbedeutend: der Tannenbaum gerieth in Brand und versengte etwas Weniges Oskars Haare. — Nun muß doch Jemand bei den Kindern bleiben, und Bertha —"

„Deine Frau als gute Mutter blieb zu Haus,“ warf Alfons mit einem unangenehmen Lächeln dazwischen. „Ja, das kann ich mir denken; eine Mutter läßt ihre Kinder nicht gerne allein.“

Die Kommerzienräthin blickte ihrem Sohne forschend in die Augen und fragte darauf ziemlich theilnehmend: „Und weiter ist es nichts?“

Der Doktor schwankte einen Augenblick und war wohl versucht, die Scene, die er heute Abend mit seiner Frau erlebt, den Eltern zu schildern. Doch bemerkte er den lauernden Blick seines Schwagers und mochte nun um Alles in der Welt diesem nicht das Vergnügen bereiten, das er immer empfand, so oft er etwas Unangenehmes aus des Doktors Haushalt erfuhr.

„Es ist in der That nichts weiter,“ versicherte aus diesem Grunde Eduard. „Morgen springen die Kinder wieder herum und werden schon in aller Frühe kommen, um ihre Geschenke abzuholen.“

Nachdem die Bescheerung in dem Hause des Kommerzienrathes auf die eben beschriebene Art stattgefunden, war es der Brauch, daß die Familie gemeinschaftlich ein kleines Souper einnahm. Das geschah denn auch heute; doch kalt und frostig, wie der Weihnachtsabend begonnen, endete er auch für diese reichen und in ihren Kreisen vornehmen Leute.

Der Kommerzienrath war wohl der Einzige, der sich dies nicht besonders anfechten ließ; er fand das Souper vortrefflich, sprach über die kommenden Feiertage, und fürchtete Schnee und Regen, wobei er mehrmals das Sprichwort zitirte, daß grüne Weihnachten weiße Ostern brächten. Hie und da redete er auch Einiges über Politik, über das muthmaßliche Fallen und Steigen der Papiere oder über irgend eine großartige Spekulation, die hier oder dort gelungen oder mißlungen sei.

Alfons allein gab der Mutter zusammenhängende und richtige Antworten, die Uebrigen schienen alle mehr oder minder zerstreut zu sein.

Die Räthin saß aufrecht in ihrem Stuhle und nickte jedesmal dankend mit dem Kopfe, so oft der Bediente eine Schüssel präsen=

tirte. Sie aß nur einige Löffel Kompott und trank etwas rothen Wein mit Wasser dazu, im Uebrigen aber hustete sie oftmals in ihr Sacktuch hinein, machte auch kleine Trommelversuche, die sie aber alsbald wieder einstellte, denn das Tischtuch dämpfte jeden schönen Klang.

Am einsilbigsten war Arthur; die Unterredung mit der Mutter hatte ihn verstimmt und betrübt, das Aufgeben der Soirée mußte nothwendiger Weise auf das feine und richtige Gefühl der Doktorin einen peinlichen Eindruck machen. Dabei schien sich der Maler heute Abend im Kreise der Familie auch noch aus andern Gründen sehr unbehaglich zu fühlen und sich sobald als möglich hinweg zu sehnen. Er soupirte mit außerordentlicher Hast, ohne deßhalb den Gang des Ganzen auch nur im Geringsten beschleunigen zu können, und dabei blickte er häufiger als gerade nothwendig war, auf die Standuhr seinem Platz gegenüber, die, so langsam ihr Zeiger auch fortschritt, doch schon halb Zehn anzeigte. — „Spät! spät!" murmelte er ungeduldig in sich hinein.

Selbst Marianne, die oftmals bei ähnlichen Veranlassungen die Kosten der Unterhaltung allein trug, und bald mit Diesem, bald mit Jenem plaudernd, einiges Leben hinein brachte, war nachdenkend, blickte häufig starr auf ihren Teller und fuhr wie erschreckt empor, wenn sie der Papa etwas fragte. Doch war es nicht die allgemeine Langeweile, die auch sie bedrückte, sie war ja an der Seite ihres einsilbigen und oft mürrischen Mannes, sowie auch, da sie im Hause wohnte, und sich viel in Gesellschaft der Mutter befand, dergleichen schon gewöhnt. Heute Abend war etwas besonders Eigenthümliches passirt. Vor ein paar Stunden ging sie absichtslos mit leisen Schritten bei dem Zimmer ihres Mannes vorbei und sah durch die ein wenig geöffnete Thüre, daß er ein Paket Damenhandschuhe — Frauen pflegen sich darin nicht zu irren — sauber in weißes Papier einschlug, mit einer rothen Schnur umgab, siegelte und überschrieb. Anfänglich dachte sie, es sei das eine Ueberraschung für den heutigen Abend. Aber wozu dann siegeln und überschreiben, wenn man im gleichen Hause wohnt? — Sie konnte das nicht vergessen, und als sie an den

Tisch trat, wo ihre Sachen lagen, war ihr erster Blick nach den Handschuhen; aber unter all den Sachen war nichts, was jenem Paketchen ähnlich gesehen hätte. — Sie schüttelte den Kopf und konnte es nicht vergessen. —

Wenn uns der geneigte Leser freundlich folgen will, so verlassen wir das reiche Eßzimmer des Kommerzienraths, den kostbar servirten Tisch mit seinem Silbergeräthe, seinem feinen Kristall und Porzellan und seinen verdrießlichen Gesichtern, — wir verlassen es, schauen uns aber unter der Thüre nach Arthur um, der, den Blick auf Mama geheftet, nicht erwarten kann, bis sie ihre Serviette hinlegen und so das Zeichen zum Aufbruch geben wird. — Wir verlassen das Haus und wandeln durch die stiller gewordenen Straßen nach der Balkengasse, wir treten in ein uns schon bekanntes Haus; doch ehe wir die Treppen hinauf steigen, wollen wir uns erlauben, einen Blick rückwärts zu thun, rückwärts in der Zeit nämlich, um zu sehen, wie unsere Freunde hier den heiligen Christabend zugebracht.

Da Herr Staiger, wie wir bereits wissen, nur zwei Zimmer bewohnte, die noch obendrein so gelegen waren, daß man durch das eine mußte, um in das andere zu gelangen, so würde es außerordentlich schwer gewesen sein, im Geheimen die Vorbereitungen zur Weihnachtsbescheerung zu treffen, wenn sich Clara nicht wie in allen Dingen, so auch hierin sehr gut zu helfen gewußt hätte. Im Vorzimmer nämlich traf sie alle ihre Anstalten; dort stand der kleine Tannenbaum, den sie für weniges Geld gekauft, und dort wurde er mit einigen Aepfeln, mit Flittergold und ein paar Kerzchen aufgeputzt und besteckt.

Damit nun diese Vorbereitungen von den Kindern nicht gesehen würden, hatte die ältere Schwester ihnen eingeschärft, stets die Augen zu schließen oder nach der rechten Seite zu sehen, wenn sie durch dieses Zimmer gingen. „Der liebe Christ," sagte sie, „wird daran euren Gehorsam erkennen, und da er augenblicklich erfährt, wenn eines von euch hinter den Ofenschirm gesehen, so würdet ihr alsdann an Zuckerwerk und Spielsachen gar nichts finden, wohl aber eine große Ruthe, welche außerordentlich fähig

ist, kleinen Kindern einen gewissen Theil des Körpers zu bearbeiten."

Wir müssen aber auch gestehen, daß Clara für den heutigen Weihnachtsabend schon ein Uebriges gethan hatte, und sie hatte hierzu nicht einmal, wie sonst immer, ihrer eben erst erhaltenen Monatsgage zuzusprechen gebraucht; denn der Vater war vor ein paar Tagen mit einem höchst zufriedenen Gesichte von seinem Verleger, dem Herrn Blaffer, zurückgekehrt, und hatte triumphirend eine Rolle mit fünfzig Gulden auf den Tisch gelegt. Nicht nur war ihm sein Honorar bedeutend erhöht worden, sondern der edelmüthige Verleger hatte ihm auch noch von früheren Arbeiten her eine Zulage zusammengerechnet und baar eingehändigt.

Woher diese Gelder eigentlich kamen, wissen wir besser als der alte Herr und seine Tochter. — Genug, sie waren da und wurden auf's Beste verwendet, was beinahe den ersten kleinen Streit seit langen Jahren zwischen Vater und Tochter hervorgerufen hätte. Clara behauptete nämlich, ein neuer Winterrock sei für den Vater unbedingt nothwendig, er dagegen meinte, ein Mantel für Clara sei noch viel nothwendiger; doch siegte der Oberrock, indem Clara sagte, sie halte es für eine Sünde, für die paar Gänge, die sie zu Fuß zu machen habe, das viele Geld auszugeben. Daß der Winterrock einen Hauptbestandtheil der heutigen Bescheerung bilden sollte, verstand sich von selbst.

Obgleich Herr Staiger seine Tochter Clara ohne Einschränkung alle Kassengeschäfte besorgen ließ, so hatte er doch diesmal mit pfiffigem Lächeln einige Gulden aus der Rolle für sich behalten und nach langem Zögern und vielen Ausflüchten seiner Tochter anvertraut, es sei doch nicht mehr als schicklich, daß er auch seinem Freunde Arthur, der ja am Weihnachtsabend kommen werde, etwas Weniges unter den Christbaum lege. — Von den Pelzmanschetten, die er für Clara kaufen wollte, sagte der alte, lügenhafte Mann natürlicherweise nichts und freute sich wie ein Kind, daß ihm sein Betrug so gut gelungen; denn als er Arthur's Namen genannt, da hatte ihr Auge geglänzt und sie ihm zugestimmt und versichert, das sei ein ganz glücklicher Gedanke; wenn sie

selbst auch — eine unbedeutende Cigarrentasche für den Bekannten ihres Vaters gestickt, so sei dieß doch nicht der Rede werth und würde auf dem großen Teller allein gar zu mager, zu unbedeutend aussehen.

Als der heilige Abend herangekommen war, da wurden die Kinder zu einer Nachbarin geschickt und ihnen auf's Strengste eingeschärft, erst nach einer Stunde und zwar bei völlig eingebrochener Dunkelheit zu erscheinen. Wenn sie auch nicht zu früh kamen, so hörte man sie doch mit ungeheurer Pünklichkeit zu der angegebenen Zeit die Treppen heraufsteigen und nach der Wohnung eilen. Clara trat ihnen aber im Vorzimmer entgegen und hielt sie auf.

„Aber wir kommen doch nicht zu früh?" versetzte das kleine Mädchen; „wir sind so lange ausgeblieben, als du es gesagt, liebe Clara."

„Ja, und jetzt möchten wir auch sehen, was das Christkindchen für uns mitgebracht hat."

„Das wird nicht zu viel sein," sagte die ältere Schwester, indem sie ihrem Bruder die Mütze abnahm und diese auf eine Stuhllehne hängte. „Das Christkind hat sich bei uns erkundigt, und wenn wir euch auch nicht gerade sehr verklagten, so mußten wir ihm doch Einiges sagen, weil es darnach gefragt."

„Und was hat es denn von mir wissen wollen?" fragte der kleine Bube mit ziemlich langem Gesicht.

„Allerlei Sachen," entgegnete Clara, „ob du folgsam und in der Schule artig und aufmerksam seiest, ob du auch gleich nachher nach Hause kommest oder ob du dich mit anderen Buben auch wohl Stunden lang auf den Schleifen herumtreibest und Schneeballen machest, ob du beim Mittagessen Alles thuest, was man dir sagt, ob du deine Suppe essest und nichts davon verschüttest und ob du ruhig sitzen bleibest und nicht zu viel sprechest."

„Und was hast du geantwortet?"

Clara zuckte mit ernsthafter Miene die Achseln. „Ja," sagte sie, „so lieb ich dich auch habe, Alles konnte ich nicht leugnen; doch habe ich nicht vergessen, daß du mir gestern noch versprochen, du wollest von jetzt an sehr artig, sehr lieb und folgsam sein. — Und das hat das Christkindchen gern gehört."

„Und du meinst, es werde mir nicht böse sein, und doch etwas bringen?"

„O, ich glaube das bestimmt, namentlich wenn du jetzt recht artig bist und dich mit Marie hier noch eine Zeit lang aufhältst, bis ich euch rufe; denn ihr wißt, das Christkindchen schickt heute Abend die Sachen, und erst, wenn sie da sind, kann ich sie euch geben."

„Aber wenn es sie heute Abend erst schickt, so kommen sie ja hier durch das Zimmer und dann sehe ich sie zuerst," meinte Karl.

„Da irrst du dich sehr," bemerkte die kleine Marie, „es kommt drüben an's Fenster geflogen und reicht da Alles herein."

„Aber das möchte ich einmal sehen. Clara, kannst du mich nicht rufen, wenn es geflogen kommt?"

„Nein, nein," entgegnete lachend die Tänzerin; „das wäre noch schöner! Da dürfen keine kleinen Kinder zusehen, sonst fliegt es vorbei und bringt gar nichts. — Also wollt ihr recht brav hier auf dem Bänkchen sitzen bleiben, bis ich euch rufe?"

„Ja gewiß," sagte Marie. „Und ich will dem Karl was erzählen, dann wartet er gerne und schläft auch nicht ein."

„O, ich werde nicht schlafen!" versetzte bestimmt das Bübchen.

Und dann gingen die beiden Kinder mit einander zu einem Fußschemel, und setzten sich darauf hin. Marie nahm die rechte Hand ihres Bruders, und dieser strampelte mit den Füßen und sagte: „Wenn das Christkind nur bald kommt!"

Clara war unterdessen mit leisen Schritten nach dem anderen Zimmer zurückgekehrt und half ihrem Vater noch ein paar bunte Papierstreifen, sowie auch ziemlich dünne Talglichtchen an dem kleinen Weihnachtsbaum befestigen. Dann holte sie all' die prächtigen Sachen hervor, mit denen die Kinder beschenkt werden sollten. Zuerst kam das Nützliche, und zwar für Marie eine neue Schürze und ein kleines wollenes Halstuch, für das Bübchen aber eine Schiefertafel, da die alte im letzten Straßenkampf zu Grunde gegangen war, ein Federrohr und ein paar von ihm so genannte Herrenstiefel; das waren nämlich Stiefel mit Schäften, wonach er schon lange geschmachtet und die ihm sein Pathe Schuhmachermeister

verehrt. Hierauf folgte das Angenehme: für das Mädchen eine Puppe, welcher die Tänzerin aus verschiedenen Lappen und Flittern, die sie in der Garderobe gesammelt, ein prachtvolles Ballkleid verfertigt hatte. Die Puppe hatte eigenes Haar und war à l'enfant frisirt; wie ihre Legion von Schwestern schaute sie ungeheuer verwundert in die Welt und hatte dazu die Arme und Füße etwas Weniges verdreht; letztere standen ungeheuer auswärts, und die Finger hielt sie nach Art der preußischen Infanterie: den kleinen Finger an der Hosennaht. — Für Karl hatte Clara längere Zeit zwischen einer Trommel und einem Schaukelpferd geschwankt, sich aber auf Zureden des Vaters für das Letztere entschieden. — „Denn," meinte Herr Staiger, „er würde mit seiner Trommel ein schönes Gerappel machen, was meinem Onkel Tom und dem Herrn Blaffer nicht zu gut käme, und ich muß mich nun doppelt zusammen nehmen, um vortreffliche Arbeit zu machen, denn ich werde jetzt in der That so anständig honorirt, daß ich täglich mit Bequemlichkeit über zwei Gulden verdienen kann. — Ich hätte nie geglaubt, daß es mir noch so gut gehen würde."

Clara arbeitete emsig an ihrem Baum, stellte die oben genannten Sachen so prächtig auf und so schön in's Licht, daß sie in der That einen großartigen Effekt machten.

„Weiß der Herr," sagte freundlich Herr Staiger, der, die Hände auf dem Rücken, behaglich dieser Arbeit zusah; „es geht mir heute Abend wie jenen Savoyardenknaben bei ihrer Melonenschnitte: ich fühle mich auch glücklicher als ein König; es ist das wieder ein angenehmes, liebes Weihnachtsfest, wie sie mir aus meiner Jugend her in Erinnerung sind und wie wir sie einige Male hatten, als deine selige Mutter noch lebte. — Siehst du, Clara," fuhr er gerührt fort, „ich glaube, der liebe Gott hat mein Leben wunderbarlich geführt und gibt mir noch einen fröhlichen Abend des Lebens. Ich weiß nicht weßhalb, aber es kommt mir nun einmal so vor. — Meine Jugend war hell und glücklich beschienen, dann kamen schlimme Jahre und ich mußte lange im kalten Schatten dieses Lebens wandeln. Aber jetzt wenn ich so den kleinen Tannenbaum ansehe, wie seine Nadeln bei jeder Be-

wegung spielen, und wie das Gold durch die feinen Zweige glänzt, jetzt ist es mir gerade, als stände ich auf der Höhe meines Lebens, — das heißt auf der Höhe, auf welche bald die allgemeine Ruhe folgt, — sähe aber vorher noch hinab in ein freundliches, von der Abendsonne beschienenes Thal; ich sehe es hinter den Bäumen stehend, wenn ich aber noch einen kleinen Schritt, noch eine kleine Spanne Zeit vorwärts schreite, so stehe ich unter den sanft rauschenden Zweigen und den leise im Abendwind säuselnden Blättern, und der herrliche Glanz einer niedersinkenden Sonne strahlt prächtig auf meinen Pfad. — — Gewiß, Clara, das fühle ich; und wenn dem so wäre, so würde es mich glücklich machen um deinetwillen. — Ja, mein Kind, wenn nur ein frohes Geschick unser Leben freundlich wenden wollte, so würde ich Gott auf's Herzlichste danken und es als eine Belohnung ansehen für deine unendliche Liebe und Güte für mich alten Mann und deine kleinen Geschwister, denen du Alles bist."

Während Herr Staiger so sprach, blickte er wie träumend und mit so glänzenden Augen, als schaue er wirklich all' das Schöne, in den Tannenbaum. Dabei aber zitterte seine Stimme und seine Blicke verdunkelten sich zuweilen seltsam, um gleich darauf ein doppeltes Licht auszustrahlen, — zwei Lichtpunkte, die sich langsam über seine Wangen hinab bewegten.

Clara hielt in ihrer Arbeit inne, als ihr Vater so sprach, und ihr Ohr lauschte gläubig seinen Worten. Auch ihr Blick erweiterte sich, ihre Brust hob sich mühsam, von einem unnennbar süßen Gefühl geschwellt, einem Gefühl, das von der Phantasie des alten Mannes ausgehend, bei ihr eine andere und bestimmtere Form gewann. Sollte er vielleicht Recht haben, sollte sich der Abend seines Lebens nochmals verschönern und vielleicht einen noch hellern Glanz auch über sie ausgießen? — O nein! nein! das war ja unmöglich; sie mochte und konnte nicht weiter denken, denn ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; sie legte sanft ihre Arme um den Hals des Vaters, senkte den Kopf auf seine Brust, und während sie sich darauf bemühte, ihm die Thränen von den Wangen zu küssen, bemerkte sie nicht, daß auch die ihrigen flossen.

„Wir sind aber recht kindisch," sagte der alte Mann nach einer Pause, indem er das Gesicht seiner Tochter mit beiden Händen umfaßte und es sanft in die Höhe hob, um ihr in die schönen, edeln und reinen Züge zu sehen. „Jetzt geht es uns wieder einmal etwas gut und wir weinen wie die Kinder."

„Aber nicht aus Schmerz, Vater," versetzte Clara sanft, „gewiß nicht aus Schmerz. Vielleicht geht dein schöner Traum in Erfüllung, und das war der Anfang von Freudenthränen."

„Ah! Freudenthränen sind schön! — Doch jetzt wollen wir lustig sein; bring' deine Arbeit zu Ende, damit die Kinder draußen nicht zu lange zu warten brauchen. — Aber wahr ist es: unser Zimmer ist heute Abend so behaglich, so angenehm, und mir ist dabei so wohl, ich möchte jeder Ecke, jedem Stuhl und Tisch guten Abend sagen und die Wände mit der Hand pätscheln, — es ist hier so warm und wohnlich. — Und dann, was für ein kostbares Souper erwartet uns! — Ein delikater Kalbsbraten und vortreffliche Kartoffeln. Eigentlich eine Verschwendung; aber nehm' dich ja zusammen, Clara, daß dir Alles gut geräth und der Braten nicht anbrennt; wir müssen unserem Gast alle Ehre anthun, und das Wenige, was wir geben, muß gut sein."

„Meinst du, er werde auch kommen?" fragte Clara schüchtern, indem sie sich gegen den Tannenbaum wandte, um dort noch ein kleines Netz von Papier zu befestigen.

„O unbesorgt!" sprach Herr Staiger mit bestimmtem Tone, „er hat es mir versprochen, und was er mir verspricht, das hält er auch."

„Ja, ja, Papa, wenn er es dir versprochen hat, so wird er auch sicher kommen," erwiderte die Tänzerin, während um ihren kleinen Mund, den sie fest zusammen zog, ein ganz leichtes, leichtes, aber höchst liebenswürdiges Lächeln spielte.

„Da ist mir was eingefallen," sagte Herr Staiger nach einer Pause; „wir hätten wohl mit der ganzen Bescheerung warten können, bis Herr Arthur gekommen wäre; ich glaube, es würde ihn freuen, das einmal bei uns mit anzusehen."

„Glaubst du das in der That?" fragte eifrig das Mädchen, in=

dem sie sich rasch herum wandte. — „Ach nein! das ist zu kleinlich für ihn; auch würden die Kinder nicht gerne so lange warten."

„O, die Kinder warten schon, wenn wir ihnen sagen, Herr Arthur komme; sie haben ihn außerordentlich lieb."

„Das ist wahr," sagte nachdenkend die Tänzerin mit ganz leiser Stimme. — „Aber," fuhr sie lauter fort, „Herr Arthur wird wahrscheinlich spät kommen. — Hat er das nicht gesagt?"

„Er meinte, es könnte bis acht Uhr reichen; sie haben natürlicherweise zu Haus auch eine Bescheerung."

„Ah! was werden die vergnügt sein bei ihren vielen schönen Sachen!"

„Davon hängt's nicht ab, mein Kind," entgegnete Herr Staiger. „Hoffen wir nicht auch vergnügt zu sein? Und doch sehe ich bei uns gerade nichts von Kostbarkeiten. — Also Herr Arthur versprach mir, um acht Uhr zu kommen; er meinte sich vom Nachtessen dort dispensiren zu können und freute sich sehr auf das unsrige."

„That er das wirklich?" fragte Clara anscheinend unbefangen.

„Gewiß, gewiß," antwortete der alte Mann; „das kannst du auch wohl sehen, daß er gerne hier bei uns ist, denn wegen der Illustrationen braucht er nicht so oft zu kommen, wie er es thut."

„So? — glaubst du wirklich?" versetzte die Tänzerin, wobei sie sich rasch abwandte, um nach dem Vorzimmer zu gehen. Doch blieb sie wieder stehen und sagte ohne zurückzuschauen: „Also meinst du wirklich, wir sollen mit der Bescheerung warten, bis er kommt? — Aber die Kinder werden schläfrig und ich kann sie nicht hier in's Zimmer herein nehmen, sonst würden sie ja alle meine Anstalten sehen."

„Weißt du was," meinte Herr Staiger, „so setzen wir uns zu ihnen in das Vorzimmer, es ist da warm genug; unser braver Ofen speit heute Abend eine außerordentliche Hitze aus."

„Aber du mußt die Kinder vorher fragen, ob sie warten wollen; am Weihnachtsabend haben sie darüber zu bestimmen."

„Versteht sich, aber du wirst sehen, wie bereitwillig sie sind."

Dies war denn auch der Fall, und als die Kinder hörten, ihr lieber Herr Arthur werde kommen und an der Bescheerung

theilnehmen, da waren sie sehr zufrieden und warteten gern noch länger.

„Wohl noch eine ganze Viertelstunde," sagte das Bübchen.

Clara war in dem Zimmer zurückgeblieben und benutzte die augenblickliche Abwesenheit ihres Vaters, um auch für diesen die Geschenke aufzustellen. Sämmtliches für die Familie befand sich auf dem großen Tische; und über ein kleines Nähtischchen, das daneben stand, hatte die Tänzerin eine Serviette gebreitet, darauf lag das bewußte Cigarren-Etui neben einem kleinen, kaum fußhohen Christbaum, den Klara aus grünem Papier künstlich gearbeitet, und der mit Miniaturkerzen und Zuckerzeug auf's Freundlichste verziert war. Das Geschenk ihres Vaters für Arthur, ein kleines Feuerzeug, befand sich ebenfalls dort. Clara hatte es kopfschüttelnd betrachtet, indem sie zu sich selber sprach: „Und dafür will er über zwei Gulden ausgegeben haben? — Papa versteht aber durchaus nicht einzukaufen."

Draußen im Vorzimmer hatte sich unterdessen Herr Staiger zu den Kindern gesetzt; das Mädchen saß auf dem Schemel und lehnte ihren Kopf an die Kniee des Vaters, der Knabe saß auf dessen Schooß und war uuersättlich im Anhören der furchtbarsten Geschichten. Herr Staiger mußte die Geschichte von der schrecklichen Wasserschlange, die das Schiff auf dem Weltmeer verfolgt und jeden Tag eine neue Beute fordert, zum Gott weiß wie vielsten Male erzählen, wobei es dem Bübchen besonders aber um den Schluß zu thun war; denn nachdem schon sehr viele Offiziere und Matrosen verzehrt sind, wirft man ihr die ganze Schiffsapotheke in den Rachen, worauf es der Schlange hundeübel wird und sie plötzlich stirbt.

Da nun aber dergleichen Geschichten am heutigen Abend noch sehr viele erzählt werden mußten, mit deren Wiederholung wir den geneigten Leser jedoch verschonen wollen, bitten wir ihn, während dieser Zeit mit uns auf einige Augenblicke in das Zimmer der Madame Wundel, der Staiger'schen Wohnung gegenüber, zu treten.

Fünfzigstes Kapitel.

Verschämte Hausarme.

Hier wurde der Weihnachtsabend nicht wie bei den übrigen Mitchristen gefeiert; Madame Wundel, die verschämte Hausarmen-Wittwe, fand es begreiflicherweise unpassend, am heutigen Abend mit irgend Etwas Gepränge zu machen. Ihre beiden Töchter waren erwachsen, weßhalb ihnen ein Christbaum auch weiter keine Freude gemacht hätte; sich gegenseitig zu beschenken, wäre ebenfalls unnöthig gewesen, daher sie denn das Fest still unter sich und unter andächtigen Betrachtungen feierten. Das klingt für uns, die wir den Charakter von Mutter und Töchtern kennen, zwar unglaublich, aber es verhielt sich wirklich so. — Im Ofen brannte ein spärliches Feuer, so daß das Zimmer nur sehr mäßig erwärmt war; der Tisch war mit einem groben Tuche bedeckt und auf demselben befand sich eine Schüssel mit Kartoffeln in der Schale neben einem Salzfasse, einem Stücke schwarzen Brode und einer Flasche voll klaren Wassers.

Madame Wundel saß an diesem Tische, ihr gegenüber die älteste Tochter Emilie, und Beide hatten Gebetbücher vor sich, in welchen sie eifrig zu lesen schienen.

Wir sagen: zu lesen schienen; denn wenn man aufmerksamer hinsah, so bemerkte man wohl, daß die würdige Wittfrau die Nägel ihrer Finger besah, auch zuweilen an die Decke blickte, und daß Emilie den Kopf auf die Seite hielt, offenbar um auf den Gang und die Treppe zu lauschen, zu welchem Zweck auch die Stubenthüre halb geöffnet war.

„Jetzt kann er wohl drunten sein,“ sprach die Mutter nach einer längeren Pause.

„Ja, mir scheint, er schleiche auf der untersten Treppe,“ erwiderte die Tochter. — „Richtig! da höre ich ihn auch husten. — Wenn der nur bald ausgehustet hätte!“

„Ein langweiliger, miserabler Kerl!“ meinte die Wittwe.

„Und schleicht wie ein Gespenst in den Häusern umher,“ entgegnete Emilie. „Bin ich doch wirklich erschrocken, als er vorhin fast unhörbar in's Zimmer trat und sein: Gott sei mit euch, ihr Frauen! krächzte, — der alte Heuchler!“

„Ich bin gar nicht erschrocken,“ lachte Madame Wundel; „ich wußte wohl aus alter Praxis, daß er diesmal am Weihnachtsabend kommen würde. Vergangenes Jahr kam er am Christfest selbst; er wechselt immer so ab. — Das kann euch wieder ein Beispiel sein,“ fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie die Hand in die Tasche gesteckt und dort mit Geld geklappert hatte; „daß ihr eurer Mutter unbedingt folgen sollt. Du hattest wieder Lust, zu sieden und zu braten, und wenn ich deinem Kopfe gefolgt wäre, so hätte uns der Armenpfleger überrascht, und — eine milde Gabe gereicht für Holz und Brod,“ — diese Worte sprach sie mit demselben nachäffenden Tone wie ihre Tochter, — „während ein schöner Kuchen auf dem Tische stand und vielleicht eine Flasche Wein daneben.“

„Leider ist es eine schlechte Welt,“ erwiderte Emilie achselzuckend, „und für die paar miserablen Gulden, die sie uns an den Kopf werfen, leben wir doch in einer wahren Sklaverei. Gehe ich durch die Straßen, bei gewissen Häusern vorbei, da muß ich die Augen niederschlagen und darf höchstens nach einem kleinen Kinde sehen, das zufällig auf's Gesicht gefallen ist, um es aufzuheben und ihm aus christlichem Mitgefühl die rotzige Nase abzuwischen, — wenn das nämlich Jemand sieht. — Pfui Teufel! Ihr hättet eigentlich wohl ein anderes Geschäft ergreifen können, als das einer verschämten Hausarmen. Uns ist dadurch jede Carrière abgeschnitten; man kann sich nicht einmal mit einem anständigen Liebhaber einlassen, denn das wäre ja die größte Versündigung, wenn sie es erführen.“

„Aber man lebt gut,“ sagte die Wittwe mit einem breiten behaglichen Lächeln. „Sei nicht undankbar, Emilie; du weißt noch nicht, wie hart es ist, das Brod durch seine Händearbeit verdienen zu müssen.“

„Aber dann bin ich frei und kann thun was ich will.“

„Geht mir mit eurer Freiheit! Man ist da abhängig von den Launen seiner Herren oder Herrinnen und erst ein rechter Sklave."

„Neulich ging ich in einen Laden," fuhr Emilie ärgerlich fort, „und wollte mir zu meinem karrirtseidenen Kleide ein paar Ellen kaufen. Da sehe ich glücklicherweise noch früh genug den Armenpfleger, der mich lauernd betrachtete. Vor mir lag ein ganzer Stoß Seidenzeug, und da fragte er auf seine widerliche Manier: — Sie kaufen doch gewiß nicht von diesen eitlen Geweben? — Was wollte ich machen? — Ich mußte meine Augen niederschlagen und mit einer halben Elle grauen Futternessel abziehen."

„Was übrigens sehr klug von dir war," erwiderte vergnügt Madame Wundel. „Glücklicherweise scheuen sich diese Spione, des Abend auszugehen; und an gewisse Orte, wo wir uns sehr gut amusiren, kommen sie nie hin."

„Ja, wenn auch das nicht wäre, sollte es der Henker aushalten!" sagte Emilie. — „Nun, hat er auch was Rechtes gebracht?"

„Ich kann nicht darüber klagen," schmunzelte vergnügt die Mutter. — „Am Weihnachtsabend da kommt so allerlei zusammen, da wollen die verschiedenen Vereine zur heiligen Zeit noch einen rechten Stein in's Brett bekommen und deßhalb fließen da die Unterstützungen ordentlich. — Ach, daß doch so viel Heuchelei in der Welt ist! Die machen sich selbst was weiß und bilden sich ein, es sei ihnen ein Bedürfniß des Herzens, den Armen mitzutheilen, und bei den Meisten ist's nichts wie Eitelkeit: sie wollen Alle im Jahresberichte und im Wochenblättchen stehen. — Nun also, da habe ich sechs Gulden vom Vereine für verschämte Hausarme, vier Gulden aus der Unterstützungskasse für hilfsbedürftige Wittwen aus dem Honoratiorenstand. — Und dazu können wir uns ja rechnen, seit dein Vater gestorben ist, denn meine Familie stand ehedem stolz da in der Stadt; daß der Mann so traurige Geschichten gemacht hat, ist ein Unglück. Doch will ich seiner nicht im Bösen gedenken, denn hier ist ja auch ein Gulden und dreißig Kreuzer aus der Wittwenkasse für in öffentlichen Anstalten des Staats Verbliebene." — Sie wollte nämlich nicht sagen: „für die im Zuchthaus Gestorbenen," wie es dem seligen Herrn Wundel leider geschehen war, da

er Pflegschaftsgelder auf eine für ihn zu vortheilhafte Weise angelegt hatte.

„Das sind ja elf Gulden dreißig Kreuzer,“ sprach Emilie mit zufriedener Miene; „das reicht schon über die Feiertage.“

„O ganz bequem,“ entgegnete die Mutter. „Und dazu kommt noch der zweite Weihnachtstag, wo ich mich im schwarzen Anzug bei dem Prediger des neuen Bundes präsentire und darauf hin einige Anweisungen erhalte für christliche Häuser, wo man anständige Wittwen zu behandeln versteht.“

„O ja, das geht,“ sprach die Tochter nach einigem Nachdenken. „Dann kommt Neujahr, und dabei werden wir wohl so viel herausschlagen, daß man sich am Carneval ein kleines Vergnügen machen kann.“

Die Mutter packte ihr Geld zusammen und steckte es sorgfältig wieder in die Tasche ihres Kleides, — sie hatte es dort hervor geholt, um ihre Tochter mit dem Glanz des Silbers zu erfreuen. — „Da ist noch eine ganz famose Kasse hier in der Stadt,“ sagte sie nach einer Pause, „an der wir vielleicht auch nächstens einmal theilnehmen können. — Weißt du, man muß sich nicht geniren, und wenn du wolltest, so könnte ich dorthin bald einmal eine Eingabe versuchen.“

„Was ist das für eine Kasse?“ fragte Emilie.

„Obendrein ist noch ein Freund von dir dort beschäftigt: der Herr Aktuar Schwarz ist der Sekretär.“

„Ah! Mutter,“ versetzte Emilie etwas spitzig, „das muß ich mir alles Ernstes ausbitten!“

„Wie, daß der Herr Aktuar Schwarz dein Bekannter ist?“ fragte Mama mit einer außerordentlichen Unbefangenheit.

„Nein, das nicht,“ erwiderte entrüstet Emilie, „sondern daß du mir vorschlagen willst, ich soll mich an den Unterstützungsverein für alte Jungfern wenden.“

„Ist denn das so was Schlimmes?“

„Es ist schlimm genug, wenn man in Verhältnissen lebt, die es Einem erschweren, eine anständige Verbindung einzugehen.“

„Und wenn uns dieser Freund unterstützt,“ erwiderte Madame

Wundel, indem sie ihre Haube zurecht zog, „bist du deßhalb eine alte Jungfer? — Sieh doch mich an, ich erhalte auch vom Verein für verschämte Hausarme; sind wir denn deßhalb verschämte Hausarme? — Ich wollte Niemand rathen, das uns in's Gesicht zu sagen. — Ah! da bitte ich recht schön! Ihr Mädchen habt eigene Begriffe, wenn man nur einmal ein Wort von einer alten Jungfer fallen läßt, so seid ihr beleidigt. Das ist aber an sich ein ganz respektabler Stand, und wenn die Zeit da ist, daß man eine werden soll, so wird man in Gottes Namen eine. Daran wirst du nichts ändern wollen. — Jetzt bist du Achtundzwanzig, und wenn dich auch gute Leute für ein paar Jahre jünger ansehen, so rückst du doch nach und nach in die Dreißig und mußt da hinein, so sehr du dich auch sperren wirst. Gegen den Strom kann man nicht schwimmen, und einen heißen Ofen nicht kalt blasen. — Larifari!"

„Aber ich thu's nun einmal nicht," sagte die Tochter entschlossen. „Ich will mich zu allen Vereinen melden, mögen Sie einen Namen haben, welchen sie wollen; und ich habe das schon bewiesen, denn als der Verein für unglückliche, treulos Verlassene gegründet wurde, da —"

„Schweigen wir davon," entgegnet die Mutter, indem sie die Augenbrauen zusammen zog, „das ärgert mich, wenn du davon sprichst. Damals hast du freilich keinen Anstand genommen, dich für eine treulos Verlassene auszugeben, obgleich du dazu gar kein Recht hattest, denn um verlassen zu werden, muß man doch Jemand haben, der Einen verläßt. Und das war bei dir nur so ein kleines Techtelmechtel, wornach kein Hahn gekräht hat."

Emilie seufzte tief auf, wahrscheinlich in der Erinnerung an dieses Verhältniß.

„Ja, wärest du damals klug gewesen und hättest den jungen Menschen festgehalten; damit wäre was zu machen gewesen. Aber ihr seid nicht pfiffig genug, nicht gescheidt, nur hochmüthig. Das habe ich vorhin wieder so klar und deutlich gesehen. — Ja, ja, für eine treulos Verlassene möchtest du alle Tage gelten, aber nicht für eine alte Jungfer. O Welt! o Welt!"

Madame Wundel hatte sich so in den Eifer hineingesprochen, daß sie unmöglich auf ihrem Stuhle ruhig sitzen bleiben konnte. Sie stand deßhalb auf, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und sagte dann, als ob sie froh wäre, etwas zu finden, woran sie ihren Unmuth auslassen könnte: „Werft mir die dummen Kartoffeln vom Tisch und das fade Wasser! Da hast du den Schlüssel, hol' den Kuchen heraus, der im Schranke steht, und ein paar Gläser."

„Und keinen Wein dazu?" fragte mürrisch die Tochter, indem sie sich zum Abgehen anschickte.

„Nein, du brauchst keinen Wein zu bringen; aber schüre das Feuer, damit wir ein behagliches Zimmer bekommen. Ich habe jetzt dem unangenehmen Kerl zulieb genug gefroren. Dann kannst du auch Wasser zum Kochen aufsetzen; die Madame Becker wird nachher auf einen Augenblick kommen und Extrakt mitbringen, da wollen wir uns einen ordentlichen Punsch machen."

„So — die kommt?" fragte Emilie mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck. — „Und wollt ihr allein sein? — Ist man vielleicht im Wege oder kann man da bleiben?"

„Wie du so einfältig fragen kannst!" sagte die Mutter; „du kannst freilich dableiben, aber es wäre mir nicht lieb, wenn unterdessen Louise — damit meinte sie die jüngere Tochter — nach Hause käme."

„Da kannst du unbesorgt sein, die kommt heute nicht vor elf Uhr nach Haus; die weiß doch noch irgendwo hinzugehen, wo sie sich amusiren kann." — Damit schritt sie zur Thüre hinaus.

Man hörte sie mit ihren Schlüsseln draußen rasseln, auch Gläser klirren, dann schürte sie das Feuer im Ofen, der kurze Zeit darauf eine behagliche Wärme ausströmte.

Madame Wundel hatte unterdessen höchst eigenhändig die Kartoffeln in die Küche hinaus geworfen, das Wasser entfernt und statt des groben Tischtuchs ein feineres ausgebreitet, kurz dem ganzen Zimmer in weniger Zeit ein behagliches Ansehen gegeben.

Als nun vollends Emilie wieder herein kam, einen großen mürben Kuchen auf den Tisch stellte, etwas getrocknete Früchte und einige Gläser, da sah das Ganze recht festlich aus, würdig des

Besuchs, der erwartet wurde und den man auch bald nachher die Treppen herauf kommen hörte.

Madame Becker — sie war es — ging ziemlich langsam, denn das Treppensteigen wurde ihr bei vorgerücktem Alter und ankommender Körperfülle etwas sauer. Sie hustete schon auf dem zweiten Absatz der Treppe, auf dem dritten pustete sie gewaltig, und als sie endlich vor der Wohnung der Madame Wundel ankam, brachte sie nur mühsam einen guten Abend hervor und ließ sich sogleich auf einen Stuhl nieder, den man ihr hinstellte.

„Aber Ihr wohnt recht hoch, Wundel," sprach sie nach tiefem Athemholen und nachdem sie sich eine Zeit lang umgeschaut. „Recht hoch, aber anständig — saubere Zimmer."

„So, so," entgegnete die Wittwe. „Man kann nicht Alles mit einander verbinden; will man in unsern Verhältnissen im zweiten oder dritten Stock wohnen, so muß man sich mit ein paar kleinen finstern Löchern ohne Aussicht und Luft begnügen, und da ist's mir hier oben lieber."

„Das finde ich begreiflich," erwiderte Madame Becker. „Ihr habt kein Geschäft, es laufen nicht viele Leute zu Euch; aber ich muß nun leider einmal im ersten Stock wohnen; wißt Ihr, man kann Manchem nicht zumuthen, daß er viele Treppen hinaufsteigt."

„Ah! das ist natürlich," sagte Madame Wundel mit wichtiger Miene; „bei Eurer ausgebreiteten Bekanntschaft. — Aber kommt, legt Euer Umschlagtuch ab; es muß Euch ja zu warm werden —"

„Ich habe nur einen Augenblick ausschnaufen wollen," entgegnete Madame Becker, während sie eine dicke Nadel aus ihrem Halstuch herauszog und dasselbe nun der Fräulein Emilie Wundel überließ, die es sorgfältig auf einen Stuhl legte. Nachdem diese Hülle gefallen war, erblickte man das freundliche Glänzen einer Bouteille, welche die Frau in einer Hand trug. Unter dem Arm hatte sie ein kleines Paketchen, das sie behielt, wogegen sie die Flasche der Wittwe mit einem angenehmen Lächeln überreichte. „Er ist gut," sagte sie, „ächter Düsseldorfer; laßt uns nur nicht zu viel Wasser dazu nehmen; ich liebe einen starken Punsch."

Mit diesen Worten hatte sie sich so breit und behaglich wie möglich an den Tisch gesetzt; sie stützte den Kopf auf die Hände und sah der Madame Wundel, die sich ihr gegenüber niederließ, freundlich lächelnd in die Augen. Ihr Paketchen hatte sie vor sich niedergelegt.

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen," fuhr sie nach einer Pause fort, „und ich hatte mir schon oft vorgenommen, Euch einmal heimzusuchen, konnte aber nie dazu kommen, und so dachte ich denn heute: es ist dies ein ruhiger stiller Abend und recht geschickt, sich nach einer guten Freundin umzusehen."

„Wofür ich Euch sehr dankbar bin," erwiderte Madame Wundel. „So ein Weihnachtsabend ist recht langweilig und man weiß nicht, wie man ihn herum bringen soll."

Emilie hatte das warme Wasser gebracht, goß es in die Gläser auf den Punsch-Extrakt, worauf sich ein angenehmer Geruch in dem Zimmer verbreitete, dann schnitt sie den Kuchen auf, reichte ihn herum und alle Drei aßen, tranken und waren fröhlich und guter Dinge.

Nach einiger Zeit lehnte sich Madame Becker behaglich in ihren Stuhl zurück und spielte, anscheinend absichtslos, mit dem Paketchen, das sie neben sich hingelegt hatte. Es war dies länglich, mit weißem Papier umwickelt und mit einer rothen Schnur zusammen geknüpft. Auf demselben stand eine Adresse mit einer festen, regelmäßigen Handschrift.

„Einkäufe?" fragte die Wittwe, deren Neugierde erregt war.

„O nein," entgegnete die Andere, „es ist ein Geschenk für meine Nichte Marie, die Tänzerin. Die bekommen so was immer anonym zugeschickt. Auf der Straße brachte es mir ein Bedienter, und da er mich erkannte, nahm ich es ihm gleich ab."

„Also die Marie hat's noch nicht gesehen?" meinte Emilie.

Madame Becker schüttelte gleichgiltig mit dem Kopfe. „Die sieht's morgen Früh noch bald genug," sagte sie, „wenn sie es überhaupt zu sehen bekommt; und das hängt ganz von ihrer Aufführung ab."

„Und was ist wohl darin?" fragte Madame Wundel.

Die Frau bog das Päckchen hin und her, und als sein Inhalt sich weich anfühlte und biegen ließ, antwortete sie: „Es werden Handschuhe sein. Doch können wir das ganz genau erfahren: wir machen es einfach auf und sehen nach."

Damit löste sie die rothe Schnur, machte das Papier auseinander, und Emilie erblickte mit leuchtenden Augen wenigstens zwei Dutzend feine Pariser Handschuhe von den verschiedensten Farben.

„Ah! die sind schön!" sagte sie. „Die Marie ist doch ein glückliches Mädchen, daß sie solche Sachen bekommt. — Ja, so eine Tänzerin!"

„Sie sind wirklich hübsch," meinte die Becker. „Gefallen sie Ihnen, Mamsell Emilie?"

„Wem sollen die nicht gefallen! — Und das ist gerade meine Größe; siehst du, Mutter, nicht ein Tüpfelchen länger und breiter könnte ich sie brauchen."

„So will ich Ihnen was sagen, thun Sie mir den Gefallen und nehmen ein halbes Dutzend von diesen Handschuhen von mir zum Weihnachtsgeschenke an."

„Ah! das wäre zu viel, Madame Becker!" rief Emilie. „Hast du gehört, Mutter, ich soll ein halbes Dutzend von diesen prächtigen Handschuhen haben. Wie mich das glücklich macht! — Aber nein, ich kann's nicht annehmen, gewiß ich kann's nicht annehmen; ich müßte mich schämen."

Madame Wundel, welche befürchtete, es könnte der noch nie da gewesene Fall wirklich eintreten, daß ihre Tochter Emilie sich einmal schämen würde, etwas anzunehmen, trat nun mit ihrer Autorität dazwischen und sprach mit Ruhe: „Wenn die gute Frau Becker dir ein halbes Dutzend Handschuhe zum Geschenk machen will, so wäre es von dir unschicklich, sie nicht dankbarlichst anzunehmen."

„Aber das ist zu viel, Mutter, — ein ganzes halbes Dutzend!"

„Possen!" versetzte Madame Becker, die, wie der geneigte Leser wohl weiß, ihre guten Gründe hatte, sich die Familie verbindlich zu machen. — „Possen! nicht der Rede werth! — Hier sind sechs von allen Farben, und hier ist auch die Emballage und die Schnur. —

Mädchen bleiben immer kleine Kinder; man muß sie zu Allem zwingen." Damit wickelte sie lachend die sechs Handschuhe in das weiße Papier, band noch zum Ueberfluß die rothe Schnur darum und überreichte sie mit einer graziös sein sollenden Handbewegung, wobei sie sagte: „Der Fräulein Emilie zum Weihnachtsabend."

„Prächtig! prächtig!" lachte Madame Wundel. „Wie das die Frau Becker alles zu machen versteht! — Ja, ja! man sieht gleich, daß Ihr vornehme Bekanntschaften habt und viel mit guter Gesellschaft umgeht."

Die Andere schloß affektirt ihre Augen, zuckte gewaltig die Achseln und erwiderte mit einem tiefen Seufzer: „Ach ja, es ist wahr, ich sehe viel vornehme Herren und es thut Einem wohl, wenn man so von den respektablen reichen Leuten geachtet wird wie ich. Aber man hat viel mit ihnen durchzumachen, o erschrecklich viel!"

Emilie hatte sich entfernt, um ihre Handschuhe aufzuheben, und da sie vorderhand Punsch und Kuchen genug erhalten, so blieb sie im Nebenzimmer, vielleicht auch blos aus Taktgefühl, indem sie sich wohl denken mochte, daß die beiden Frauen etwas zusammen zu sprechen haben könnten, wobei ihre Gegenwart überflüssig sei.

Madame Becker hatte auch diesen Augenblick benutzt, um die eben gehörten Klagen loszulassen. — „Ja schrecklich viel!" wiederholte sie jetzt.

„S—o—o?" fragte Madame Wundel. „Aber Ihr seid doch die Frau dazu, allen Anforderungen zu entsprechen."

„O nicht immer, nicht immer. Ich stehe so allein in der Welt und habe Niemand, dem ich mich so recht anvertrauen kann, was ich zuweilen thun würde."

„Seht Ihr, wie Unrecht es von Euch ist," sagte die Wundel mit einem Anflug von Rührung, „daß Ihr so wenig zu mir kommt. Haben wir nicht immer vortrefflich zu einander gepaßt, und haben wir uns nicht manchen guten Rath gegenseitig gegeben?"

„Ja, das ist wahr, Wundel," erwiderte die Andere, „und als ich heute so über Manches nachdachte, und zu mir selber sprach: mit wem könntest du wohl Dieses oder Jenes überlegen? da standet Ihr auf einmal vor mir, ja ich sah Euch leibhaftig und es rief

ordentlich: du hast ja die Wundel, die alte treue Seele! — Die Wundel, die immer offen und brav gegen dich war und die du schon als Kind gekannt. — Wißt Ihr noch, wie wir damals zusammen getanzt? — Ach Gott! wenn ich an die Zeit denke, so wird es mir ganz traurig zu Muth. — Und darauf kamen wir so weit auseinander, Ihr heirathetet den seligen Wundel und ich meinen seligen Becker, und Ihr wißt wohl, daß die Beiden sich nie leiden konnten. — Du lieber Gott! ich will es euch nur gestehen, der Wundel machte mir einmal ein wenig die Cour und da wurde der gute Becker eifersüchtig. — Nun, so sind einmal die Mannsbilder! Aber es waren Beide ein paar brave Narren, und Gott weiß, wie es mich immer noch betrübt, daß sie dahin sind."

Auch Madame Wundel schien dies nachträglich noch sehr zu betrüben, denn als sie sah, daß die Becker sich ihre Wangen wischte, bemühte auch sie sich unter Beihilfe des starken Punsches ein paar Thränen ihren trockenen Augen zu entpressen.

„Also an Euch dachte ich," fuhr die Andere fort, nachdem sich die Rührung gelegt, „und sagte zu mir: noch heute gehst du dahin und fragst bei der rechtschaffenen Wundel an, ob sie auch noch was von der früheren Freundschaft gegen dich im Busen fühlt."

„Gewiß, Beckere," entgegnete die Wundel mit einem unverkennbaren Schluchzen.

„Wirklich, Wundel, nun das freut mich."

„Ich habe so oft an Euch gedacht."

„Und ich erst!"

„In alter Freundschaft."

Dabei erhoben die Weiber ihre frisch aufgefüllten Gläser, stießen auf ein gegenseitiges Wohl an und tranken darauf den warmen Punsch mit solcher Standhaftigkeit, daß ihre Köpfe ganz roth davon wurden.

„Ja, ja," sagte die Becker nach einigem Stillschweigen, „es kommen mir oft Sachen vor, bei denen ich den Rath einer verständigen und gescheidten Frau brauchen könnte."

„So laßt mich zum Beispiel hören," sprach Madame Wundel mit vieler Bescheidenheit.

„Ich habe da gerade eine Sache im Kopfe, die Euch aber

nicht interessiren kann, da Ihr die Personen nicht kennt; aber die Verhältnisse könnte ich Euch mittheilen."

„So laßt hören."

„Da ist ein gewisser Staiger, — ich glaube so eine Art von Literat. — Aber was macht Ihr für ein sonderbares Gesicht?"

„Ah! den kenne ich ja!"

„Den kennt Ihr?" rief Madame Becker mit einem erkünstelten, aber gut gemachten Erstaunen. — „Ihr kennt den Staiger? — Nun, dann hat die Sache doppeltes Interesse für Euch. — Na, seht, das freut mich!"

„Er wohnt ja mir gerade gegenüber auf demselben Boden."

„Das trifft sich prächtig! — Ist die Möglichkeit! — Da kennt Ihr auch wohl seine Tochter?"

„Die Tänzerin? — Puh!"

„Wie so puh?"

„Ein Fratz, ein hochmüthiger Aff!"

„Was der Tausend! — Das müßt Ihr mir später näher erzählen. — Hat sie Liebschaften?"

„Bis vor Kurzem gar nichts dergleichen."

„Und jetzt —?" fragte die Becker besorgt.

„Seit einiger Zeit," erwiderte Madame Wundel, „zeigt sich hie und da so was im Haus, ein junger Mensch, recht gut aussehend, — er hat freilich mit dem Alten Geschäfte, aber uns macht man nichts weiß; wir kennen das."

„Ja, wir kennen das," sagte die Andere nachdenkend. — „Und wer ist der junge Mensch?"

„Seinen Namen weiß ich nicht, aber auf alle Fälle was Reiches oder Vornehmes."

„Wohl ein Offizier?"

„Das glaube ich nicht; nein, nein! auf alle Fälle Civilist. Oft fährt er in einer Droschke an."

„Und das Mädel?"

„Ich weiß nicht, wie weit sie was mit ihm hat. Wißt Ihr, ich komme mit den Leuten selten in Berührung; die Clara kommt wohl zuweilen herüber —"

„So, sie kommt zuweilen?“ fragte die Becker aufmerksam.

„Freilich; aber ich spreche natürlicherweise nie mit ihr etwas dergleichen, bekümmere mich auch um die ganze Wirthschaft nicht, meine Emilie aber — für die Mädchen ist so was interessant — hat ein paarmal scharf aufgepaßt und sie an der Treppe gesehen, wie sie Abschied nahmen.“

„Nun?“

„Und dabei bemerkt, daß etwas im Spiele ist.“

„Und ging das Abschiednehmen recht innig vor sich?“

„Das nun gerade nicht; ein einziges Mal habe er sie auf die Stirne geküßt, und da habe sie sich losgerissen und sei hastig in's Zimmer zurückgeeilt. Gewöhnlich blieb es beim Küssen der Hände.“

„Ei, sie sind noch am Händeküssen,“ sagte bedenklich Madame Becker. „Das ist mir nicht lieb, da hält sie ihn gewaltig in Respekt und hat tiefe Absichten.“

„Ja, die hat freilich Absichten. — Wie ich Euch schon sagte, ein hochmüthiger Fratz. Ich glaube, wenn der ein Prinz die Cour machte, so bildete sie sich ein, er würde sie heirathen.“

„Das thun die meisten,“ versetzte lächelnd Madame Becker. „Ich versichere Euch, die Hoffnung, mit der so ein Mädchen erfüllt ist, und die Leichtgläubigkeit, mit der sie in ihrer Einbildung die unüberwindlichsten Hindernisse wegräumt, das ist ganz erstaunlich. — Aber Ihr wißt nicht, wer dieser junge Mensch ist?“

„Nein, ich kann's nicht sagen; Emilie meint, es sei ein Künstler, wißt Ihr, kein so armer Schlucker, sondern was Ordentliches.“

„Das Mädchen ist schön?“

„Das kann man nicht leugnen.“

„Und nachsagen kann man ihr eigentlich auch nichts?“

„Bis jetzt nicht das Geringste.“

„Schlimm! schlimm!“ seufzte Madame Becker und versank in tiefes Nachdenken, während sie, unhörbar für die Andere, zu sich selber sprach: „Die Kommission soll der Teufel holen. — Aber ich habe es mir gleich gedacht, bin ja schon ein paarmal tüchtig bei dem Mädel angelaufen, und jetzt, wo sie eine kleine Liebschaft an-

gefangen hat, eine Liebschaft, welche die schlaue Theaterprinzeß recht ausbeuten zu wollen scheint, da ist nichts zu machen. — Schlimm! schlimm! — Würde mir auch wahrhaftig kein graues Haar darüber wachsen lassen, wenn nicht das verfluchte Siegel auf dem Brief gestanden wäre: vor ihm muß ich mich in Acht nehmen. — Aber ich sehe da keine Möglichkeit."

Während Madame Becker so gedankenvoll dasaß, hatte sich die Andere mit einem neuen Glase Punsch gestärkt und auch das ihres Gastes wieder angefüllt und diesem hingeschoben. — „Na, Beckere," sagte sie dabei, „was hat Sie denn auf dem Herzen? — Warum so verschlossen? — bin denn ich nicht Eure gute Freundin? Wenn Euch was quält, sagt mir's doch; vielleicht weiß ich irgend eine Hilfe."

Madame Becker schüttelte den Kopf und sprach, indem sie nach einem tiefen Seufzer das Punschglas ausschlürfte: „Sieht Sie, Wundel, das betrifft eine von meinen geheimnißvollen Geschichten, das ist was aus vornehmer Gesellschaft, eine der schwierigen Kommissionen, mit denen ich arme Frau immer geplagt bin. Und dazu gehört Verstand, sehr viel Verstand; und auch der hilft zuweilen nichts."

„Ja, wenn der Verstand allein helfen würde," sprach die Wittwe mit einer unterthänigen und ehrerbietigen Miene, „da würde es Euch niemals fehlen, davon bin ich überzeugt. Gewiß, ich bewundere Euch oft, wie Ihr alle die Geschichten so allein ausmachen könnt."

„Uebung," erwiderte Madame Becker, augenscheinlich von diesem Lobe geschmeichelt — „Uebung und ein wenig Umsicht. Aber hier habe ich eine Geschichte, bei der hilft alles das nicht." — Sie seufzte abermals tief auf.

„Nun, so laßt mich's hören; eine unbedeutende Person, wie ich bin, weiß auch zuweilen Rath!" schmeichelte die Wundel, welche sehr neugierig auf die Geschichte war.

Da nun auch der Punsch die Zunge der anderen würdigen Frau sehr gelöst hatte, so erzählte sie denn, was der geneigte Leser bereits weiß, von einem Brief, den sie erhalten von Jemand, der

die Bekanntschaft der Tänzerin machen wollte. Natürlicherweise nannte sie keinen Namen. — „Man ist dergleichen thörichte Wünsche von den jungen Herren schon gewöhnt," fuhr sie fort, „und wenn es nicht geht, so schüttelt man kein Ohr darnach. Aber hier ist ein besonderer Fall, ich habe meine dringenden Gründe, Allem aufzubieten, um jenem Herrn gefällig sein zu können. — Da habt Ihr die ganze Sache! Ihr kennt nun besser als ich die Jungfer Klara, und könnt selbst beurtheilen, daß da nichts zu machen ist, und ich wohl Ursache habe, verdrießlich zu sein. — Schade! schade! es wäre ein so schönes Geschäft geworden."

„Wirklich ein schönes Geschäft?" fuhr Madame Wundel fort, indem sie sich so weit als möglich über den Tisch hinüber zu ihrer Freundin beugte. „Also wäre was Tüchtiges dabei zu verdienen gewesen?"

Madame Becker schnalzte statt aller Antwort mit der Zunge und blickte nachdenkend an die Zimmerdecke.

„Ja, ja," fuhr nun Madame Wundel eifrig fort, „zu überreden ist die da drüben nicht; ich bin überzeugt, wenn man nur ein Wort von so was spräche, sie käme außer sich."

„Das weiß ich."

„Und jetzt, wo sie die dumme Liebschaft angefangen hat, ist gar nichts zu machen; wenn man die beiden nur auseinander bringen könnte! Sollte man ihn nicht vielleicht eifersüchtig machen?"

Die Andere zuckte mit den Achseln. „Das erfordert viel Zeit," sagte sie, „und nutzt am Ende doch nichts. — Schade! schade! da wären für jeden Helfer ein paar Karolin herausgesprungen."

„Für jeden Helfer?" fragte gierig Madame Wundel. „Aber könnte man mit List nichts anfangen?"

„Wie so mit List?"

„Nun, ich spekulirte zum Beispiel einmal aus, wenn drüben Alles fortgegangen und sie allein zu Hause ist, was zuweilen vorkommt."

„Und dann?"

„Dann benachrichtigt man ihn davon, und er soll sein Glück versuchen. Am Ende kann man doch mit so einem Mädel fertig werden."

„Geht nicht!“ erwiderte die Becker kopfschüttelnd. „Dazu ist jener Herr zu anständig, wißt Ihr, auch zu vornehm. — Und dann, wie könnte man hier so was riskiren. — Ja, wenn ich sie in meiner Kaserne hätte,“ fuhr sie lächelnd fort, „rechts und links, oben und unten leere Zimmer, und wo man schon gewöhnt ist, auf ein bischen Geschrei nicht zu achten, da ginge so was. — Aber hier; wo denkt Ihr hin?“

„Und zu Euch läßt sich die nicht hinlocken?“

„Eher zum Teufel! — Nein, ich gebe die ganze Sache dran; man kann sich da auch garstig die Finger verbrennen.“

„Aber der Gewinn!“ sagte seufzend Madame Wundel.

„Ich hätte gern was für Euch herausgeschlagen, und da wäre es, wie schon gesagt, auf ein paar Karolin nicht angekommen.“

Madame Wundel versank in tiefes Nachsinnen, während sich die Andere ein Stück Kuchen herunter schnitt und langsam verzehrte. Dabei sahen die Züge der Hauswirthin nachdenkend und finster aus, und sie fuhr sich zuweilen mit der Hand über die Stirne, woraus man wohl entnehmen konnte, daß sie ihren Kopf abmarterte, um einen Weg zu den verheißenen Goldstücken zu finden.

Nachdem die Weiber so einige Minuten lang stumm einander gegenüber gesessen hatten, schienen die tiefen Betrachtungen der Wundel von einem Erfolge gekrönt zu werden; ihre Augenbrauen hoben sich in die Höhe, ihr Mund zog sich in die Breite, endlich patschte sie mit der Hand schwer auf den Tisch, so daß ihr Gegenüber erschrocken auffuhr, und sagte mit triumphirendem Tone: „Beckere, ich hab's! Seht Ihr, es war doch klug, daß Ihr Euch an mich gewendet habt.“

„Nun, was habt Ihr denn?“ fragte erstaunt die Andere.

„Ich unternehme die Geschichte.“

„Wie so?“

„Ich unternehme sie ganz allein; ich liefere Euch das Mädel, wohin Ihr sie haben wollt.“

„Ah! geht mir weg, Wundel! Ich glaube, der Punsch war zu stark. — Macht doch keine Flausen.“

„Nichts von Flausen; wollt Ihr mir freie Hand lassen und

— denn das versteht sich ganz von selbst, — etwas Ordentliches vom Profit versprechen?"

„Aber so sagt mir erst —"

„Sagen kann ich nichts," entgegnete die Andere, indem sie sich die Hände rieb; „mir ist auf einmal ein Licht aufgegangen, und so kann es gehen. Wie gesagt, seid froh, daß Ihr zu mir gekommen. Mir ist der Weg, den wir einschlagen müssen, jetzt ganz klar. Wißt Ihr, wenn man so lange in einem Hause zusammen wohnt, wie ich und die Staiger's, da lernt man sich genau kennen; und wenn es Einem auch nicht gleich einfällt, mit ein bischen Nachdenken kommt man doch schon an einen Haken, wo man anbandeln kann. — Aber," fügte sie mit emporgezogenen Augenbrauen hinzu, „etwas Geld brauche ich. Ihr sollt zu Eurem Zweck kommen, müßt aber nicht knickerig sein."

„Wenn ich zu meinem Zweck komme," entgegnete Madame Becker nicht ohne einen Anflug von Mißtrauen, „so kommt es mir auf ein paar Thaler mehr oder weniger nicht an. Aber Ihr solltet mir doch sagen, wie Ihr das anstellen wollt; ich bin auch in der Praxis ziemlich bewandert, aber im vorliegenden Fall geht mir der Faden aus."

„Ihr traut mir nicht recht," bemerkte lächelnd Madame Wundel, die den forschenden Blick ihrer Freundin wohl verstanden. — „Aber was habt Ihr dabei zu riskiren? Höchstens ein paar lumpige Thaler, die ich zur Einleitung des Geschäfts brauche; die Hauptsache zahlt Ihr mir, wenn Alles vorüber ist."

„Das läßt sich allenfalls hören."

„Und wie viel bekomme ich alsdann später?"

„Nun, was meint Ihr zu zwei Karolin, wie ich vorhin sagte?"

„Und vorher ein paar Thaler, die ich nothwendig brauche."

„Meinetwegen auch. — Und wie viel denn?"

„Nun, ich denke vier Thaler, die ich aber dann sogleich brauche, damit ich morgen an's Geschäft gehen kann."

„Ihr seid ein merkwürdiges Weib," sprach vergnügt lächelnd Madame Becker; „wenn Ihr haltet, was Ihr versprecht, so habe ich eine große Achtung vor Euch. — Aber seht Euch vor, daß

Ihr in keine Ungelegenheit kommt; und etwas bitte ich mir aus: mein Name darf nicht genannt werden, denn wißt Ihr, wenn ich eine Sache nicht selbst in der Hand behalte, so kann ich auch nicht dafür einstehen."

„Das versteht sich; seid unbesorgt. Unser Vertrag ist ganz einfach; ich bekomme heute die vier Thaler, ich lasse Euch in einigen Tagen sagen: Alles ist fertig, Ihr könnt um die und die Stunde den Wagen schicken, Ihr thut so, ich besorge sie hinein, und dann hat er nach Eurer Anweisung zu fahren, wohin er soll. Läuft Alles glücklich ab, so erhalte ich am andern Tag meine zwei Karolin. — Ist's so recht?"

„Dagegen kann ich nichts einwenden," erwiderte Madame Becker. „Und damit Ihr seht, wie bereitwillig ich bin, den Kontrakt einzugehen, so habt ihr hier die vier Thaler."

Sie zog bei diesen Worten eine kleine Börse aus der Tasche und legte das Geld in vier Stücken hin, welche Madame Wundel vorher genau auf beiden Seiten besah, ehe sie dieselben still lächelnd in ihre Tasche steckte.

Hiermit nahm die Unterredung ein plötzliches Ende, denn erstens war die Sache abgemacht, und zweitens kam Emilie, vor welcher Madame Becker überhaupt nicht gerne mit der Sprache heraus gegangen wäre, wieder aus dem Nebenzimmer zurück. Da es auch mittlerweile spät geworden war und sie ihren Zweck erreicht zu haben glaubte, so affektirte sie etwas Müdigkeit und stand nach einigem vergeblichen Nöthigen der Hauswirthin, doch noch dableiben zu wollen, mit einem unterdrückten Gähnen auf und versicherte, es sei endlich Zeit, daß sie nach ihrem Hauswesen sehe. — „Marie wird von einer Bekannten, bei der sie den Abend zugebracht, schon lange nach Haus zurückgekehrt sein und nicht wissen, wo ich eigentlich bleibe." — — Da sie nun auf keine Weise zu bestimmen war, noch länger in der, wie sie sagte, so angenehmen Gesellschaft ihrer guten Freundin zu verharren, so wickelte sie die noch übrigen Handschuhe in ein Stück Druckpapier ein, das auf dem Tische lag; Emilie Wundel zündete ein Licht an und begleitete den Gast bis auf die untere Treppe, wo beide von einander einen recht freundlichen Abschied nahmen.

Madame Wundel hatte die vier Geldstücke wieder aus ihrer Tasche heraus genommen, sie vor sich hingelegt und mit einem triumphirenden Lächeln angesehen. Sie wollte augenscheinlich ihre Tochter damit überraschen, denn sie war eine gute Mutter, die mit ihren Kindern so weit als möglich Alles gemeinschaftlich genoß und namentlich vor ihrer Aeltesten keine Geheimnisse hatte. Deßhalb zeigte sie auch, als Emilie wieder in's Zimmer trat, freundlich lachend auf die vier Thalerstücke, indem sie sagte: „Nun, was meinst du dazu? — Verstehe ich es, Jemand was auszupressen? — He!"

„Und das hast du von der Becker?" fragte verwundert die Tochter. „Was der heute überfahren ist, begreife ich nicht; geht da her und schenkt mir ein halbes Dutzend neue Handschuhe. Ist dir je so was vorgekommen?"

„Und mir vier Thaler!"

„Auch geschenkt?"

„Eigentlich nicht: ich will sie redlich verdienen."

Emilie sah ihre Mutter fragend an.

„Schließ' die Thüre," fuhr diese fort, „und setze dich daher; ich will dir was mittheilen, aber natürlicherweise halte mir reinen Mund, das ist ein Geheimniß; sprich auch mit der Louise nicht darüber."

„Mit der am allerwenigsten," antwortete Emilie mit geringschätzender Miene. Damit schloß sie die Thüre und setzte sich zu ihrer Mutter hin, welche sich noch ein neues Glas Punsch gemacht hatte und als eine ökonomische Frau den, welchen Madame Becker hatte stehen lassen, in das Glas ihrer Tochter goß.

„Apropos!" sagte sie darauf, während sie ihre Hände behaglich über einander legte, „du kennst doch von den Mädchen der Putzmacherin an der Ecke der Kastellstraße die hübsche schlanke mit dem dunklen Haar? — Sie ist meistens im Laden. Weißt du?"

„Ach ja, ich erinnere mich."

„Wenn du die siehst, fällt dir da nichts ein?"

„Was soll mir da einfallen?" erwiderte Emilie nachdenkend.

„Nun ich meine, erinnert sie dich mit ihrer Figur und ihrem Gesicht nicht an Jemand? — Besinne dich, es ist mir das von großer Wichtigkeit."

„O, da brauche ich mich nicht lange zu besinnen," sagte die Tochter, die einigermaßen verwundert war über die seltsamen Fragen ihrer Mutter; „die gleicht der Clara Staiger, und das auf merkwürdige Art."

„Nicht wahr?" rief Madame Wundel. „Sind die beiden nicht zum Verwechseln?"

„Gewiß, für Jemand, der sie nicht ganz genau kennt," erwiderte Emilie. — „Aber was willst du damit?"

„Nun, ich will die Beiden auch verwechseln," entgegnete lachend die Mutter. Worauf sie ihrer Tochter mit kurzen Worten die Verlegenheit aus einander setzte, in welcher sich ihre würdige Freundin, die Madame Becker, befand. „Daß nun," sagte sie schließlich, „mit dem hochmüthigen Fratz da drüben nichts zu machen ist, das weißt du so gut wie ich. — Aber zwei Karolin sind auch kein Spaß, und obendrein setze ich mich bei der Becker in großen Respekt und kann noch öfters ein Geschäft mit ihr machen."

„Vielleicht können wir noch öfters mit ihr Geschäfte machen," versetzte nachdenkend die Tochter.

„Nun, siehst du also," fuhr Madame Wundel fort, „die Putzmacherin kenne ich; die ist zu Allem bereit; ich theile ihr so viel mit, als sie zu wissen braucht, natürlicherweise nicht, daß sie für eine Andere gilt. Man läßt sie an dem bezeichneten Abend hieher kommen, und von unserer Hausthüre fährt sie weg. Wenn es möglich wäre, daß man unter irgend einem Vorwand von der Clara da drüben ihr Umschlagtuch für den Abend entlehnen könnte, so wäre es außerordentlich gut."

„Das läßt sich wohl machen; wir müssen die Louise hinüber schicken, der thut sie schon was zu Gefallen."

„Dann schärft man ihr ein, daß sie dicht verschleiert bleibt und ein ziemlich dunkles Zimmer verlangt, dann kann sie sich entschleiern, soll aber nicht viel sprechen."

„Und du glaubst, daß das gelingen wird?"

„Gewiß! Er kennt sie wahrscheinlich nicht genau; und dann die Ueberraschung, die Freude, was weiß ich Alles? Ich glaube nicht, daß man was merkt. Und wenn er auch am andern Tage Verdacht schöpft und Nachforschungen hält, so helfen wir uns durch,

so gut wir können und bleiben steif und fest dabei, es sei die Clara gewesen. Dann soll die Becker sehen, wie sie mit ihm zurecht kommt."

„Und mich sollte es obendrein noch freuen," sprach boshaft die Tochter, „wenn es der nasenweise junge Mensch später erführe, und sie in ein recht schlechtes Licht bei ihm käme. Das geschähe ihr schon recht, dem hochmüthigen Affen, der aufgeblasenen Theaterprinzeß!" —

Einundfünfzigstes Kapitel.

Eine Bescheerung.

Während solchergestalt in der Wohnung der Madame Wundel über Clara Staiger verhandelt wurde, ging diese zu gleicher Zeit in ihrem Wohnzimmer unruhig auf und ab. Bald eilte sie in die Nebenstube, wo ihr Vater seinen ganzen Reichthum an Geschichten den Kindern schon mehrere Male erzählt hatte, und wo nur die höchst merkwürdigen Schicksale des Däumlings, sowie die Liebe zu Herrn Arthur, auf welchen man immer noch wartete, im Stande waren, die schlaftrunkenen Augen des Bübchens offen zu halten. Auch Marie wischte sich häufig die Augen, legte ihr Köpfchen öfters an die Brust des Vaters und fuhr nicht selten aus einem leichten Schlummer in die Höhe, wenn dieser im Laufe seiner Erzählung stärker sprach und zum Beispiel sagte: „Seht ihr Kinder, so ist es dem Däumling ergangen."

Die Tänzerin trat häufig an das Fenster, blickte auf die Straße hinaus und legte mehrmals ihre heiße Stirne an die kalten Scheiben.

Draußen jagten Schneeflocken und Regen, vom Winde gepeitscht, vorüber, und am Himmel schwammen dichte Wolken in wilden phantastischen und zerrissenen Formen. Man konnte sie nun sehen, da der Mond hinter ihnen aufgestiegen war und sie mit seinem vollen Lichte beschien. Dies Licht und die schwarzen Wolken kämpften auf diese Art miteinander; bald war der weiße Schein

Sieger und überstrahlte für Augenblicke freundlich die nassen tropfenden Dächer und glänzte auf den Wetterfahnen, die jetzt ein paar Sekunden fast ruhig standen und nur leicht hin und her wankten, um gleich darauf wieder kreischend herum zu fahren, wenn neue Windstöße daher fuhren und mächtigere, schwärzere Wolken vom Horizont herauf führten, die das weiße Mondlicht auszulöschen schienen und schwarze drohende Schatten auf die noch einen Augenblick vorher so klar beschienenen Straßen warfen.

Ringsum war Alles stille; nach der Lust des heutigen Abends hatten sich die meisten Nachbarn frühe zu Bette begeben; nur hie und da war noch ein Fenster beleuchtet, nur hie und da hörte man noch ein Geräusch, — vielleicht das entfernte Rollen eines Wagens, den Fußtritt eines einsamen Wanderers oder die schallenden Hammerschläge eines Schusters in der Mansarde gegenüber, der noch mit seinen Stiefeln für den morgenden Festtag im Rückstande war.

In Claras Herzen sah es finster und betrübt aus, wie draußen in der stürmischen Nacht, und wenn auch zuweilen, wie dort ein hervorbrechender Mondstrahl die dunkeln Häuser, ein freundlicher Gedanke ihr Inneres erhellte, wenn sie sich sagte: er kommt gewiß noch, es war ihm unmöglich, früher seine Gesellschaft zu verlassen, so zerfloß doch gleich darauf wieder dieser schwache Trost, indem sie dachte: nein, nein, er denkt nicht an dich; er hätte lange da sein können, aber es gefällt ihm, wo er ist, und wenn er auch noch auf einen Augenblick kommt, so thut er es nur, um der armen Tänzerin noch einen unbedeutenden Brocken seiner Gunst hinzuwerfen, — die ja glückselig sein wird, daß er überhaupt nicht ganz ausbleibt.

Und das war ja die Wahrheit; sie konnte sich das nicht verhehlen, und wenn sie die Hände auch noch so fest auf das schmerzlich klopfende Herz drückte, so sprach doch hier der einzige Schlag von ihm und wagte es, ihrem weiblichen Stolze gegenüber zu flüstern: ja, wenn er auch nur noch für einen Augenblick kommt, und selbst dann erst, wenn er draußen vom Vergnügen gesättigt ist, so will ich glückselig sein und jubeln über die kleine Minute,

die mir ihn zu sehen noch vergönnt ist. — So innig liebte ihn das Mädchen, daß sie dergleichen dachte, obgleich es fast ihr Herz brach, daß sie nur in der Welt sein sollte, um für ihn am Ende aller anderen Dinge zu kommen. Und sie weinte im Stillen heiße Thränen, daß es ihr nicht einmal erlaubt war, ihn fragen zu dürfen: „Warum kommst du so spät, warum nicht frühe, wie du es versprochen?“

Der heilige festliche Weihnachtsabend, auf den sie sich so sehr gefreut, und zu dem sie zum ersten Mal seit Jahren so schöne glänzende Vorbereitungen getroffen, war dahin geschwunden, traurig und betrübt. Da standen die Weihnachtsbäume noch unangezündet, die Liebesgaben noch mit weißen Tüchern bedeckt, und während schon alle anderen Kinder nach gehabter Lust in ihren Bettchen lagen, während deren Wangen glühten von den süßen Träumen über den vergangenen festlichen Abend, saßen ihre armen kleinen Geschwister draußen im halbdunkeln Vorzimmer; sie warteten wohl noch auf die verheißene Freude, aber sie sehnten sich nicht mehr darnach, denn der Schlaf stumpfte ihre Gefühle ab, und dazu froren sie auch ein wenig. — Ja sie froren, denn Clara, deren Inneres glühte, die aufmerksam lauschte auf das Schlagen der Thurmuhren, und die jede neue Viertelstunde mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer begrüßte, Clara, die sonst so sorgsame Schwester, hatte seit der letzten halben Stunde nicht mehr nach dem Feuer gesehen; das Holz im Ofen war zusammengefallen, der weiße Aschenhaufen barg wohl noch in der Tiefe einige glühende Kohlen, aber oben an etlichen halb verbrannten Holzstücken eilten geschäftige Fünkchen hin und her, als wollten sie so bald als möglich eine Stelle verlassen, wo sie so schlecht gepflegt würden.

Daß unter solchen Umständen das vortreffliche Nachtessen kalt wurde, ist leicht begreiflich. Wie hatte sich der alte Mann so auf die Kartoffeln und den Kalbsbraten gefreut! Jetzt dampften jene schon lange nicht mehr, die Sauce zu letzterem war seit geraumer Zeit geronnen, und Herr Staiger, selbst fröstelnd, saß noch immer im Nebenzimmer und erzählte ruhig und geduldig die Heldenthaten des Däumlings.

Clara hatte sich an das Fenster gesetzt, legte die Hände in den Schooß und blickte tief athmend auf das Licht vor ihr, das unterdessen herab brannte, wobei der Docht eine große schwarze Kohle bildete, um welche die rothe Flamme ängstlich und wie ersterbend flackerte.

Da erklangen draußen auf dem Pflaster eilfertige Schritte, die sich dem Hause näherten. — Clara horchte auf, — ja, das konnte er sein, jetzt mußte er die Hausthüre erreicht haben. — Richtig! sie vernahm jetzt die Schritte vom Hausgange her, und sie drangen nun statt von der Straße durch das Treppenhaus, aber etwas gedämpfter herauf.

Es war in der That Arthur, dem es, wie wir wissen, erst gegen zehn Uhr möglich geworden war, das elterliche Haus zu verlassen; einen Wagen hatte er nicht mehr auf der Straße gefunden, und so brauchte er noch geraume Zeit, bis er die Balkenstraße erreicht hatte. Man kann sich denken, daß er eilfertig in's Haus hinein sprang; doch hatte er hiebei fast das Unglück, eine Frau umzurennen, die ihm unten entgegen kam. Dies war beinahe unter der Hausthüre, und da sich an der anderen Seite der Straße eine Gaslaterne befand, deren voller Schein herüber fiel, so war es dem jungen Manne möglich, das Gesicht der ihm Begegnenden zu sehen, während das seinige im tiefen Schatten blieb.

Mit einem höflichen: „Verzeihen Sie!“ drückte er sich an die Wand und ließ die Frau vorbei, worauf er etwas langsam die Treppen hinauf stieg. Das Gesicht der Frau, welche ihm so eben begegnet, hatte er schon irgendwo gesehen. — Aber wo? — Das Gedächtniß eines guten Malers ist scharf, und bald hatte er sich in dem Chaos von tausenderlei Zügen, die seiner Phantasie vorschwebten, zurecht gefunden. — „Richtig!“ sprach er zu sich selber, „das war jene Frau in der Kaserne, welcher ich den Brief des Grafen Fohrbach gebracht. — Wie hieß sie doch? — Nun, — ah! — Madame — Madame — ah! Madame Becker!“

Clara hatte droben noch einen Augenblick gelauscht, und sobald sie die Tritte des jungen Mannes erkannt, wischte sie die Thränen aus den Augen und ging eilig in's Vorzimmer, um zu

verkündigen, Herr Arthur komme. Bei Marie brachte diese Nachricht schon eine gehörige Wirkung hervor, sie rieb sich einige Male die Augen, gähnte auch gelinde, dann aber schlug sie in die Hände und rief: „So kriegen wir doch jetzt endlich bescheert!“ — Das Bübchen dagegen war nicht so leicht zum Bewußtsein zu bringen, und als es der Papa auf seine Füße stellte, wäre es umgeplumpst, wenn Clara es nicht noch zur rechten Zeit aufgegriffen hätte.

In diesem Augenblicke trat Arthur in das Zimmer und blieb überrascht an der Thüre stehen, als er die ganze Familie hier im halb dunkeln und fast ganz kalten Zimmer bei einander fand. Er hatte geglaubt, ja gehofft, Vater und Tochter würden behaglich in der warmen Stube um den Tisch sitzen, Clara mit freundlichem Lächeln ihm einen Stuhl näher rücken und er nun mit ihr noch eine kleine Stunde süß verplaudern können.

Das Bübchen hatte sich unterdessen ermuntert, und den Einflüsterungen seiner kleinen Schwester war es gelungen, es daran zu erinnern, daß es Weihnachtsabend sei, und daß jetzt die Bescheerung vor sich gehen könne, nachdem Herr Arthur gekommen.

„Aber du bist recht lange ausgeblieben,“ sagte hierauf Karl; „wir haben gewiß fünfzig Stunden auf dich gewartet.“

„Sie haben auf mich gewartet?“ fragte fast erschrocken der Maler. — „Wie? Herr Staiger, — auf mich mit der Weihnachtsbescheerung?“

„Ja, wir dachten, es sollte Ihnen Freude machen,“ entgegnete gutmüthig der alte Mann.

„Aber es ist ja schon so spät.“

„Ja, es ist schon spät,“ sagte Clara mit leiser Stimme.

„Und wir dachten jeden Augenblick, du solltest kommen,“ warf das Bübchen ein.

„Das schmerzt mich ordentlich!“ rief Arthur. „Es ist jetzt zehn Uhr, und ihr habt Alle, auch die armen Kinder, auf mich gewartet?“

„In der That glaubten wir, es wäre Ihnen vielleicht möglich, früher zu kommen,“ meinte der alte Mann.

„O, ich konnte nicht,“ erwiderte Arthur. „Gewiß, ich konnte

nicht; ich bin weggegangen, sobald es nur möglich war; ich sagte Ihnen ja auch, bester Herr Staiger, wenn ich um acht Uhr nicht da sei, so wäre ich gezwungen, bis nach dem Souper zu Hause zu bleiben."

„Ja, ja, ich denke mir jetzt, Sie haben mir das gesagt: es ist so, gewiß, es ist so. Aber jetzt sind Sie da, und nun wollen wir nachträglich eine prachtvolle Bescheerung halten. Seht, Kinder, wie gut ihr es habt," setzte er lächelnd hinzu, „alle anderen haben ihre Geschenke erhalten und liegen schon in ihren Bettchen; ihr aber habt das noch vor euch."

Clara war in's Nebenzimmer gegangen, um die Lichtchen auf den Bäumen anzuzünden. Arthur, der alle Taschen voll Spielzeug hatte, ging ihr nach, nachdem er draußen gebeten, sich noch einen Augenblick zu gedulden, bis er auch mit dem Christkindchen gesprochen. Doch blieb er an der Thüre stehen und bat Clara, die sich am Tische beschäftigte, sanft um Erlaubniß, ihr etwas helfen zu dürfen.

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe und wies ihm auf seine Bitte die verschiedenen Stellen auf dem Tische, wo sich die Sachen des alten Herrn und die der beiden kleinen Geschwister befanden. Dorthin legte er verschiedene Paketchen, wandte aber dabei jede Sekunde den Kopf nach Clara um, die mit gesenktem Haupte ihre Sachen ordnete. Er fühlte wohl, daß er dem Mädchen wehe gethan, und das schmerzte ihn tief. Mit welcher Liebe hatten all' die guten Menschen hier an ihn gedacht und hatten ihr Bestes, ihre ganze Freude des heutigen Abends, für ihn aufgehoben, daß er sie mit ihnen genießen könne! Und nun war er so lange nicht gekommen; freilich konnte er sich nicht ganz allein die Schuld hievon beimessen, doch mußte er sich sagen, wenn er gewußt hätte, daß man ihn so früh hier erwartet, so würde er doch am Ende einen Ausweg gefunden haben, um sich zu Hause von dem Nachtessen wegzuschleichen. Es war das früher auch wohl schon geschehen.

„Es ist Ihnen am Ende nicht recht, daß ich noch gekommen bin, Clara," sprach Arthur nach einer Pause, während welcher er

sich vergeblich bemüht, einen Blick des geliebten Mädchens zu erhaschen.

„Das ist nicht Ihr Ernst," entgegnete sie hierauf mit einem flüchtigen Blick; „Sie wissen, wie willkommen Sie uns zu jeder Zeit sind, Herr Arthur. Aber Sie sehen, daß ich jetzt dringend zu thun habe. — Nachher," setzte sie mit einem tiefen Athemzuge hinzu, „plaudern wir hoffentlich noch — recht vergnügt mit einander."

„Nicht wahr, liebe Clara, das thun wir?" sagte er mit herzlichem Tone, indem er eine ihrer Hände faßte und sie innig an seine Lippen drückte.

Sie zog ihre Hand nicht weg, aber sie zuckte so zusammen, daß er sie unwillkürlich losließ, um in ihre Augen zu blicken; doch wandte sie sich ab und sprach gleich darauf anscheinend heiter: „So, nun bin ich fertig, Herr Arthur. Jetzt müssen Sie aber an die Thüre gehen und sich nicht umsehen, bis ich die Tücher von dem Tische weggenommen."

„Also ich erhalte auch etwas?" fragte er vergnügt.

„Gewiß, gewiß," antwortete die Tänzerin.

Arthur ging an die Thüre, wie sie es ihn geheißen hatte, öffnete sie leise und sprach hinaus: „Jetzt Kinder, gebt Achtung! Clara ist fertig, sie wird sogleich Eins, — Zwei — Drei zählen, und dann öffne ich die Thüre. — Nicht wahr, Clara, Sie zählen so?"

„Wenn Sie es wünschen, Herr Arthur, will ich es gewiß thun. — Also denn!"

„Jetzt aufgepaßt!" rief der Maler und faßte die Thürklinke.

„Eins — zwei — drei!" sagte Clara. Und nun öffnete Arthur die Thüre des Nebenzimmers weit, worauf die Kinder eilfertig herein stürzten. Doch blieben sie ganz erstaunt auf der Schwelle stehen, — ein wahres Lichtmeer, eine für sie unerhörte Pracht blendete ihre Augen. So einen Christbaum hatten sie noch nie gesehen. Was waren die bisherigen dagegen? — Wahrhaftig nicht der Rede werth; dieser hier reichte fast bis an die Decke des Zimmers, und den beiden kleinen Kindern war es so feierlich zu Muth, daß Vater

Staiger sie ordentlich vorschieben mußte. Sie hatten die Augen weit geöffnet, die vielen Lichtchen strahlten darin wieder und erfüllten sie mit einem hellen Glanze. Das Bübchen hielt die Hände von sich abgestreckt und war völlig außer Stande, all' das Wunderbare zu begreifen. Endlich sagte es tief aufathmend: „Ein Schaukelpferd!“ — „Und eine Puppe!“ rief Marie. Worauf Beide vergnügt lächelnd an den Tisch traten und dann langsam um den Baum herum gingen. Es wagte anfänglich keines, etwas von den schönen Sachen zu berühren; sie wandelten wie in einem Traum und glaubten wahrhaftig, sobald sie eine dieser Herrlichkeiten anfaßten, würde all' der Glanz unfehlbar in Nichts zerrinnen.

Auch der alte Mann trat mit großer Freude an den Platz, wo seine Sachen lagen, und betrachtete den warmen Winterrock mit so großem Erstaunen, als habe er ihn heute zum ersten Male gesehen. Arthur hatte daneben ein Kistchen Cigarren gestellt und eine Spitze von Bernstein, wofür sich Herr Staiger mit gerührten Worten und einem herzlichen Händedruck bedankte.

Clara hatte unterdessen auch von dem anderen Tischchen, auf welchem der kleine Weihnachtsbaum stand, das Tuch weggenommen, und Arthur, der allen ihren Bewegungen folgte, sah wohl an ihrem Blick, daß dies für ihn sei, weßhalb er eilig an ihre Seite trat. Auf dem Tischchen lag die Cigarrendose, welche sie für ihn gestickt, sowie das Feuerzeug des Herrn Staiger. Der junge Mann nahm das kleine zierliche Geschenk mit wahrer Freude in die Hand, denn als er die eingestickten Perlen und Goldfäden betrachtete, dachte er an die Zeit, wo sie das für ihn gearbeitet, und war überzeugt, daß sie während derselben unzählige Gedanken an ihn und so viel Herzliches und Liebes mit hinein verwebt habe. Er sah sie mit einem unaussprechlich süßen Blicke an, und Clara stützte sich mit der Hand auf den Tisch und schlug ihre Augen nieder. Sie wollte lächeln, als er sich nun freundlich bei ihr bedankte, doch zuckte ihr Mund schmerzlich, sie preßte die Lippen fest auf einander, und da sie sich dennoch bemeistern wollte, so öffnete sie ihre Augen, um ihn anzusehen, konnte aber nicht verhindern, daß ihr die hellen Thränen über das Gesicht herab flossen.

Arthur begriff wohl das schmerzliche Gefühl, welches ihr Herz erfüllte; er wußte ja, daß ihn das Mädchen liebe, innig und treu liebe, und deßhalb fühlte er auch, was ihr Inneres bewegte: sie schämte sich ihrer Liebe nicht, aber sie fürchtete sich davor; Clara sah deutlich die Kluft, welche sie von ihm schied, — eine Kluft, die er zuweilen zudeckte mit freundlichen Reden und süßen Worten, wenn er bei ihr saß, die sich aber wieder schwarz und trostlos vor ihrem Blicke aufthat, sobald er ferne war. Zuweilen hoffte sie, und wenn sie ganz allein war, baute ihre Phantasie eine glänzende Brücke über jenen Abgrund, eine Brücke, die sie dann an seiner Hand schauernd betrat, und die sie glücklich in ein wunderbar prächtiges Land führte. — Aber das waren lächerliche Träume, und sie zerscheuchte sie gewaltsam wieder, ohne jedoch in gänzliche Hoffnungslosigkeit zu verfallen. Nur an solchen Abenden wie der heutige, wo sie wußte, er sei bei seiner vornehmen und stolzen Familie, und müsse den Augenblick, den er hierauf bei ihr zubringen wolle, vor den Augen seiner Verwandtschaft verheimlichen, ihnen förmlich abstehlen, wo sie fühlte, daß vielleicht alsdann in seiner Abwesenheit dort ihrer gedacht werden könne mit geringschätzendem Achselzucken, daß man von ihrem liebenden und treuen Herzen spräche, wie von einem Spielzeuge, das nächstens abgenützt und von ihm auf die Seite geworfen würde, in solchen Stunden fühlte sie sich namenlos elend. — Und so heute. —

Das las Arthur in dem seltsamen Blick ihres Auges, in den langsam herabträufelnden Thränen. Und sollte das arme Mädchen in seinen finsteren Träumen und Jene in ihren hochmüthigen Ideen Recht behalten, sollte er dies gute, liebende Geschöpf wegwerfen für eines jener kalten und stolzen Herzen, die sich wohl eine Ehre daraus machten, von ihm, dem reichen jungen Manne, gewählt zu werden, ohne ihm deßhalb mit zärtlicher Liebe anzuhängen! — Sollte er seine Clara verlassen, weil sie eine arme Tänzerin war, weil ihre Verwandtschaft nicht verzeichnet war im goldenen Buche der Stadt, weil ihr nicht offen standen die geheiligten Schranken irgend einer Rangklasse, weil ihre Tanten und Basen nicht Sitz und Stimme hatten in den Thee-, Kaffee- und Klatschgesellschaf-

ten! — Nein, nein! so will ich nicht handeln! dachte sein treues Herz, ich will sie an mich ziehen, fest in meinen Armen halten und mit liebender Sorgfalt über die Klippen dieses Lebens, über die Klippen unserer gesellschaftlichen Zustände führen. — Und werden uns viele solcher Klippen bedrohen? fragte er sich, und sein leichter Sinn antwortete: o gewiß nicht! Man kennt mich, meine Freunde und meine Bekannten schätzen und ehren meinen Namen, sie werden auch das Mädchen bei sich aufnehmen und lieb gewinnen, der ich diesen Namen zu geben für gut befunden, — meiner Frau. — Bei diesem letzten Worte mußte er unwillkürlich lächeln, denn es kam ihm so sonderbar vor. Er dachte mit einem Male an seine Junggesellenwirthschaft, an die Zimmer, vollgepfropft mit allerlei Geräthschaften, an die alterthümlichen schweren Seidenstoffe, die er zu den Draperien seiner Gemälde brauchte, und die von der Lehne eines alten geschnitzten Stuhles herab hingen und weit in das Zimmer hinein reichten. — Und dazwischen sollte Clara stehen, verwundert all' das Seltsame anstaunend und behutsam auf den Zehenspitzen hin und her schreitend; — ach, und sie schritt so wunderbar auf den Zehenspitzen, das Röckchen leicht gehoben — damit sie glücklich zwischen all' dem Chaos durchkomme, ohne hier eine Vase zu berühren oder dort an ein frisches Gemälde zu streifen. — Ja, ja, meine Frau soll sie sein, und ich will sie hegen und pflegen mit liebender Sorgfalt, wie ein Kind, das anfängt, gehen zu lernen. Fort mit allen Rücksichten! Bin ich nicht ein Künstler und deßhalb ein freier Mensch? Ich will meinem Herzen folgen und meinem Gemüthe alle Ehre machen.

Während er das dachte, hatte er unverwandt die Stickerei betrachtet, aber so lange und anhaltend, daß ihm Clara befremdet zuschaute. Sie fürchtete schon, ihre Thränen haben ihn verletzt und ihm sehr wehe gethan, deßhalb bezwang sie sich gewaltsam, trocknete ihre Augen und blickte wieder hell und freundlich auf.

Arthur fuhr aus seinen Träumereien empor und mit einem so glücklichen Gefühl im Herzen, daß er es unmöglich vollkommen ausdrücken konnte. Etwas davon spiegelte sich freilich auf seinem Gesichte wieder, und dieser Ausdruck war schon so

heiter und froh, daß er nun der Tänzerin ein wirkliches Lächeln ablockte.

„Ah! Sie haben mich zu schön beschenkt," sagte er; „liebe Clara, wie soll ich Ihnen dankbar dafür sein! Freilich habe ich Ihnen auch Etwas mitgebracht, aber es ist so unbedeutend und klein, daß es Ihnen vielleicht gar nicht einmal gefällt."

„Es gefällt mir gewiß," entgegnete Clara, und ließ ihm ihre Hand, die er bei den letzten Worten ergriffen. Fast hätte sie sie aber wieder zurückgezogen, denn er genirte sich nicht im Geringsten, sondern küßte vor den Augen des Vaters ihre Finger, was er früher nur beim Abschiednehmen auf der halbdunkeln Treppe gethan.

Sie erröthete stark, fürchtete sich aber, vor ihm zurückzutreten, denn seine Augen glänzten so selig, er blickte sie so überaus freundlich an, daß sie noch viel Aergerem entgegen sah, wenn sie sich das nicht geduldig gefallen ließ.

„Aber Sie müssen rathen, was ich habe!" rief er und hielt etwas in der rechten zusammen geballten Hand empor.

„Wie ist das möglich?" sagte Clara. „Nein, nein, ich will nicht rathen; ich habe Ihnen ja gleich offen und ehrlich gezeigt, was ich für Sie gemacht, und das Gleiche müssen Sie auch thun."

„Sie hatten Ihr Geschenk zuerst mit einem Tuche bedeckt," entgegnete er lustig, „und damit Sie auch das meinige nicht gleich sehen, so machen Sie die Augen zu, bis ich sage, Sie dürfen sie wieder öffnen. — Nicht wahr, lieber Herr Staiger, das kann Clara schon thun?"

„Ja, das meine ich auch," erwiderte der alte Mann; „du kannst in dem Falle die Augen schon zumachen."

„Um so mehr, da Ihr Vater sehen wird, was geschieht," fuhr Arthur nicht ohne Bedeutung fort.

„Nun meinetwegen denn," sprach das liebliche Mädchen, indem sie über ihre glänzenden Augen die Augenlider sanft herabfallen ließ. — Dabei sah sie sehr blaß aus, und jetzt noch mehr als wie einen Moment vorher; ihr Herz schlug gewaltsam und sie konnte sich eines eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren. Ja, sie

zuckte fast zusammen, als nun Arthur ihre Hand wieder ergriff, als er langsam ihre Finger öffnete, um einen kalten, glatten Ring daran zu stecken. Sie hob ihre Hand empor, wagte es aber erst ihre Augen zu öffnen, als sie der junge Mann bat, dies zu thun. — Da fielen ihre Blicke auf einen kleinen goldenen Reif, den sie am Finger hatte, einen Ring ohne Zierrath und Stein, einen Ring, dessen Form sie aber wohl kannte.

Was sollte das Alles bedeuten? Der alte Mann sah fragend auf Arthur; Clara schlug ihren Blick nieder und zitterte so heftig, daß sie sich am Tische festhalten mußte.

Auch Arthur war in diesem Augenblicke erblaßt, und auch sein Athem wand sich mühsam aus der Brust. — „Was das heißen soll?“ sprach er mit einem sonderbaren Lächeln, wobei seine Augen eigenthümlich blinzelten, „das soll heißen — daß ich die Clara unendlich liebe, und daß sie und keine Andere meine Frau werden soll!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der geneigte Leser wird uns verzeihen, daß wir hier dieses Kapitel schließen, aber ein Moment, wie der, welchen nun die drei glücklichen Menschen verlebten, läßt sich unmöglich der Wahrheit gemäß schildern. Wir wollen nur noch sagen, daß Herr Staiger, so glücklich er sich fühlte, doch den Kopf schüttelte und von einer Einwilligung seitens der Eltern Arthurs als von einer fast unmöglichen Sache sprach, und daß Clara, die anfangs wie betäubt gestanden, bald darauf so voll Glück und Freude war, wie selten eine menschliche Seele; sie küßte tausendmal den Ring an ihrem Finger, denn dieser Ring gab ihr ein Recht auf die Liebe Arthurs; sie brauchte jetzt nicht mehr sich selbst und ihm zu verheimlichen, wie unaussprechlich sie ihn liebe, sie war vollkommen glücklich, sie kannte weiter keine Wünsche und Hoffnungen. — Wenn sie in dem Augenblicke gestorben wäre, so wäre sie hingegangen im glücklichsten Moment ihres Lebens — ein reiner, unschuldsvoller Engel. —

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Ein nächtlicher Gast.

Wenn man nach einem Abende, wie ihn Arthur im vergangenen Kapitel verlebt, nach Hause geht, das Herz voll Seligkeit, die Augen strahlend, wenn man zum ersten Male von dem Mädchen, welches man liebt, öffentlich einen zärtlichen Abschied genommen und sie fest an's Herz gedrückt, unbekümmert um Vater und Mutter, Tante und ältere Schwestern, die vielleicht in großer Verlegenheit, daß ihnen das selbst noch nicht begegnet, den Kopf auf die Seite wenden und bedeutsam husten, so betritt man die Straße mit einem sonderbaren Gefühle. Man lacht in sich hinein, man reibt sich die Hände, man betrachtet die Häuser, ob es in Wahrheit noch dieselben seien, die da standen, während man heute Abend schon einmal hier vorbei kam; man freut sich über den klaren Himmel und über den finsteren, über Mondschein, Schnee und Regen; man findet es, wenn der letztere herabrieselt, von ihm eine überflüssige Mühe, daß er den Versuch macht, uns verdrießlich zu stimmen. — Wir lachen über ihn, auch über den Wind, der unsern Regenschirm empor kehrt und unsern Hut zu entführen droht. Blase nur, blase! Wir wandeln dahin, im Herzen ein schönes, strahlendes Bild, das uns warm und trocken erhält, das uns leuchtet in finsterer Nacht, und das uns wärmt trotz Kälte und Wind. Alle unangenehmen Zufälligkeiten, die sonst wohl uns zu erzürnen im Stande sind, existiren für uns heute Abend gar nicht. Was kümmert es uns, ob das Wasser in den Rinnen dahin schießt, oder ob der Boden so glatt geworden ist, daß man nur fortkommen kann, indem man sich an den Mauern der Häuser hält. — Gleichviel! man springt hinüber, oder man glitscht zuweilen aus, fällt auch wohl hin, um dann lachend wieder aufzustehen.

Dieses Gefühl trug Arthur mit sich nach Hause, und wenn ihm auch von den eben erwähnten Unfällen keiner begegnete, so

schien er dagegen auch nicht zu bemerken, daß ihm Schnee und Regen in's Gesicht schlugen, und daß er, um sich abzukühlen, den Hut in der Hand hatte. Er betrachtete sinnend den finsteren Himmel, der sich mehr und mehr überzogen, und blinzelte vergnügt nach den Straßenlaternen hin, als wollte er sagen: wüßtet ihr, was ich weiß. Zuweilen blieb er auch stehen, und schaute lange in die Nacht hinaus. — Alsdann theilten sich vor seinem innern Auge Finsterniß und Mauern, er sah hinein in ihr Stübchen und war entzückt, wie schön sie da ruhte. Den rechten Arm hatte sie unter den Kopf gelegt, so daß ihr Gesicht fast aufwärts zum Himmel sah: sie athmete bald leicht und bald schwer, ihre Wangen waren sanft geröthet, und ihre frischen, leicht geöffneten Lippen flüsterten leise: „Arthur, mein Arthur!"

Nachdem er das im Geiste gesehen, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und verwischte gewaltsam dies reizende Bild wieder; auch wandte er sich um, setzte sogar seinen Hut auf und schritt eiliger nach Hause, nicht, um aus der kalten Nacht zu kommen — die that seinen brennenden Wangen wohl — sondern um in seiner Wohnung Papier und Bleistift zu ergreifen und ihre Züge in der Geschwindigkeit noch ein Halbdutzendmal hinzuzeichnen.

Es mochte fast Mitternacht sein, als er in der Nähe des elterlichen Hauses ankam. Er ging bei der Hausthüre vorbei, denn sein Weg führte ihn, wenn er Abends spät nach Hause kam, durch eine enge Gasse an den hinteren Theil des Gebäudes, wo er durch eine kleine Thüre eintreten konnte und sich dann gleich in der Nähe seiner Zimmer befand.

Vor dieser kleineren Thür war eine Gaslaterne, welche sie mit hellem Scheine beleuchtete. Als Arthur unweit des letzteren angekommen war und schon die Hand in die Tasche gesteckt hatte, um seinen Schlüssel heraus zu ziehen, hielt er auf einmal mit dieser Bewegung inne, blieb stehen und schaute nach dem Gascandelaber, denn es war ihm, als sähe er eine menschliche Gestalt, die an demselben angelehnt stand.

„Das ist seltsam," dachte der Maler und blickte schärfer hin. Richtig! da war ein Mensch, der auf etwas zu warten schien.

Arthur mußte, um seine Thüre zu erreichen, ziemlich dicht bei diesem Candelaber vorbei gehen; ehe er dies aber that, zog er seinen gewichtigen Hausschlüssel aus der Tasche, faßte seinen Stock fester und schritt langsam vorwärts.

Sobald er näher kam, löste sich die Gestalt von dem Candelaber ab und trat ihm einen Schritt entgegen. Sie waren sich jetzt Beide so nahe gekommen, daß an ein Ausweichen nicht mehr zu denken war; auch hatte sich der Unbekannte so aufgestellt, daß er fast vor der kleinen Hausthüre stand, weßhalb es der Maler für das Beste hielt, denselben anzurufen und ihn bestimmt aber höflich zu fragen, ob er vielleicht irgend eine Absicht verfolge, daß er ihm so auffallend in den Weg trete.

Bei dieser Frage griff die Gestalt an ihren Kopf und bückte sich leicht. Wir vermuthen fast, daß sie den Hut abnehmen wollte, was aber nicht wohl ausführbar war, da sie keinen auf dem Haupte trug. Dabei öffnete sie ihren Mund, und sie sprach mit einem leisen und schüchternen Tone: „Ach, Herr Erichsen, Sie werden mich wahrscheinlich nicht erkennen."

„Da haben Sie Recht!" rief lachend der Maler. „Ich möchte wissen, wie es möglich ist, Jemand zu erkennen, der dicht unter einer Gaslaterne steht und den Kopf abwärts gesenkt hält wie Sie. — Aber was wollen Sie von mir? Wenn Sie etwas Gutes hierher führt, so zeigen Sie frei und offen Ihr Gesicht."

„Das ist auch das Klügste," erwiderte die Gestalt, „und ich hätte das gleich thun sollen." Damit fuhr sie an die Stirne, strich ihre langen, schwarzen Haare zurück und ließ das Licht der Laterne auf ihr Gesicht fallen, während sie aus dem Schatten heraustrat.

„Herr Beil!" rief Arthur überrascht. „Sind Sie es wirklich, und wie kommen Sie daher, bester Beil?"

„Es ist Beil," sprach der Andere mit tiefer Stimme, „aber ein sehr trauriges Beil, fast ohne Schneide und Stiel, nur noch der Schatten des früheren."

„Aber sagen Sie mir in aller Geschwindigkeit, was treibt Sie bei so später Nachtzeit hier in diese Gegend. Kommen Sie zufällig hier vorbei oder haben Sie mich hier erwartet?"

„Ich habe Sie hier erwartet," erwiderte der ehemalige Commis des Herrn Blaffer. „Schon zwei Abende, und immer bin ich wieder davon geschlichen, sobald ich Ihre Schritte hörte; auch heute Abend hätte ich es beinahe so gemacht, doch kamen Sie mit so festem, ich möchte sagen vergnügtem Schritt daher, auch pfiffen Sie eine so heitere Melodie, daß ich mir ein Herz faßte und Sie erwartete."

„O, lieber Beil, was machen Sie für Geschichten!" rief Arthur lachend. „Sie wollen mich also sprechen?"

Der Andere nickte mit dem Kopfe.

„Vielleicht kann ich Ihnen sogar einen Dienst erzeigen?"

Herr Beil zuckte die Achseln.

„Aber warum kommen Sie denn nicht frischweg am Tage, oder laufen des Nachts weg, wenn Sie mich kommen hören?" fragte der Maler.

„Das Erste wird Ihnen selbst klar werden," entgegnete der Andere schüchtern, „wenn Sie nämlich die Güte haben wollen, mich in Ihr Zimmer eintreten zu lassen und dort bei Lichte zu besehen."

„Was sogleich geschehen soll," sprach Arthur lustig. „Kommen Sie geschwind, denn ich fühle jetzt auf einmal, daß es hier außen kalt und frostig ist."

„Ja, sehr kalt und frostig!" seufzte Herr Beil.

Hierauf öffnete Arthur die Thüre, und als Beide eingetreten waren, schloß er sie wieder hinter sich zu. Sie befanden sich in einem kleinen Vestibul, von welchem eine Wendeltreppe in den ersten Stock des Hintergebäudes führte. Auf den untersten Stufen dieser Treppe stand ein kleiner silberner Handleuchter mit einem Wachslichte, das schon tief herabgebrannt war.

Arthur leuchtete und Beide stiegen hinauf in seine Wohnung. Diese bestand aus vier Zimmern, war sehr elegant eingerichtet, doch herrschte, namentlich im Atelier, eine für einen Maler sehr verzeihliche Unordnung. Die Waffen, Stoffe, Statuetten, Vasen, von denen er vorhin bei Clara geträumt, lagen und standen hier in der That überall herum und waren in manchen Ecken so dicht zusammen gestellt, daß es wirklich Mühe kostete, sich dort frei zu bewegen.

Obgleich Arthur keine eigene Dienerschaft hatte, so wurde er doch von der sämmtlichen des elterlichen Hauses außerordentlich verwöhnt, und sein kleines Interieur so besorgt, daß er Niemand Eigenes brauchte. Auch heute Nacht, obgleich es schon ziemlich spät war, befanden sich in dem Kamine, den Arthur aus besonderer Vorliebe in seinem Wohnzimmer hatte einrichten lassen, noch glühende Kohlen genug, so daß es nur einer kleinen Anwendung des Blasbalges bedurfte, um einige Stücke Holz, die er auflegte, sogleich in helle Flammen zu versetzen. Dann zündete er ein paar Kerzen an, und als diese das Zimmer hell erleuchteten, blickte er sich nach seinem Gefährten um, der händereibend an dem lodernden Feuer stand.

„In der That,“ rief Arthur nach einem kleinen peinlichen Stillschweigen, „in der That, lieber Herr Beil, nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich begreife jetzt vollkommen, warum Sie mich nicht am Tage besucht haben.“

„Nicht wahr, das ist zu begreifen?“ entgegnete dieser, indem er einen trostlosen Blick an sich hinunter laufen lief. „Wenn Sie mich auch nie sehr geputzt und geschniegelt sahen, so habe ich mich bis jetzt auch nicht als Lump präsentirt — als vollständiger Lump, wie heute Abend.“

Und Herr Beil sprach die Wahrheit, denn sein Aeußeres sah wirklich im höchsten Grade verwahrlost aus. Haar und Bart hingen ihm zerzaust um den Kopf, und er schien alle Ursache zu haben, seine Wäsche sorgfältig zu verstecken, denn er hatte nicht blos den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, sondern auch noch den Kragen etwas in die Höhe geschlagen. Seine Beinkleider waren fast bis zu den Knieen beschmutzt, und seine Stiefel gaben einen seltsam seufzenden Ton von sich, wenn er auftrat, und ließen sehr verdächtige nasse Spuren zurück, wenn er seinen Standort wechselte.

Er wollte sprechen, doch fiel ihm Arthur in's Wort: „Lassen Sie für diesen Augenblick alle Explikationen; ich sehe schon, daß Ihnen was Außerordentliches passirt ist, was Sie mir wohl später mittheilen werden. Jetzt aber will ich vor allen Dingen uns

Beide in ein trockenes Gehäuse bringen; denn auch mich hat der Regen von heute Nacht ziemlich scharf mitgenommen. Folgen Sie mir in's Schlafzimmer, und ich will schon etwas finden, was für Sie paßt."

Herr Beil wollte einige bescheidene Einwendungen machen, doch legte ihm der Maler sanft die Hand auf seine Schulter, indem er fortfuhr: „Lassen Sie das gut sein; ich versichere Sie, es würde mir zu jeder Zeit ein großes Vergnügen gemacht haben, Ihnen aus irgend einer Verlegenheit zu helfen, umsomehr aber am heutigen Abend, wo mir selbst ein so großes Glück widerfahren ist, daß es mich drängt, den Kummer eines meiner Bekannten zu lindern. — Ich fühle mich als ein zweiter Polykrates: die Götter haben mich so mit Gnaden überhäuft, daß ich gern einen kostbaren Ring in's Meer schleudern würde, wenn im Augenblicke Ring und Meer bei der Hand wären. In Ermanglung des letzteren seien Sie nun so freundlich, dasselbe vorzustellen, und erlauben mir, die bescheidenen Kleinigkeiten eines Anzuges, soweit er Ihnen passend ist, in Ihren Schoos zu werfen."

Auf diese freundliche Anrede hin senkte der ehemalige Commis sein Haupt, ergriff, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand Arthurs und drückte sie innig. Dann folgte er ihm in sein Schlafzimmer.

Eine förmliche Verwandlung war bald bewerkstelligt, und nach einer kleinen Viertelstunde ließen sich die Beiden vor dem Kamine nieder, nachdem Arthur aus dem Magazine seiner Junggesellenwirthschaft etwas kalte Küche und eine Flasche herbeigebracht, welchen von Herrn Beil eifrig zugesprochen wurde.

Der Maler sah lächelnd auf sein Gegenüber, denn dieser hatte sich wirklich vortheilhaft verändert. So viel es in der Geschwindigkeit thunlich gewesen, ward Haar und Bart geordnet und sein ganzer übriger Mensch damit in Einklang gebracht; er war mit allem Nothwendigsten versehen worden, wovon wir aber nicht weiter sprechen wollen; nur müssen wir erwähnen, daß er an den Füßen buntgestickte Pantoffeln trug, auf welche rothe Morgenhosen herabfielen, und daß der carrirte Schlafrock, in den er gehüllt war, etwas sehr lang auf dem Boden nachschleifte.

Nachdem er sich mit Speise und Trank restaurirt, reichte ihm Arthur eine Cigarre, die Friedenspfeife, wie er sagte, womit er ihn, den Heimathlosen, nun gänzlich unter seinen Schutz, unter Dach und Fach nehme.

Der ehemalige Commis des Herrn Blaffer zündete sich die feine Havanna an, und sog mit äußerstem Wohlbehagen den wohlriechenden Dampf in sich, um ihn dann langsam wieder von sich zu blasen. Er streckte sich im weichen Fauteuil lang und bequem vor dem Feuer aus, und es war dabei erklärlich, daß ihn ein Schauder überfuhr, wenn er an die vergangenen drei Tage dachte, namentlich an jenen schrecklichen Abend, wo ihm das Gespenst erschienen. — O wäre er doch lieber gleich zu Arthur gegangen, nachdem er das Haus seines Prinzipals verlassen! Aber damals rannte er gerade aus, nicht rechts noch links blickend, seinem Verderben entgegen, das ihm aber als kein Verderben erschien, sondern als die Einlaßpforte in ein stilles, friedliches Thal, wo er sich in einem dunkeln, aber nicht unheimlichen Winkel ruhig zum Schlafen werde niederlegen können. —

„Das Leben ist doch schön! sagt der unsterbliche Schiller. — Und er hat Recht," fuhr Herr Beil dann seufzend fort: „sie ist schwer von sich zu werfen die süße Gewohnheit des Daseins. Jetzt begreife ich nicht mehr, wie es einem Menschen einfallen kann, seinem Dasein freiwillig ein Ende machen zu wollen."

Arthur hatte aus seiner Kaminecke zugeschaut, wie ein inniges wonniges Gefühl freundliche Strahlen auf dem Gesichte seines Gegenüber hervorzauberte. Als derselbe aber hierauf jene Worte ausrief, entgegnete er: „Sie sprechen ja wie ein halber Selbstmörder. Ich habe Sie überhaupt so verändert gefunden, daß Sie mir es nicht übel nehmen können, wenn mich eine kleine Neugierde beschleicht."

„Die zu befriedigen mir eine Erleichterung sein wird," sagte Herr Beil. Und dann erzählte er mit großer Gewissenhaftigkeit die Vorfälle der letzten Tage bis zu dem Augenblicke, wo ihm jene Gestalt erschienen und ihm das Versprechen abgenommen, den thörichten, verbrecherischen Schritt nicht zu thun.

„Das kann unmöglich der Teufel gewesen sein," versetzte Arthur, der aufmerksam zugelauscht, und den, während der Andere sprach, zuweilen ein leichter Schauder überflog; denn Herr Beil erzählte das Alles so umständlich, schilderte so natürlich die Qualen seines Herzens und die Zerrissenheit seiner Gedanken. — „Nein, das war gewiß kein böser Geist, denn sonst hätte er Sie ruhig Ihr Vorhaben ausführen lassen."

„Aber ich hörte ihn nicht verschwinden," fuhr Herr Beil fort; „ich blickte auf, es schlug Ein Uhr und er war nicht mehr da."

„Das ist allerdings seltsam. — und Sie erfuhren nichts mehr von ihm?"

„Bis jetzt nicht das Geringste, obgleich ich immer geglaubt, ja gehofft, er werde mir wieder in den Weg treten, umsomehr, als ich seit jener Mitternacht wohl gesehen oder gefühlt, daß ich beständig von Jemand beobachtet werde."

„Das ist eine Ausgeburt Ihrer Phantasie, die Nachwirkung jener Stunde," meinte Arthur. „Wenn Sie Jemand beobachtet hätte, so müßten Sie es doch wissen, Sie müßten Jemand gesehen haben."

„Das habe ich auch," erwiderte der Andere mit leiser Stimme. „Schon als ich in jener Nacht vom Kanal zurückkehrte und die Straße wieder betrat, glaubte ich oftmals den Klang von Tritten hinter mir zu hören."

„Das Echo der Ihrigen."

„Das dachte ich anfangs auch, denn wenn ich zögerte, so zögerten die Schritte ebenfalls, wenn ich hielt, so hielten sie auch. Doch um genau zu untersuchen, ob es wirklich der Klang meiner Schritte sei, blieb ich ein paarmal ganz plötzlich und unerwartet stehen, und da hörte ich wohl, daß es kein Echo sei, sondern daß mir wirklich Jemand folge."

„Nun, daß das wenigstens kein Geist war, darüber können Sie sich beruhigen, denn die Phantome gleiten, wie Sie wissen, geräuschlos dahin."

„Ganz richtig, es war weder ein Gespenst, noch war es jene Gestalt, die ich am Kanale gesehen. In der Nacht verlebte ich einige miserable Stunden: ich kauerte mich in einem Winkel zusammen, bis der Tag kam; ach! es war empfindlich kalt geworden

und fror; ich habe schon angenehmere Sonnenaufgänge erlebt. Aber am Ende geht Alles vorüber, und so verschwanden auch jene Stunden der Morgendämmerung, wobei mir das Mark in den Knochen zu erfrieren drohte. — Ich sagte vorhin, der, welcher mir gefolgt, sei nicht die Gestalt vom Kanale gewesen; das sah ich, sobald es Tag wurde, denn nun bemerkte ich in dem gegenüber liegenden Straßenwinkel eine Figur, die mich offenbar beobachtete, obgleich sie unruhig auf- und abschritt, und that, als erwarte sie sonst Etwas. — Das war mir unheimlich, und ich beschloß, zu untersuchen, ob ich mich nicht irre. Ich erhob mich und schlich an den Häusern dahin; der Andere folgte mir nicht, wenigstens nicht sogleich. Ich ging einige Straßen weiter, absichtlich ohne mich umzuschauen, und verlor mich endlich in ein Labyrinth von kleinen finsteren Gassen, wo einer meiner Landsleute wohnte, ein armer Teufel von Buchbinder, dem ich viele Gefälligkeiten erzeigt, und von welchem ich mit Recht voraussetzte, er werde mir gerne eine Unterkunft bewilligen, für ein paar Tage nur, bis ich etwas Anderes gefunden."

„Und Ihr Verfolger?" fragte Arthur.

„Ganz richtig! — warten Sie nur. — Als ich, beim Hause des Buchbinders angekommen, mich plötzlich umwandte, bemerkte ich ihn am Ende der Straße, die er, anscheinend ohne sich weiter um mich zu bekümmern, überschritt."

„Aber ich begreife immer noch nicht," sagte der Maler, „daß Sie nicht noch in derselben Nacht auf den gesunden Einfall gekommen sind, mich aufzusuchen. Sie wissen, ich habe Sie immer sehr gern gehabt und mich für Sie interessirt, obgleich Sie meine angebotene Hilfe jedesmal hartnäckig zurückwiesen."

„Ich hatte Unrecht," entgegnete Herr Beil gerührt. „Aber wissen Sie, lieber Herr Erichsen, wir armen Teufel werden euch reichen Leuten gegenüber gar leicht mißtrauisch. Wenn ihr uns auch mit dem besten Herzen eure Hilfe anbietet, so zucken wir doch schmerzlich zusammen; — es ist ein Almosen, denn wir sind ja nicht im Stande, euch dafür etwas wiederzugeben. — Aber — beim Blaffer! — ich hatte Unrecht!"

„Ein seltsamer Schwur," sagte Arthur lachend.

„Ich habe mir ihn angewöhnt, denn man muß selbst dem Teufel kein Unrecht thun.“

„Aber weiter in Ihrer Geschichte!“ sprach Arthur. „Sie sind ja jetzt doch noch unter meine Hände gerathen. — Du wolltest fliehen, treuloser Römer! — du bist gezwungen, du bleibst bei mir. — Das Schicksal hat Sie mir zugeführt.“

„Ja, das Schicksal,“ fuhr der Andere seufzend fort. „Aber ich lobe das Schicksal darum, denn ich fühle mich bei Ihnen hier so behaglich, Herr Erichsen, wie seit langen Jahren nicht. Auch ist mein armes dummes Herz ruhiger geworden; der Schmerz in demselben summt nur noch leise, wenn ich an jene Nacht und an das Mädchen denke. — Doch weiter! — Beim Buchbinder aber war es fürchterlich, und obgleich er mich mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen, konnte ich es doch nicht lange dort aushalten. Ich half ihm, so gut ich es vermochte; war mir doch sein Geschäft nicht unbekannt: es geht ja Hand in Hand mit dem unsrigen, und wenn ich bei Johann Christian Blaffer und Compagnie die ganzen Bücher verpackte und wegschickte, so faltete ich jetzt jeden einzelnen Bogen und half brochiren, was mir übrigens nicht schwer wurde. — Nun habe ich Ihnen aber schon vorher gesagt, daß ich sogleich an Sie gedacht, und während ein paar Abenden den Versuch machte, Sie an Ihrer Hausthüre abzufangen; leider ohne Erfolg: ich hatte ja nicht den Muth, mich Ihnen anzuvertrauen. Aber wenn ich so durch die Straßen schlich, und wenn ich oftmals unter der Gaslaterne da unten stand, so brauchte ich mich nur spähend umzuschauen, und ich bemerkte gewiß irgendwo jenen Mann, der mir damals gefolgt.“

„Und Sie irrten sich nicht?“

„Ich irrte mich gewiß nicht.“

„Wenn das der Fall ist,“ meinte der Maler, „so haben Sie am Ende wohl gar Jemandens Interesse erregt, der sich Ihrer annehmen will, und der mit mächtiger Hand über Sie wacht. Geben Sie Achtung, hier wendet sich Ihr Schicksal, und Sie sind vielleicht noch zu großen Dingen ausersehen.“

„Es hat sich heute Abend schon so gut gewendet,“ versetzte

Herr Beil; „denn kann es mir besser gehen als im jetzigen Augenblicke, wo Sie mit Ihrer liebenswürdigen Gastlichkeit mir Ihr Haus geöffnet, mich an Ihren Herd aufgenommen, mich gespeist und getränkt, auch Schlafrock und Pantoffeln gegeben! — Ah! der Contrast ist etwas stark," fuhr er kopfschüttelnd fort. — „Sie hätten das Leben bei meinem armen Buchbinder kennen sollen; wie diese Leute sich durchschlagen müssen, davon haben Sie, davon hatte ich bis jetzt kaum eine Idee. — Zur Wohnung eine einzige Stube und eine finstere und feuchte Kammer, an Betten ein Ding von morschen Brettern, was die entfernteste Aehnlichkeit mit einem solchen hatte, und darin ein Strohsack und eine alte mürbe Wollmatratze, die an allen vier Seiten zu kurz war. Darin lagen die Eltern und zwei Kinder, vier andere behalfen sich in einer Ecke auf einem zerrissenen Stück Teppich —"

„Und Sie?" fragte Arthur.

„Ich legte mich zum ersten Mal in meinem Leben fest auf die Literatur, indem ich mir in der Werkstatt ein Lager von Makulatur machte: übercomplette Bogen einer Gedichtssammlung rollte ich mir zum Kopfkissen zusammen, und zur Decke nahm ich meinen Rock, unter welchem ich mich wie ein Igel zusammenkauerte. — In gewisser Hinsicht war ich eine Hilfe für die Familie, denn ich fand in meiner Westentasche noch einen Thalerschein, von dem wir die zwei Tage lang herrlich und in Freuden lebten. Vermittelst desselben konnte der Buchbinder ein Säckchen Kartoffeln erschwingen und sich die sechs Kinder wieder ein paarmal recht satt essen. Sie haben noch ziemlich viel davon," setzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „denn ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht, ihnen den ganzen Vorrath mit aufzehren zu helfen."

„Die Leute müssen Sie nächstens wieder besuchen, bester Herr Beil," sagte Arthur, „und ihnen eine kleine Hilfe bringen."

Der Andere nickte schweigend mit dem Kopfe, stützte diesen darauf in die rechte Hand und blickte lange und nachdenkend in das Kaminfeuer.

Die Standuhr zeigte auf Eins.

„Aber es ist schon spät geworden!" rief Arthur, indem er auf-

stand. „Jetzt wollen wir Ihnen ein Lager besorgen und morgen Früh sehen, was weiter zu thun ist."

„Haben Sie kein Makulatur?" fragte mit komischem Ernste der ehemalige Commis.

„Nein," erwiderte Arthur lachend; „aber wenn Sie es einmal mit der Malerei versuchen wollen, so können Sie es sich bei jenen Nymphen bequem machen."

„Gott soll mich bewahren!" versetzte Herr Beil. „Das wäre mir eine gefährliche Nachbarschaft. Da unterwerfe ich mich lieber getrost Ihren sonstigen Anordnungen."

Und daran that er sehr recht, denn der Maler hatte in kurzer Zeit auf seinem Sopha im Wohnzimmer ein vollkommen üppiges Lager hergerichtet, worauf er seinem Schützling eine gute Nacht wünschte und sich in sein Schlafzimmer zurückzog.

Herr Beil schlief den Schlaf des Gerechten, und obgleich ihm allerlei Seltsames träumte von dem finster dahin fließenden Kanal mit der bekannten Melodie, von den Augen jener Gestalt, die ihn so seltsam anstarrten, auch vom Buchbinder und dem Makulatur, so erwachte er doch erst am andern Morgen, als der Tag bereits das Zimmer erhellte. Er blickte verwundert um sich und schien im ersten Augenblicke nicht recht zu wissen, wo er sich befinde; er lag gegenüber dem Kamin, in welchem schon wieder die freundlichen Flammen spielten; es war, als seien diese heute Nacht gar nicht erloschen. Vor demselben befand sich eine ältliche Dienerin des kommerzienräthlichen Hauses, welche beschäftigt war, auf einem kleinen Tisch allerlei Service von sehr freundlichem Aeußern aufzustellen, dazu auch Teller mit weißem Brod und Butter. Während sie aber dies Geschäft versah, blickte sie häufig nach dem Schläfer auf dem Sopha um, und schien jedesmal zu erschrecken, wenn sie dort zwischen den weißen Leintüchern die Unmasse von schwarzen Kopf- und Barthaaren erblickte. Diese in ihrem verwilderten Zustande hatten auch durchaus nichts Angenehmes für das Auge, und man hätte glauben können, es habe sich dort irgend ein Ungeheuer, ein Alp oder sonst dergleichen eingenistet. Aus Diskretion hatte Herr Beil die Decke bis unter das Kinn hinauf-

gezogen, wodurch sein Aussehen noch eigenthümlicher und komischer wurde.

Auch Arthur mußte laut auflachen, als er nun aus seinem Zimmer trat und den sonderbaren Kopf seines Schützlings sah. — „Bleiben Sie ruhig so liegen," rief er ihm zu, „das muß ich zeichnen!"

Die alte Dienerin gab ihrem Herrn einen Wink, führte ihn behutsam in eine Ecke des Zimmers, richtete dann die Augen auffallend gegen den im Bette Liegenden und fragte mit schüchterner Stimme: „Was ist denn das, Herr Arthur?"

„Das ist ein Gespenst," entgegnete dieser, „ich habe es heute Nacht auf der Straße gefunden und mitgenommen. — Wissen Sie wohl, Sophie," setzte er mit Betonung hinzu, „das bleibt aber ganz unter uns; es braucht's Niemand im Hause zu erfahren; Mama, wie Sie wohl wissen, kann die Gespenster nicht leiden. Wenn Sie aber jetzt hinunter gehen, so seien Sie so gut und schicken nach dem Barbier und dem Friseur; sie sollen zu mir kommen."

Die Dienerin verließ das Zimmer, nicht ohne noch einen besorgten Blick nach dem Sopha geworfen zu haben.

Worauf Herr Beil sein Lager verließ und sich alsdann schleunigst in das Schlafzimmer von Arthur zurück zog, wo er seine Toilette machte.

Als die Beiden später das Frühstück verzehrt hatten, dem natürlicherweise die unentbehrliche Cigarre folgte, sagte der Maler: „Ich konnte gestern Abend nicht gut einschlafen; ein angenehmes Ereigniß, was mich betroffen, und Ihre Geschichte hielten mich wach. Ich dachte viel an Sie und überlegte, was jetzt wohl zu beginnen sei. — Wenn ich von jetzt spreche, so versteht sich von selbst, daß ich jene Zeit meine, wo Sie sich von Ihren Strapatzen wieder vollkommen erholt haben, überhaupt wenn es Ihnen gefällt, an die Zukunft zu denken. Im Augenblick sind Sie bei mir hier vortrefflich aufgehoben."

„Gewiß, auch ich dachte daran," entgegnete Herr Beil; „doch habe ich dort am Kanal einen ganz andern Menschen angezogen; mir graust vor dem Buchhandel."

„Das begreife ich," erwiderte Arthur. „Aber Sie führen eine gute Feder, wie ich mich erinnere, Sie sind in Ihren Arbeiten

pünktlich und umsichtlich; das erkannte ja sogar Herr Blaffer, und umsomehr muß es wahr sein. Ich habe nun die Idee, gelegentlich mit Papa und meinem Schwager zu sprechen, vielleicht wäre es möglich, daß man Ihnen eine Stelle in unserem Hause geben könnte. — Ich habe Sie ja," setzte er lachend hinzu, „nun einmal an Kindesstatt angenommen, und auf diese Art behalte ich Sie ganz unter meinen Augen."

„Und würden mich unendlich glücklich machen," sagte Herr Beil gerührt. „Ich sehe, daß Sie sich meiner ernstlich annehmen wollen, daß Sie es gut mit mir meinen, und das ist für Jemand, der wie ich so lange in der Welt herumgestoßen wurde, der bisher Jedem eine Last war, ein wahrhaft süßes Gefühl." — Er kämpfte bei diesen Worten gewaltsam seine Bewegung nieder und setzte dann mit heiterem Tone hinzu: „Ich sehe mich im Geiste schon als angehender Bankier oder als junger Kassier, wie ich den Leuten Zahlungen mache und Wechsel diskontire."

„Denken Sie nur an das köstliche Gesicht des Herrn Blaffer, wenn er zu uns kommt, — was ja häufig geschieht, — und Sie ihm plötzlich entgegen treten. — Vorderhand aber denken wir noch nicht daran," fuhr Arthur nach einer Pause fort; „wir lassen erst seit Ihrem Verschwinden aus dem Hause des Herrn Blaffer einige Zeit vergehen, damit Sie dort etwas in Vergessenheit kommen. Zuerst müssen wir daran gehen, — Sie werden meine Worte nicht übel deuten? — Ihren äußeren Menschen zu restauriren, und gleich heute Morgen, und zwar mit dem Kopfe anfangen. Ich kenne freilich Ihre Leidenschaft für Ihr starkes Haupt- und Barthaar, aber da muß ich Ihnen wahrhaftig etwas wegsprechen."

Herr Beil fuhr bei diesen Worten mit einem komischen Schrecken durch seine schwarzen Haare, worauf er aber lachend sagte: „Seien Sie unbesorgt, ich gebe diesen Lieblingen gern den Abschied! Ich sprach Ihnen ja vorhin schon von einem andern Menschen, den ich angezogen, und zu ihm passen diese Zeichen einer früheren Zeit nicht mehr. Auch kann ich nie mehr die fatale Feuchtigkeit vergessen, die sich am Kanale hier hinein gesetzt, sowie die schauerlichen Eiszapfen, die an meinem Barte hingen, als ich Morgens in dem

Winkel kauerte. — Ah! das sind schreckliche Erinnerungen! — Machen Sie deßhalb mit mir, was Sie wollen."

„Ich werde es künstlerisch behandeln," erwiderte der Maler, „und werde der Sitzung des Barbiers und des Friseurs mit voller Theilnahme anwohnen. — Schon höre ich draußen anklopfen; es wird einer der Herren sein, die ich für Sie bestellt."

Und so war es auch; zuerst kam der Barbier und dann der Friseur. Herr Beil wurde nach den Anordnungen Arthurs von Beiden bedient, wobei sich die Scheere des Haarkünstlers mit einem wahren Appetit in dem dichten Lockenwald seines Opfers zu verbeißen schien. Man hatte gewiß dies Instrument lange Zeit nicht so vergnügt klappern hören; rechts und links fielen die dichten schwarzen Büsche, und als das Werk vollendet war, machte es dem Künstler alle Ehre, und die Versicherung desselben, aus dem Kopfe sei etwas zu machen, stellte sich als völlige Wahrheit heraus.

Nun war das Haar gekürzt, frisirt, der Kinnbart glatt weggeschoren, der Schnurrbart gestutzt, und als sich Herr Beil hierauf im Spiegel erblickte, nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe und versicherte, er sei vollkommen mit sich zufrieden. Er sah auch in dem schönen Schlafrock, wie er nun dasaß in dem kleinen Fauteuil, mehr als anständig, ja fast elegant aus.

Arthur hatte sich an seine Staffelei gesetzt und einen großen Rahmen mit weißer Leinwand vor sich aufgestellt. „Es ist heute ein Festtag," sagte er, „und an solchen mache ich mir das Vergnügen, irgend ein Bild zu ebauchiren, lieber zwei, drei hinter einander, denn es ist eine wahre Wonne für mich, wenn ich meiner Phantasie die Zügel schießen lassen, und einen Entwurf um den andern auf die Leinwand hinwerfen kann. Heute aber bleibt es bei diesem einzigen, und ich will sehen, ob meine Erinnerung frisch und gut ist."

„Gibt es ein Porträt?" fragte Herr Beil.

„Ja und nein," entgegnete Arthur, indem er anfing mit schwarzer Kreide einen Frauenkopf zu skizziren; „es soll eine ideale Gestalt werden, doch für mich mit bekannten Zügen. — Aber wie es mir immer geht," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher

er einige Striche gemacht hatte, „so werde ich immer im besten Arbeiten gestört. Wenn ich mich nicht irre, so rollt eben ein Wagen durch die enge Gasse neben dem Hause, und das wird wahrscheinlich mir gelten, denn hier herum ist eigentlich kein Weg für Equipagen. — Thun Sie mir den Gefallen, lieber Freund, treten Sie einen Augenblick an's Fenster und sehen Sie, ob wirklich ein Wagen da heraus kommt und wo er hingeht."

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Im Atelier.

Herr Beil sprang eilfertig an's Fenster, sah eine Weile durch die Scheiben, dann sagte er: „Es ist ein kleiner geschlossener Wagen; jetzt biegt er um die Ecke und will wahrscheinlich zu Ihnen. — Richtig; er fährt bei der Thüre vor."

Wirklich hörte man ihn in diesem Augenblick an der Thüre halten.

„Ich will aber jetzt nicht gestört sein!" rief der Maler unmuthig. „Thun Sie mir den Gefallen, springen Sie in's Vorzimmer und schließen Sie die Thüre zu. Sie sollen mich in Frieden lassen."

„Es sind zwei Herren," rief Herr Beil hastig. Und dann sprang er davon, um den Wunsch seines Freundes zu erfüllen.

Doch kam er zu spät, denn die Beiden waren schon auf der Treppe und hätten das Umdrehen des Schlüssels hören müssen, weßhalb Herr Beil dies unterließ, indem er es für unschicklich hielt, Jemand die Thüre dicht vor der Nase zuzusperren. Er machte das dem Maler durch ein Zeichen mit der Hand begreiflich, der achselzuckend fortfuhr, auf die Leinwand zu zeichnen.

Die beiden Herren auf der Treppe waren in eifriger Unterhaltung begriffen; wenigstens sprach der Eine, ein kleiner und

magerer Mann, sehr laut und lebhaft, während der Andere sich begnügte, zuweilen mit dem Kopfe zu nicken oder: ja! ja! zu sagen.

Der kleine Mann sprang lebhaft die Treppen hinauf, wandte sich aber fast auf jeder Stufe um, um sein Gespräch dem Andern in's Gesicht hinein mit mehr Erfolg fortsetzen zu können. — „Bester Baron!" rief er, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, — und ich weiß wohl, Sie nehmen Partei für die königlichen Stallmeister, aber das ist gleichviel, ich will meine Behauptung der ganzen Welt gegenüber durchführen; ich habe hier wahrhaftig nicht die Zeit, viele Stunden auf die Dressur meiner Reitpferde zu verwenden, während Jene den ganzen Tag im Sattel sitzen; aber das versichere ich Sie, und Sie können die kompetentesten Richter aufstellen, ich behaupte: es ist im ganzen Marstall nicht ein einziges Pferd so fein geritten, so sorgfältig dressirt, und dadurch — beachten Sie das wohl — nur dadurch von so angenehmen und gefälligen Bewegungen."

Bei diesen letzten Worten war er oben auf der Treppe angekommen und schlug mit dem Knopfe seines Stockes taktmäßig in die rechte Handfläche, während er seine Stimme erhoben hatte und jede Silbe scharf betonte, sowie mit dem Ausdruck der größten Ueberzeugung sprach.

„Nicht ein einziges Pferd im ganzen Marstall. — Natürlicherweise nehme ich die aus, welche vor einigen Tagen zum Geschenk für die Frau Herzogin angekommen sind. Die kommen von uns, und da, bester Baron, versteht man zu reiten."

„Hier sind wir am Ziel unserer Fahrt," erwiderte der andere Herr, der die Rede des kleinen Mannes zu unterbrechen versuchte. „Herr Erichsen ist zu Hause?" fragte er den Herrn Beil, welcher die Thüre geöffnet hielt.

Der kleine Mann trat lebhaft in das Gemach, schaute Herrn Beil einen Augenblick forschend in's Gesicht, schien einen Moment nachzudenken, und sagte dann: „Wenn ich nicht ganz irre, so sahen wir uns neulich Abends bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach; Sie ersuchten mich, Ihr Atelier zu besuchen. Nun sehen Sie, ich bin da; ich habe eine Stunde für Sie gefunden und versichere Sie, bei meinen vielen zahlreichen Geschäften will das viel

heißen. Aber der Baron Brand sagte mir, ich werde nicht umsonst kommen und einiges recht Gutes sehen."

Herr Beil hatte diesen Redestrom geduldig über sich ergehen lassen, es wäre aber auch vergebliche Mühe gewesen, den kleinen Mann zu unterbrechen, denn nach seiner Gewohnheit sprach er nur Worte, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie Jemand anhöre. Auch blickte er dabei bald hierhin, bald dorthin, und im Zimmer umher, am allerwenigsten aber sah er auf die Person, zu der er eben redete. Er schien überhaupt einen festen menschlichen Blick nicht gut ertragen zu können.

Der andere Herr ließ ihn ebenfalls gewähren, und erst, als er geendigt hatte und nach Luft schnappte, sagte Jener: „Sie irren sich, bester Herr von Dankwart, dies ist nicht Herr Erichsen, -- wahrscheinlich einer der Freunde desselben," setzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, indem er sich verbeugte.

Herr Beil verbeugte sich ebenfalls und bat die beiden Herren, sich in das dritte Zimmer zu bemühen, wo der Maler immer noch vor seiner Staffelei saß.

Während Herr von Dankwart durch die Zimmer schwebte — man muß diese Bewegung schweben nennen, denn er tänzelte mit seinen kleinen Beinen nur so dahin, blickte dabei bald rechts, bald links, ging nie gerade aus, und zu gleicher Zeit machte sein für den zarten Körper etwas zu schwerer Kopf allerlei selbstständige Bewegungen — blieb er jetzt hier, jetzt dort vor einem Bild, irgend einem seltsamen Möbel, einer Waffe oder sonst etwas stehen, wobei er in Einem fort fragte, ohne aber, gleich vielen der Größen dieser Erde, eine Antwort abzuwarten, denn wenn er jetzt von einer Landschaft behauptete, sie sei etwas dunkel im Kolorit, oder der Rahmen zu breit und zu schwer für die Leinwand, und alsdann fragte: „Ist sie hier gemalt? — von wem ist sie? — ein Original oder eine Kopie?" so sprang er gleich darauf zu irgend einem interessanten Dolche über, um sich zu erkundigen, ob er ächt montirt oder ob die Klinge in Wahrheit ein Damascener oder vielleicht aus Khorassan sei.

Trotz allem dem hätte er sich wahrscheinlich nicht weiter in den

beiden vorderen Zimmern aufgehalten, um diese für ihn so nothwendigen Bemerkungen zu machen, wenn er nicht von ungefähr in die Nähe des Fensters gerathen wäre, von wo aus er einen Blick auf die unten stehenden Pferde und Wagen werfen konnte. Diese fesselten seine ganze Aufmerksamkeit, und er schien das Zimmer, wo er sich befand, den Künstler, dessen Werke er anschauen wollte, kurz alles Andere auf der ganzen weiten Welt für den Augenblick rein vergessen zu haben.

„Ein magnifikes Ensemble!“ rief er dem Baron zu, der soeben mit Arthur einen freundlichen Händedruck gewechselt. „In der That vollendet! Bitte Sie, sehen Sie doch, wie außerordentlich schön die beiden Pferde stehen; dazu die einfachen Geschirre, schön in ihrer Anspruchslosigkeit. Ah! ich muß mir für diese Zusammenstellung selbst ein Kompliment machen. — Und Joseph auf dem Bocke hat das wahre Air eines Kutschers aus gutem Hause — aus sehr gutem Hause. — Baron, ich begreife in der That nicht, wie man es bei Hofe verantworten mag, daß die Kutscher beim Stillstehen die Peitschen nach links hinüber geneigt halten. Ich kann mir nun einmal nicht helfen; das gibt der ganzen Tournure eine Schattirung von Nachläßigkeit. — Bei uns wagt das kein Kutscher. Sehen Sie Joseph an; Joseph hat die Peitsche, wie es sich gehört, auf dem rechten Schenkel aufgestützt. — Nur so hält der Kutscher eines vornehmen Hauses. — Aber Sie müssen das betrachten, Baron.“

„O, ich habe es schon oft gesehen,“ entgegnete dieser lächelnd. — „Aber bester Herr von Dankwart, wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie an den Zweck unseres Besuches erinnere und Sie mit Herrn Erichsen bekannt mache?“

„Gleich! gleich!“ erwiderte der kleine Mann, indem er sich mit beiden Händen auf die Fensterbrüstung stützte und sich auf den Zehen erhob, denn die kurzen Beinchen erlaubten ihm sonst nicht, auf die Straße zu sehen. — „Gleich, bester Baron, ich verfolge soeben eine außerordentlich schöne Idee: wenn ich mir so die elegante Figur des Handpferdes da unten betrachte, so kommt mir immer wieder der Gedanke, es sei doch eigentlich schade, daß man ein solches Pferd einspannt. — Glauben Sie mir, bester Baron, es

würde unter dem Sattel Furore machen.“ — Damit warf er noch einen letzten, halb schmerzlichen Blick auf die Straße hinab, worauf er sich nun endlich umwandte und in das Nebenzimmer zu den Anderen eilte.

An der Thür desselben geschah es ihm nun abermals, daß er in seiner Zerstreutheit den Herrn Beil für Arthur nahm, denn er klopfte dem Ersteren, der sich bescheiden am Eingange hielt, sanft auf die Schultern, während er mit einer Protektionsmiene sagte: „Da sind wir, in der That, da sind wir. Freue mich sehr, Ihre Sachen zu sehen. Man ist Allerhöchsten Orts auf Sie aufmerksam geworden; die Frau Herzogin lobt über alle Maßen ihre wunderbare Ansicht von Carrara.“

Herr Beil verbeugte sich verlegen, denn er wußte nicht, ob es an ihm sei, jetzt selbst eine Aufklärung über seine Person zu wagen, nachdem dies vorhin der Baron so erfolglos gethan.

Dieser lächelte sanft in sein Schnupftuch und Arthur zuckte die Achseln.

Herr von Dankwart hatte es sich unterdessen in einem Fauteuil bequem gemacht und blickte an den Wänden umher, wo einige Skizzen und Studien hingen. — „In der That,“ sprach er nach einer kleinen Pause, „diese Ansicht von Carrara hat einiges Aufsehen gemacht; ich gratulire Ihnen. Die Frau Herzogin geruhten, das Gemälde schön zu nennen; ich glaube versprechen zu können, daß wenn Sie so fortfahren, Sie nächstens von uns einige Bestellungen erhalten werden.“

„Aber Sie irren sich, Herr von Dankwart,“ sagte Arthur sehr ruhig und ohne daß er aufhörte, zu zeichnen, „die Ansicht von Carrara ist nicht von mir; ich male überhaupt keine Landschaften.“

„Allerdings nicht von Ihnen,“ entgegnete einigermaßen pikirt der kleine Mann, „aber sie ist von Herrn Erichsen dort. Freilich nicht von Ihnen.“

Bei diesen Worten deutete er mit einer leichten Biegung des Kopfes auf Herrn Beil.

„Bester Herr von Dankwart,“ lachte nun der Baron laut hinaus, „Sie sind heute unsäglich zerstreut. Dort jener Herr

an der Staffelei ist der Künstler, den wir besuchen wollten, Herr Erichsen. Er malt aber keine Landschaften, wie Sie sich erinnern wollen; die Ansicht von Carrara ist von Herrn Becker."

Der kleine Mann schaute einen Augenblick befremdet um sich, dann legte er die Hand an die Stirne, schloß für ein paar Sekunden die Augen und sagte hierauf: „Ja sehen Sie, meine Herren, wie man mit den Gedanken abwesend sein kann! Das passirt mir leider sehr häufig. — Ich habe zu viel in meinem Kopfe," setzte er seufzend hinzu; „es geht nicht auf die Länge der Zeit. Aber entschuldigen Sie mich, Herr Erichsen; es ist mir wirklich recht angenehm, Ihre Bekanntschaft zu erneuern — zu erneuern, denn wie Sie wissen, sahen wir uns bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach." — Dabei neigte er sein Haupt sanft gegen den Künstler und machte mit der rechten Hand eine Bewegung, die einen freundlichen Gruß ausdrücken sollte.

Der Baron hatte sich unterdessen ebenfalls in einem Stuhl niedergelassen, und Arthur reichte ihm eine Cigarre. Auch bot er Herrn von Dankwart eine an, der sie aber refusirte, eine eigene hervorzog und anzündete.

„Mit Cigarren," sagte der kleine Mann, „bin ich difficil; ich halte mir ein großes Lager und rauche nur sechsjährige."

„Womit ich leider nicht dienen kann," entgegnete Arthur. „Wissen Sie, wir Künstler leben so von einem Tag in den anderen, kaufen uns heute die Cigarren, die wir morgen rauchen, und legen uns keinen Vorrath an."

„Aber Sie könnten das, Herr Erichsen," versetzte Herr von Dankwart. „Sie sind ein reicher Mann, wie man mir sagt, der sich keinen schönen Genuß des Lebens zu versagen braucht." Dabei zog er den Mund zusammen wie ein Karpfen und blies den Dampf der Cigarre horizontal von sich. — „Wir sind doch hier in Ihrem elterlichen Hause?" fuhr er darauf fort. „Kenne den Papa wohl; mache zuweilen mit ihm Geschäfte. — Apropos! hat er noch immer den kleinen Schimmel? Im vergangenen Herbst wurde er noch von dem Kommerzienrathe geritten. — Baron," wandte er sich an diesen, „Sie kennen das Pferd nicht? —

ein kapitales Thier, aber alt. Nicht wahr, es ist alt, Herr Erichsen."

„Ja, es ist sehr alt," erwiderte dieser. „Deßhalb wird es auch von Papa nicht mehr geritten; es steht drunten im Stalle und soll da in Ruhe seine letzten Tage verleben."

„Schön! schön!" rief der kleine Mann. „Aber jetzt müssen Sie mir erlauben, daß ich einmal in meiner Brieftasche nachsehe, — ich habe eine Notiz für Sie gemacht, eine Notiz von Wichtigkeit, kann mich aber nicht mehr darauf besinnen. — Sie verzeihen schon einen Augenblick!"

Arthur nickte höflich mit dem Kopfe und dann legte er die Kohle, mit der er gezeichnet, auf die Staffelei, wischte sich die Hände ab und wandte sich gegen den Baron von Brand, der ein kleines Bildchen ergriffen hatte, welches in der Ecke lehnte, und es aufmerksam betrachtete.

Herr von Dankwart hatte sein Taschenbuch heraus gezogen und blätterte langsam darin.

Unterdessen war Herr Beil in's Nebenzimmer gegangen.

„Sie hatten mir auch versprochen, mich zu besuchen," sagte der Baron zu Arthur. „Erinnern Sie sich, als wir neulich zusammen nach Hause fuhren."

„Und das habe ich nicht vergessen," antwortete der Maler. „Wir Künstler sind aber ein eigenes Volk: oft haben wir Tage und Wochen lang nichts zu thun und schlendern umher, und dann verschließen wir uns wieder für längere Zeit in unser Atelier und kommen zu gar nichts."

„Und in diesem Stadium befinden Sie sich gerade?"

„Beinahe," entgegnete Arthur lächelnd. „Doch bin ich im jetzigen Augenblick weniger vor der Staffelei als sonstwo beschäftigt."

„Ah! ich habe gehört. Man bereitet in Ihrem Hause ein hübsches Fest vor, ich glaube, Sie wollen lebende Bilder arrangiren. Das ist eine ganz köstliche Idee! Ich liebe dergleichen unendlich, das heißt, sehe gerne zu; denn sollten Sie es wohl glauben, mein lieber Herr Arthur, ich bin nicht im Stande, in irgend einem Bilde mitzustehen. Meine Nerven sind zu schwach dazu. — Sie

schütteln ungläubig den Kopf, aber dem ist in Wahrheit so; ich habe es mehrere Male versucht, doch so bald der Vorhang auseinander geht und ich die Lichter sehe, da fängt Alles an, mir vor den Augen herum zu tanzen. — Sehen Sie, jetzt schon, wenn ich nur daran denke, wird es mir heiß und eng."

Bei diesen Worten zog er sein duftendes Taschentuch hervor und fächelte sich kokett die Stirne damit.

Herr von Dankwart ließ die Hand mit dem Taschenbuche herabsinken und meinte: „Sie sprachen da eben von lebenden Bildern? — Man weiß das hier nicht zu arrangiren; Sie sollten das an unserem Hofe sehen! Ah! das macht einen wunderbaren Effekt. Ich versichere Sie, wenn man dort die Auswahl der Bilder betrachtet, die sorgfältig ausgesuchten Darsteller, die trefflich gewählten Kostüme, das unnachahmliche Arrangement des Lichtes, — das ist superb! Man glaubt in der That vor einem wirklichen Bilde zu sitzen." — Hiemit erhob er sein Taschenbuch wieder und suchte abermals emsig darin, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob einer der Anwesenden seine Meinung bekämpfen werde oder nicht.

Dies that übrigens auch Niemand; der Baron wischte mit dem feinen Battisttuche ruhig seinen Schnurrbart, worauf er die Cigarre wieder zwischen seine Lippen nahm. Arthur betrachtete die Leinwand auf der Staffelei und schien sich zu freuen, daß die Züge, die dort hervortraten, wenigstens für ihn schon kennbar waren.

„Wer ist der junge Mensch, der eben hier im Zimmer war?" fragte nachlässig Herr von Brand. „Ich sah ihn bisher noch nie in Ihrer Gesellschaft."

Arthur, so plötzlich gefragt, wußte nicht gleich, was er antworten sollte. Er half sich aber, indem er, um Zeit zu gewinnen, entgegnete: „Sie meinen den, welcher eben in's Nebenzimmer gegangen ist? — im rothen Schlafrock?"

„Richtig, den im sehr langen rothen Schlafrock," gab der Baron lächelnd zur Antwort. „Ein merkwürdig gescheidtes Gesicht, kluge Augen." — Dabei schlug er sanft mit der rechten Hand auf die Lehne des Sessels, in welchem er saß. — „Ein Ge-

sicht, welches Zutrauen erweckt," fuhr er alsdann fort: „schade, daß dieser Kopf auf einem so unscheinbaren Körper steht."

„Es ist allerdings schade," erwiderte Arthur, „daß das Aeußere meines Freundes nicht sehr empfehlend; sein Inneres dagegen ist vortrefflich; Herr Beil ist ein Mensch voll Herz und Gemüth, dem ich mein ganzes unbedingtes Vertrauen schenken würde."

„So, er heißt Beil?" antwortete der Baron. „Ja, ja, das Gesicht hat einen guten Ausdruck. — Was ist er eigentlich?"

„Er ist — er sucht," sagte Arthur zögernd, „er wünscht — eine Stelle zu erhalten, ist augenblicklich außer Dienst."

„Also Herr Beil ist Geschäftsmann?"

„Ein sehr solider und pünktlicher Mensch in allen seinen Arbeiten."

„Führt er eine gewandte Feder? — Spricht er fremde Sprachen?" fragte der Andere.

„Ich glaube, daß ich hierauf mit Ja antworten kann, und was namentlich das Letztere anbelangt, so weiß ich, daß er geläufig französisch spricht und englisch versteht."

„Das wäre nicht so übel," meinte Herr von Brand, indem er einen Augenblick nachdachte. „Würden Sie ihn empfehlen? — das heißt, für seine Rechtlichkeit und gute Aufführung garantiren?"

„Gewiß," entgegnete Arthur und schaute den Andern einigermaßen erstaunt an. „Hätten Sie vielleicht eine Verwendung für ihn?"

„Ja," versetzte Herr von Brand; „Sie wissen, bester Herr Arthur, ich arbeite nicht gern; es ist ein großer Fehler, ich weiß das wohl, aber man kann sich nicht anders machen, als wie man ist. Nun aber leiden darunter meine Papiere, meine Korrespondenzen. Fände ich nun Jemand, auf den ich mich bei diesen Geschäften verlassen könnte, so wäre ich sehr froh darüber."

„Das trifft sich prächtig!" rief der Maler, der entzückt war, eine so glänzende Unterkunft für seinen Freund zu finden. „Ich garantire für ihn nach allen Richtungen, und obendrein thun Sie wirklich ein gutes Werk, wenn Sie sich seiner annehmen; er steht allein in der Welt."

„Das wäre mir um so lieber," entgegnete der Andere, „denn

ich gestehe offenherzig, ich mag es gern leiden, wenn meine vertrauten Diener keinen großen Anhang haben, namentlich nicht in der Stadt, wo ich bin. — Sie wissen," setzte er lächelnd hinzu, „wir jungen Leute treiben so allerlei; man empfängt bald dies, bald das Billet, man muß bald da, bald dorthin schicken, namentlich bei einem sehr bewegten Leben, wie ich es führe, und da ist denn die vollkommenste Diskretion eine Eigenschaft, die ich an meinen Dienern besonders schätze, und wenn ich sie einmal gefunden, immense bezahle."

„Was das anbelangt," versetzte Arthur, „so glaube ich, daß ich darin für meinen Freund einstehen kann wie für mich selbst. Es ist das eine kernige, ruhige Natur, voll Anhänglichkeit gegen Jemand, der ihr Gutes erzeigt, schweigsam, wo er nicht sprechen soll, und voll Humor, wenn er sieht, daß man wünscht, unterhalten zu sein."

„Bei all' den guten Eigenschaften," erwiderte Herr von Brand, „und bei einer so vortrefflichen Garantie, wie Sie, bester Herr Arthur, für mich sind, zaudere ich nicht länger, den jungen Mann in meine Dienste zu nehmen. Ich werde ihn sehr anständig stellen; er sei mein Geschäftsmann, nach Befund mein Vertrauter, und ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden sein. — Abgemacht! Sagen Sie ihm, er soll sich von heute in drei Tagen Abends um sieben Uhr bei mir einfinden, und sprechen wir jetzt nicht weiter darüber; ich hasse alle Nervenaufregungen, wozu ich namentlich rechne, wenn mir Jemand danken will."

„Aber ich darf Ihnen doch so ganz im Stillen danken," flüsterte Arthur, indem er seine Hand ergriff.

„Nun meinetwegen denn," sagte gleichgiltig der Baron, indem er affektirt und matt seine Rechte erhob, die der junge Mann herzlich drückte. — „Jetzt aber hätten Sie lange genug gesucht, bester Herr von Dankwart," fuhr er nach einer Pause laut gähnend fort und wandte seinen Kopf auf die Seite, um den also Angeredeten beschauen zu können. „Die Zeit vergeht, und die halbe Stunde, die ich für Sie übrig hatte, muß längst verflossen sein. — Sehen wir." — Er zog seine Uhr heraus, be-

trachtete das Zifferblatt und rief dann mit großer Wichtigkeit: „Schon elf Uhr! — Coeur de rose! Herr von Dankwart, Sie bringen mich um meine beste Zeit. — Haben Sie denn noch nicht Ihre Notiz gefunden?“

„Schon längst,“ entgegnete wichtig der kleine Mann; „aber während ich darnach sah, fand ich hier eine andere Bemerkung, welche mir interessant schien und Sie betrifft, die ich aber während des Vortrags bei Allerhöchst der Frau Herzogin so flüchtig hingeworfen, daß ich aus den paar Worten den Sinn nicht mehr enträthseln kann.“

„So lassen Sie die paar Worte hören,“ sagte offenbar gelangweilt der Baron.

„Frage an den Baron von Brand,“ las der kleine Mann und zog die Augenbrauen hoch empor. „Und dahinter steht: Polizei.“

„Wa—as?“ rief lachend der Andere. „Fragen Sie mich was und so viel Sie wollen, aber bleiben Sie mir mit der Polizei vom Leibe.“

„Ich kann das auch nicht zusammen reimen: Sie, bester Baron, und die Polizei. Jetzt zerbreche ich mir seit einer Viertelstunde den Kopf und ich muß doch am Ende heraus bringen, was es heißen soll, denn daneben habe ich noch ein: F. d. n. R. — heißt: für den nächsten Rapport. — Der Baron Brand und die Polizei!“ sagte er mehrmals leise vor sich hin, wobei er mit seinem Bleistift vor die Stirne schlug.

„Soll Sie der Teufel holen mit Ihrer Polizei!“ rief der Andere. „Ich werde mich wahrhaftig bei der Frau Herzogin bedanken, daß sie mich damit in Zusammenhang bringt.“

„In der besten Absicht, lieber Baron, in der allerbesten Absicht. Ich war es sogar, der das Gespräch auf Sie lenkte; ich thue das gern für meine Freunde. — Warten Sie, — unterbrechen Sie mich nicht! — ich komme darauf. Ich sagte nämlich, es wäre schade, wenn Ihr Aufenthalt hier nur ein vorübergehender wäre; man sollte Sie zu fesseln suchen.“

„Coeur de rose! — Auf der Polizei? — Ich danke Ihnen.“

„Ja, richtig auf der Polizei, so ist's. — Ich hab's! ich

hab's! — Gott sei gedankt! Die Frau Herzogin sagte nämlich, es sei ihr ein kleines Gerücht zu Ohren gekommen, von einer Liaison, welche der Baron Brand auf der Polizeidirektion angeknüpft. — Jetzt erinnere ich mich ganz genau; wie kann man so vergeßlich sein! — Fräulein Auguste ist eine liebenswürdige junge Dame. — Darf man gratuliren?"

„Ach, bleiben Sie mir mit so etwas vom Leibe!" rief fast entrüstet Herr von Brand. „Das ist mein ewiges Unglück, ja das jedes Junggesellen, sowie er ein Haus betritt, wo heirathsfähige Mädchen sind. — Ist's nicht wahr, Herr Arthur? Ihnen wird's auch so gehen? — Und von Ihnen gar nicht zu reden, bester Herr von Dankwart! Denken Sie nur an sich selber; wie oft sagt man Ihnen eine Brautschaft nach!"

„Ja, ja, das ist wahr," entgegnete dieser einigermaßen geschmeichelt. — „Also diese Sache ist wieder leeres Geklatsch?"

„Vollkommen grundlos. — Ich bitte, das der Frau Herzogin in meinem Namen zu sagen."

„Werde nicht ermangeln," antwortete Herr von Dankwart; „es hat Allerhöchstdieselben wirklich interessirt. — Werde nicht ermangeln." — Damit schloß er sein Taschenbuch, ohne sich weiter zu erinnern, daß er eigentlich etwas Anderes habe suchen wollen, ja, er erhob sich aus seinem Fauteuil, nachdem er einen Blick auf die Standuhr über dem Kamin geworfen, schaute einen Augenblick mit recht nichtssagender Miene an den Wänden umher, wobei er jetzt mit dem Kopfe nickte, dann denselben auf die Seite neigte, die Augen halb schloß, wieder öffnete, und sich darauf vernehmen ließ: „Ganz gut! — ganz gut! — superb! — In der That fast vortrefflich! Werde Ihren Namen bestens behalten und der Frau Herzogin melden, daß Sie es verdienen, wenn man etwas für Ihr Renommée thut." — Damit streckte er seine beiden Hände aus, als wollte er sie Jemand darreichen, besann sich aber glücklicherweise noch, daß es nur ein Künstler sei, der vor ihm stehe, weßhalb er die linke wieder sinken ließ, mit der rechten dagegen den Hut ergriff und darauf mit einer steifen Kopfverneigung durch die Zimmer zur Thüre hinaus tänzelte.

„Vergessen Sie mir den Herrn Beil nicht,“ sagte lächelnd der Baron zu Arthur. Er hatte den seltsamen Blick wohl verstanden, mit dem der Künstler dem Allerhöchsten Geschäftsmann achselzuckend nachgeblickt. — „Durch solche Herren,“ setzte er flüsternd hinzu, „wird die Kunst oft bei den Großen der Erde protegirt und gepflegt.“ — Damit drückte er dem Maler herzlich die Hand und folgte dem vorangegangenen Gefährten, der auf den ersten Stufen der Treppe schon wieder ein Pferdegespräch begann und dieses fortsetzte, bis er an seinem Coupé angekommen war, worauf er zum Wagenbau überging und hierüber manch' Schönes und Lehrreiches zum Besten gab.

Sobald der Baron von Brand die Thüre hinter sich zugezogen, kam Herr Beil aus dem Nebenzimmer hervor, sah seinen Freund mit einem launigen Blicke an, worauf Beide in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Eigentlich ist das nicht zum Lachen,“ sagte Arthur nach einer kleinen Pause, indem er abermals seine Kohle ergriff; „das kommt her, bringt uns um die besten Morgenstunden, sieht unsere Sachen gar nicht an, und geht dann später in seine vornehmen Cirkel, um über uns und unsere Leistungen ein Urtheil zu fällen. — Hole sie Alle mit einander der Teufel! — Es ist doch weiß Gott traurig, daß wir Künstler nicht einmal unsere Freiheit haben, daß wir mehr oder minder von ihnen abhängen — ihre Sklaven sind. — — Doch warum fährt der Wagen drunten nicht weg,“ fuhr er fort, nachdem er einige Striche auf der Leinwand gethan. — „Höre ich nicht meinen Namen rufen! — Die doppelten Fenster dämpfen allen Schall; seien Sie doch so gut, lieber Beil, und schauen ein wenig nach. — Ja, ja, man ruft mich.“

Und es war in der That so. Kaum hatte Herr Beil den Kopf in's Freie hinausgestreckt, so zog er ihn hastig wieder zurück und sprach lachend: „Da unten beugt sich der Herr von Dankwart oder wie er heißt, zum Halsverdrehen aus seinem Coupé heraus und ruft nach Ihnen.“

„Er soll rufen!“ entgegnete Arthur unmuthig. „Hat mich hier

fast eine Stunde mit seinen nichtssagenden Reden aufgehalten, und jetzt soll ich noch da hinunter und demüthig an ihn hintreten — was befehlen Euer Gnaden?"

„Aber er hat mich gesehen," versetzte begütigend Herr Beil, der noch immer am geöffneten Fenster stand; „er hat sich an mich gewandt, als er zum letzten Mal Ihren Namen rief."

„Aber was mag er wollen?"

„Vielleicht ist ihm jetzt endlich eingefallen, nach was er in seiner Schreibtafel gesucht, und das er, als er es gefunden, wieder vergessen."

„Meinetwegen; er soll zum Teufel gehen! Ich steige nicht die Treppen hinunter."

„Thun Sie es doch," bat Herr Beil. „Bedenken Sie, daß Sie einmal Künstler sind, und wenn Sie auch nicht nöthig haben, für Geld zu arbeiten, so arbeiten Sie doch für Beifall. Und der kann Ihnen ja nicht zu Theil werden, wenn man Ihnen keine Bestellungen gibt. Auch hat er schon eine ziemliche Zeit gewartet und nach Ihnen gerufen."

„Ja, Sie haben Recht," entgegnete Arthur ärgerlich. „Ich sehe ein, ich muß mich wohl draußen im Regen an den Wagen hinstellen und freundlich meinen Kopf neigen. — Wer will gegen den Strom schwimmen, ohne am Ende unterzugehen? Ja, ich fühle meine Fesseln, ich fühle es, daß ich so gut wie jeder Andere ein Sklave der Verhältnisse bin."

Nach diesen Worten schritt der Maler die Treppen hinab, ohne sich jedoch gerade sehr zu beeilen, und trat an den Wagen, aus welchem heraus Herr von Dankwart mit seinen kleinen Armen gegen ihn gestikulirte, während er ihm zurief: „Verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit; aber, du lieber Gott! wenn man den Kopf so voll hat wie ich, so kann einem das schon arriviren. Dieser köstliche Baron mit seiner Brautschaft ist schuld daran, daß ich ganz und gar meinen Auftrag vergessen. Sehen Sie, hier steht es deutlich geschrieben."

Damit nahm er sein Taschenbuch vom Schooße, wo er es hingelegt, um es Arthur zu zeigen, der sich aber stumm und abwehrend verbeugte.

„Die Frau Herzogin haben nämlich erfahren,“ fuhr der kleine Mann fort, „daß Sie ein paar vorzügliche Porträts gearbeitet; eins haben wir sogar gesehen: den jungen Grafen Fohrbach, — außerordentlich schön! — Man hätte das bei uns zu Hause nicht besser gemacht. Ich versichere Sie, es ist ein liebenswürdiges Bild.“

„Daran ist wohl nur die Persönlichkeit des Grafen schuld, gewiß nicht meine Kunst,“ erwiderte Arthur mit sehr kühlem Tone.

„Sie sind zu bescheiden, mein lieber junger Freund,“ sagte Herr von Dankwart, wobei er den Versuch machte, den Künstler auf die Schultern zu pätscheln. Da aber seine Aermchen zu kurz waren, auch Arthur etwas zurück wich, so blieb es einfach bei dem Versuche. — „Es handelt sich nämlich,“ fuhr er dann fort, „um das Porträt Seiner Durchlaucht des Herzogs Alfred, des Sohnes der Frau Herzogin; — ein recht angenehmes Aeußere. Seine Durchlaucht wünscht sich nämlich von Ihnen gemalt zu sehen, und wenn Sie geneigt wären, das Porträt sehr bald anzufangen —“

Arthur verbeugte sich stumm.

„So würde der Herr Herzog auf unser Zureden wohl die Gnade haben, Sie in nächster Zeit zu den vorbereitenden Sitzungen befehlen zu lassen.“

„Ich hoffe nur, daß es mir möglich sein wird,“ sagte Arthur, indem er sich aufrichtete, „meine Zeit mit den Befehlen Seiner Durchlaucht in Einklang zu bringen. Ich habe im Augenblicke sehr viel zu thun.“

„Aber wenn der Herr Herzog es wünscht, mein Lieber?“ versetzte Herr von Dankwart mit einem einigermaßen verwunderten Tone, indem er den Zeigefinger leicht erhob und auf das „wünscht“ einen starken Nachdruck legte.

„Ja, wenn Seine Durchlaucht es wünscht!“ lachte Baron Brand ironisch aus der anderen Wagenecke. — „Coeur de rose! Das will schon etwas heißen!“

„Ich erwarte also Ihre Befehle,“ sprach Arthur mit ruhigem Tone und wollte in das Haus zurücktreten.

Doch hielt ihn der kleine Geschäftsmann mit einer hastigen Handbewegung zurück. — „Halt! halt!“ rief er; „noch eins, mein

lieber Herr Erichsen. Hätte ich doch bald wieder etwas vergessen! Die Frau Herzogin, so sehr sie überzeugt ist von Ihrer großen Kunst, was die Aehnlichkeit anbelangt, wünschen doch — aber nehmen Sie mir es nicht übel — noch ein bekanntes Gesicht von Ihnen gezeichnet zu sehen, ehe Sie das Porträt Seiner Durchlaucht anfangen. Wissen Sie, mein Lieber, nur gezeichnet, oder ein kleines Aquarell, durchaus kein Oelbild."

„Ich verstehe," erwiderte Arthur mit einer bewundernswerthen Ruhe; „Ihre Hoheit wollen nur sehen, ob es mir auch leicht gelingt, Jemanden zu treffen."

„So ist's, so ist's, mein Freund! Die Frau Herzogin wünscht es sehr; und obgleich meine Zeit außerordentlich in Anspruch genommen ist, so biete ich mich doch zu dem Versuche an, und will für Sie zu Haus sein, wenn Sie es wünschen."

„Sie wollen für mich zu Haus sein?" fragte lächelnd der Maler.

„Gewiß, wenn es meine Zeit erlaubt."

„Um versuchsweise Ihr Porträt zu machen?"

„Ja, ja, mein Freund. — Halten Sie es für sehr schwierig?"

„Nein, gewiß nicht!" lachte Arthur mit einem sehr bitteren Tone. „Ich könnte das sogar machen, ohne daß Sie mir eine Sitzung bewilligten, denn von den beiden Malen, wo ich die Ehre hatte Sie zu sehen, hat sich Ihr Bild unauslöschlich in mein Inneres geprägt."

„Coeur de rose! — Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Dankwart; er macht eine Karrikatur von Ihnen."

„Das wäre unmöglich," erwiderte ruhig der Maler.

Für welches Wort ihn der kleine Mann einigermaßen mißtrauisch anblickte, worauf er sich in die Wagenkissen zurückwarf und ziemlich vornehm sagte: „Also es bleibt dabei, mein lieber Herr! Zuerst eine kleine Skizze von mir und dann nach Befund das Porträt Seiner Durchlaucht. — Nach Hause, Josef!"

Die Pferde zogen an; doch ehe der Wagen davon fuhr, beugte sich Herr von Brand noch einmal so weit er konnte vor, und lächelte dem Maler auf eine eigenthümliche Art zu.

Der Abschied des Herrn von Dankwart bestand darin, daß er mit zwei Fingern zum Wagenschlag hinaus winkte.

Arthur blieb trotz des strömenden Regens noch einen Augenblick an der Thüre stehen und sah dem Wagen nach, bis er um die Ecke verschwunden war. Dann schlug er eine laute Lache auf und sprach zu sich selbst: „Nun, heute habe ich gezeigt, daß ich bereitwillig den linken Backen hinhalte, wenn man mich auf den rechten geschlagen. — Sogar Onkel Tom müßte mit mir zufrieden sein."

Oben in seinem Atelier angekommen, zog er seinen leichten Morgenrock aus (es war dies ein kostbares Gewand, aus einem feinen Shawl gemacht), der jetzt von dem Regen draußen ganz durchnäßt war. Er warf ihn verächtlich in eine Ecke und nahm sich alsdann eine frische Cigarre, die er ruhig anzündete.

„Sie sind ärgerlich?" sagte freundlich Herr Beil; „haben auch alle Ursache dazu. Es ist das von diesen vornehmen Herren eine eigene Art, mit renommirten Künstlern umzugehen."

Der Maler betrachtete, ohne augenblicklich eine Antwort zu geben, die holden Züge, die ihm von der Leinwand auf der Staffelei entgegen lachten. Nach einer längeren Pause sagte er erst: „Ah! da kann von vornehmen Herren eigentlich gar nicht die Rede sein! Der Herr von Brand hat allerdings eine anständige Tournure; mit wirklich vornehmen Herren ist es angenehm umzugehen. — Aber der Andere! — Wissen Sie, lieber Herr Beil, solches Volk, das sich aus dem Staube und dem Dreck herauf geschmeichelt, das, wenn es auch jetzt einen feinen Frack und gute Handschuhe trägt, doch die freche Bedientenseele nie verleugnen kann, das es wagt, im ekelhaftesten Hochmuth auf uns herum zu tappen, weil es begnadigt ist, sich als moralischer Spucknapf seines Herrn gebrauchen zu lassen, — das sind ja oft leider die Geschöpfe, an die wir arme Künstler gewiesen sind, das sind die Zwischenträger zwischen der reinen heiligen Kunst und den Großen der Erde, denen persönlich zu nahen so Wenige von uns gewürdigt werden. — Was ich vorhin von der Sklaverei sagte, ist ganz richtig: all' diese armen Maler und Bildhauer, die mit Herrn von Dankwart

und ähnlichem Gelichter zu thun haben, sind arme unglückliche Sklaven, welche die Arbeit ihrer Tage, die Träume ihrer Nächte für ein elendes Honorar verkaufen. Und da das Bild bezahlt ist, soll der Künstler zufrieden sein; jene hohen Herrschaften aber fühlen nicht, daß ihm, so nothwendig er auch die paar Thaler gebrauchen kann, doch ein freundliches anerkennendes Wort ein schönerer Lohn wäre und ihn anspornen müßte zu noch besseren Werken. — Nein, sie fühlen das nicht, sonst würden sie nicht solche Dankwarte schicken und uns die Schmach anthun, daß wir aus solchem Munde vernehmen müssen: Seine Hoheit sind mit Ihnen zufrieden, Seine Hoheit haben Ihr Bild für etwas Vortreffliches erklärt." — Damit schwieg er und wischte auf der Leinwand herum.

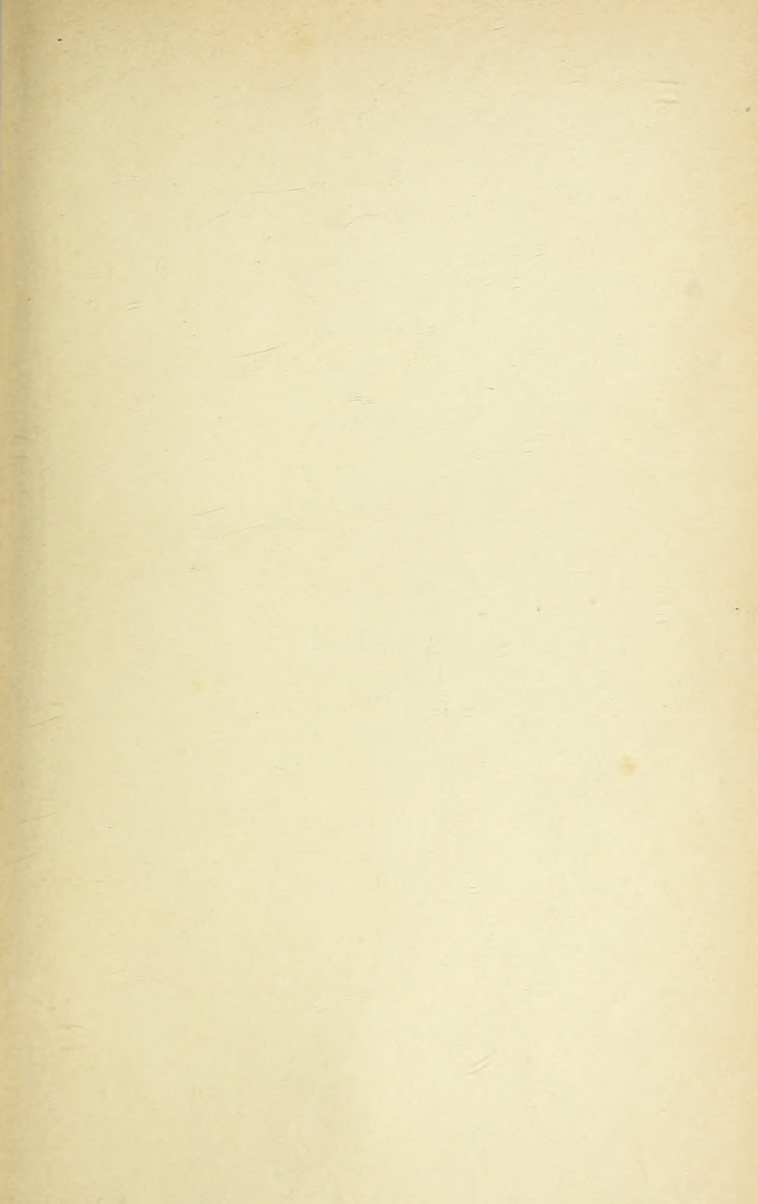
„Doch, Gott sei Dank!" fuhr er nach einer Pause fort, „es hat mich ordentlich beruhigt, daß ich mich gegen Sie ein wenig aussprechen konnte. Ich versichere Sie, mich hatte da unten eine unbeschreibliche Wuth erfaßt: Herr von Dankwart schwang da eine artige Geißel gegen mich armen Künstlersklaven; er verlangte nämlich, ich solle zeigen, ob ich auch in der That etwas verstände, und als Probe soll ich sein Gesicht abconterfeien."

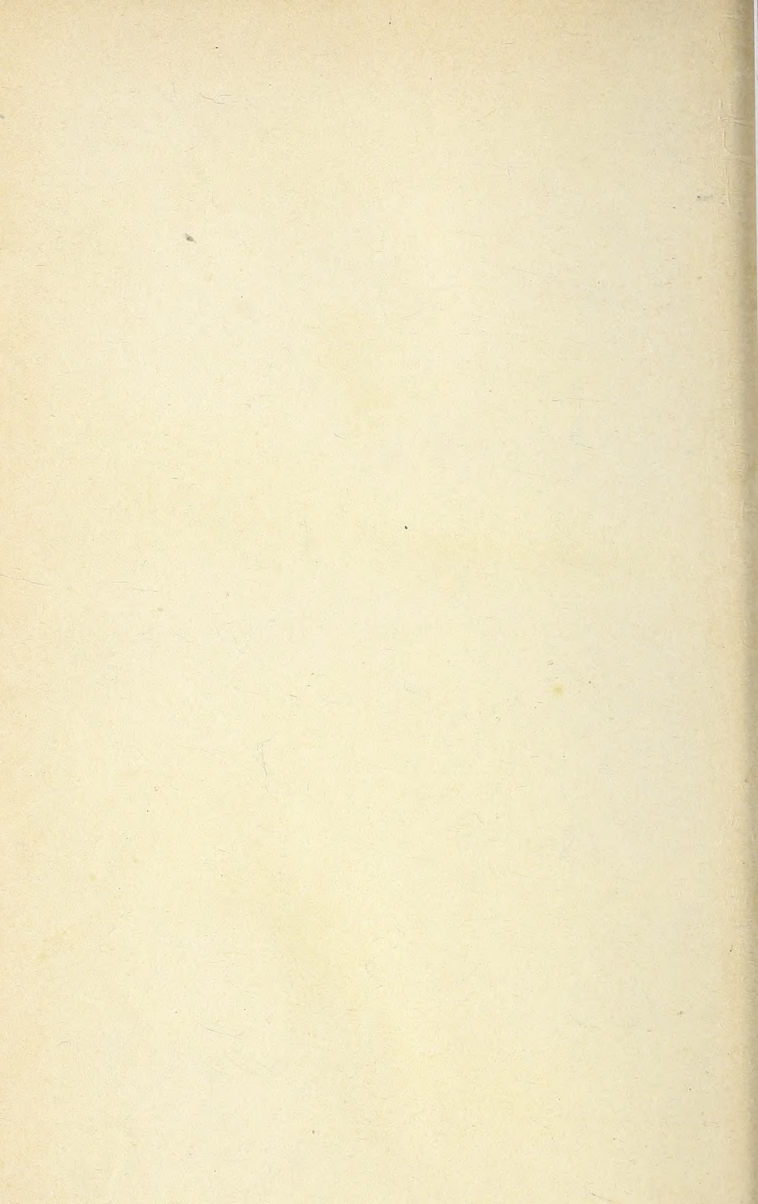
„Brrr!" machte Herr Beil, der unterdessen den nassen Morgenrock Arthurs aus der Ecke des Zimmers hervorgeholt. — „Und für alles das haben Sie Ihr allerliebstes Kleid hier total verdorben?"

„Das geht zum Uebrigen in den Kauf, wenn man eine vornehme Kundschaft hat," entgegnete lachend der Maler. „Aber wissen Sie, was mich im Umgange mit solchen Menschen, wie der Herr von Dankwart ist, am meisten ärgert? — Das sind die Anreden, mit denen sie uns begnadigen: ‚Mein lieber Herr!' ‚Mein Freund!' und dergleichen. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, aber das kann mich zur Wuth bringen; es soll das herablassend sein, freundlich und gnädig. — Mein lieber Freund! — Es ist aber wie das Du, mit dem ich meinen Bedienten anrede. Und wehe diesem, wenn er sich unterstände, ebenso zu antworten! und wehe uns, wenn wir auf eine solche Anrede ebenfalls antworten würden:

‚Mein lieber Freund!‘ — Diese Dankwarte müssen sich absolut etwas Apartes gegen uns heraus nehmen. Würden sie einfach unsern Namen nennen, so ständen wir ihnen ja gleich, indem wir auch den ihren aussprechen; aber nein! Da reichen sie ihre Hand tief hinab in den Staub und sagen, indem sie weit — weit über uns hinweg sehen: mein lieber Freund!“







Americana

P. 112 ff. story about a slave / imitation of „Uncle Tom"

P. 174

